Freie Forschung.

Freie Forschung.

Kleine Schriften

zur

Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache

von

Franz Pfeiffer.

Wien.
Tendler & Comp.
1867.

Den lieben Collegen

Heinrich Siegel

und

Johannes Vahlen

in treuer Gesinnung

gewidmet.

Vorwort.

Den äußern Anlaß zu dieser Sammlung zerstreuter Aufsätze und Abhandlungen gab mir zunächst der von verschiedenen Seiten und wiederholt an mich ergangene ausdrückliche Wunsch; sodann der Umstand, daß mehrere meiner im Einzeldruck erschienenen kleinen Schriften, obwohl im Buchhandel längst fehlend, immer noch verlangt werden. Ein weiterer Antrieb lag für mich in der Wahrnehmung, daß Sinn und Empfänglichkeit für die altdeutschen Studien seit einiger Zeit auch außerhalb des engern Kreises der Fachgenossen sichtbar in erfreulichem Wachsthum begriffen sind. Und zumal jetzt, nachdem durch die „Deutschen Classiker des Mittelalters“ unter den Gebildeten die schon fast erstorbene Liebe zur alten Poesie in wunderbar rascher und überraschender Weise neu geweckt und belebt ist, dürfen wir uns wohl mit einiger Zuversicht der Hoffnung hingeben, daß sich eine erhöhte Theilnahme von dieser Seite mehr und mehr auch unseren

ernsten gelehrten Forschungen zuwenden werde, vorausgesetzt, daß diese durch Gegenstand und Inhalt der Aufmerksamkeit werth, und in lesbarer verständlicher Form vorgetragen sind.

Letzteres ist nicht ganz so überflüssig und gleichgiltig, als manche sehr gelehrte Herren zu glauben scheinen. Glänzende Beispiele aus älterer und neuer Zeit lehren, daß gründliche methodische Forschung nicht unvereinbar ist mit klarer ansprechender Darstellung. Nach einer Verbindung von Beiden habe auch ich von jeher gestrebt, wenn ich dem öffentlichen Urtheil Glauben schenken darf, nicht ganz ohne Erfolg.

Leser der gedachten Art sind es, die ich meinem Buche vornehmlich wünsche, und Rücksichten auf sie haben mich bei der Auswahl geleitet. Mit Ausschluß aller reinphilologischen, bloß oder doch vorzugsweise mit Textkritik sich beschäftigenden Aufsätze haben daher insbesondere die litterarhistorischen, und unter den sprachgeschichtlichen nur diejenigen hier Aufnahme gefunden, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen.

Die Mehrzahl des hier Gebotenen ist polemischer Natur, aber ich hoffe polemisch im guten Sinne, insofern nicht die Lust am Widerspruch und an der Negation meine Feder führte, sondern die Liebe zur Wahrheit, das ernste aufrichtige Streben, an die Stelle des Be-

kämpften Positives zu setzen, und durch Nachweis und Widerlegung des Irrthums die Wissenschaft zu fördern. Ist mir solches nicht ganz mißlungen, haben meine Streitschriften auch nur einen Theil des von mir Erstrebten erreicht, so ist meine Polemik eine wohlberechtigte, gegen jeden Vorwurf geschützte. Denn obwohl Viele vor jeder Art Polemik ein wahres Grauen empfinden, an sich ist sie etwas Unentbehrliches: wir bedürfen ihrer so gut wie der Luft, in der wir athmen; ist doch alles lebendige Weiterarbeiten mit Nothwendigkeit bis zu einem gewissen Grade gegen die bestehenden Systeme der Wissenschaft gerichtet, und eben der Conflict mit ihnen das Zeichen der Productivität (s. Theodor Jacobi, Beiträge zur deutschen Grammatik. Berlin 1843. S. V.); denn nicht die ruhige Zustimmung, sondern „der Widerspruch macht productiv" (s. Goethes Gespräche mit Eckermann. 3,122).

Kann somit die Berechtigung, ja Nothwendigkeit der Polemik nicht geläugnet werden, so werden doch andererseits über den Ton, über die Art und Weise, wie sie geübt wird, die Ansichten um so weiter auseinander gehen, je nach der lebhaftern oder ruhigern Gemüthsart der Leser. Ich zweifle daher keinen Augenblick, daß wie von dem frühern so auch von den neuen Manche meinen werden, ich sei in meiner Polemik hier und da weiter

gegangen, als gerade nöthig war, meine Abhandlungen würden eben so sichere, vielleicht sogar größere Wirkung gemacht haben, wenn ich mit meinen Gegnern sanfter verfahren und meine Ansicht in gemäßigterem Tone vorgetragen hätte.

Sie mögen an sich nicht ganz unrecht haben, die so denken; allein sie vergessen dabei, daß sich die größere oder geringere Heftigkeit des Angriffs nach dem Widerstand zu richten hat, den man findet und überwinden muß, z. Th. auch nach der Zahl und Beschaffenheit der zu bekämpfenden Gegner. Nun galt und gilt aber hier der Kampf zumeist einer zwar nur ganz kleinen, aber durch Fügung von allerlei Umständen immerhin einflußreichen Partei, die durch mehrere Jahrzehente die germanistische Wissenschaft fast unbestritten beherrscht hat, und jeder irgend erheblichen Abweichung von dem, was sie für das Richtige hält, einen Widerstand entgegensetzt, der an Starrsinn und Verbissenheit seines Gleichen sucht. Wer kann hoffen und erwarten, mit Ruhe und Gelassenheit hier etwas Nennenswerthes auszurichten? Daß man mit Blei keine Quadersteine durchbricht, hat schon Konrad von Würzburg gewußt (s. Germania 12, 11).

Dieselbe Nothwendigkeit scharfen energischen Angriffs besteht, wenn man statt einer engegeschlossenen Schaar auch nur einem Einzelnen gegenüber steht, sobald

dieser Mann ein in der Wissenschaft hoch angesehener berühmter ist. Zwar meinen Viele, hier verlange die Ehrfurcht und Pietät ein leises demüthiges Auftreten. Ich für meine Person bin hierüber etwas anderer Ansicht. Erstens verbreitet sich ein Irrthum, der von einem berühmten Manne ausgeht, unter dem Schilde seines Namens weit rascher, er dringt tiefer ein und wirkt verderblicher, als wenn dessen Urheber zu den minder einflußreichen und bedeutenden Geistern zählt. Zweitens hat man in solchem Falle nicht bloß das Gewicht der Gründe, sondern auch das der Autorität zu überwinden, indem alle Welt geneigt sein wird, dem Berühmten gegen den Unberühmten oder minder Angesehenen recht zu geben. Hier ist daher eine gewisse Energie doppelt von Nöthen, denn das schneidigste Schwert in lahmer Hand wird nur wenig ausrichten, und ohne Schärfe und Entschiedenheit laufen die besten Gründe Gefahr wirkungslos zu verhallen.

In solcher Lage befindet sich meine Polemik gegen Wilhelm Grimm, insbesondere aber gegen Lachmann und dessen Anhänger, und von diesem Gesichtspunkte aus muß sie betrachtet und beurtheilt werden, will man ihr gerecht werden.

Ich habe mein Buch „Freie Forschung" genannt und hoffe damit dessen Charakter deutlich bezeichnet zu

haben, sind doch mehr oder weniger alle darin aufgenommenen Aufsätze aus dem lebhaften Gefühl für geistige Freiheit und Unabhängigkeit hervorgegangen, das einen Grundzug meines Wesens bildet und sich durch keinerlei Druck und Zwang, komme er woher er wolle, schweigen und unterdrücken lassen wird.

Alle die Stücke sind neu durchgesehen, und hier und da, wo es nöthig schien, theils gekürzt, theils erweitert worden; Beides jedoch nicht so, daß ihre frühere Gestalt eine irgend erhebliche Änderung dadurch erfahren hätte. Um Denjenigen unter meinen Lesern, welche meine Arbeiten schon kennen und besitzen und, aus Wohlwollen für sie und mein Streben, sich diese Sammlung dennoch zulegen werden, nicht schon lauter Bekanntes zu bieten, sind ein paar ungedruckte Sachen beigefügt: das Nachwort zu der Abhandlung über „Die mittelhochdeutsche Hofsprache.“ S. 335—342 und den neuen Aufsatz Nr. IX: „Unhöfische Worte.“ S. 345—360; zwei Kleinigkeiten im Grunde, die ich aber deshalb ihrer Aufmerksamkeit empfehle, weil ich hoffe, ein paar schon früher von mir aufgeworfene und behandelte Fragen darin zur sichern Entscheidung gebracht zu haben.

Wien, am 1. Mai 1867.

Franz Pfeiffer.

Inhalt.

I.

Nibelungenlied.

1862.

Der Dichter des Nibelungenliedes.

Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kais. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862.

Gleich den homerischen Gesängen ist bekanntlich auch das deutsche Nationalepos, ist unser Nibelungenlied, der Gegenstand widerstreitender Meinungen, der Erisapfel geworden, um den unsere Gelehrten hadern und kämpfen. Sie thun es mit all dem Eifer und der Energie, die den Deutschen in derlei Dingen auszeichnen. Ob wir diese Heldenlieder als Erzeugnisse des dichterischen Geistes ganzer Völker, oder aber als einheitliche poetische Thaten bestimmter Personen zu betrachten haben, das sind hier wie dort die Angelpunkte, um die der Streit sich dreht. Wie lange er auch schon gedauert, immer noch schwankt der mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns geführte Kampf unentschieden hin und her, noch stehen sich die Vertheidiger beider Ansichten schroff gegenüber und noch ist der Zeitpunkt nicht abzusehen, der die feindlichen Parteien friedlich einigen und versöhnen wird.

Um derlei litterarische Controversen pflegt sich in der Regel die außerhalb des Gelehrtenthums stehende gebildete Welt wenig zu kümmern; häufiger geschieht, daß sie sich von der Erörterung solcher Streitfragen widerwillig abwendet. Nach meiner Ansicht würde man Unrecht thun, sie darob ernstlich zu tadeln; eher darf man es als ein Glück betrachten, daß es noch Menschen gibt, die

sich, unbeirrt durch kritische Zweifel und Bedenken, dem reinen Genusse der Poesie harmlos und unbefangen hinzugeben im Stande sind. Ob Ilias und Odyssee aus einzelnen Rhapsodien oder die Nibelungen aus einzelnen Volksliedern erst nach und nach zu Epopöien zusammengeschmolzen, oder ob sie als Ganzes von ganzen Dichtern sind verfaßt worden, ist für den Freund der Dichtung eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Genug, daß sie da sind und durch die frische belebende Kraft, die jeder wahren Poesie inne wohnt, der Gegenwart ein ebenso unversieglicher Quickborn, ein Jungbrunnen sind, als sie es einer langen Vergangenheit waren und den kommenden Geschlechtern sein werden.

Durch solche Betrachtungen kann jedoch die Wissenschaft das ihr zustehende Recht sich nicht verkümmern lassen: ich meine das Recht der Forschung. Nach Grund und Ursprung, nach Wesen und Entstehung und Zusammenhang der Dinge unabläßig zu forschen und zu fragen, ist tief in der menschlichen Natur begründet. Diesem immer wachen Triebe nach Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit, den Gott in uns gelegt, verdanken wir jeden Fortschritt, jede Veredelung und Verbesserung im Leben des Einzelnen wie der Menschheit. Wie kleinlich auch manche gelehrte Erörterung und Untersuchung scheinen mag, in der Wissenschaft gilt nichts klein oder gering: ist doch selbst das scheinbar Unbedeutende ein Glied in der ungeheuren Kette, die das All umschlingt, und nur aus der genauen Erkenntnis des Kleinen kann die Erkenntnis des großen Ganzen hervorgehen. Selbst wenn solche Forschungen zu nichts sonst gut wären, so sind sie unentbehrlich und unschätzbar zur Übung und Schärfung des Geistes.

Diese kurzen Bemerkungen hier vorauszuschicken, schien mir um so angemessener, als sich mein heutiger Vortrag mit einem Gegenstande beschäftigt, der, schon vielfach behandelt, Manchen als belanglos und unwichtig, Andern als überflüssig und zu kei-

nem Ergebnisse führend vorkommen wird. Ich bin hierüber, wie gesagt, anderer Meinung. Unsere gesammte Litteratur alter und neuer Zeit besitzt keine Dichtung von so ergreifender Gewalt, keine, der so sehr der Stempel deutsches Geistes und Wesens aufgedrückt ist und die daher in höherem Grade der allgemeinen Hochhaltung und Theilnahme des Volkes würdig wäre, als das Nibelungenlied. Diese Ansicht scheint sich mehr und mehr und in erfreulichster Weise Bahn zu brechen. Ohne die Handlungsweise jenes schwäbischen Mädchens gerade zu billigen, das ihren Bräutigam nur deshalb aufgab, weil sie die unangenehme, sie tief demüthigende Entdeckung gemacht hatte, daß er das Nibelungenlied nicht gelesen, darf sie doch als ein charakteristisches Zeichen von der immer weiter greifenden Liebe zu unserem Liede und der Ansicht gelten, daß dasselbe keinem Gebildeten unbekannt sein sollte. Einem Denkmale solcher Art Fleiß und Nachdenken zu widmen, es dem Verständniße der Gegenwart möglichst nahe zu rücken und zu erschließen, kann daher, auch in den Augen der gebildeten Welt, kaum anders als eine würdige und lohnende Aufgabe für die Wissenschaft erscheinen.

Wie viel nun auch in dieser Richtung durch Ausgaben, durch Erklärungen, Wörterbücher und Übersetzungen geschehen ist, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der über Ursprung und Entstehung des Liedes ruht, ist noch Keinem gelungen, so viele Versuche auch schon gemacht wurden, von dem so natürlichen Wunsche geleitet, zu wissen, wem wir die herrliche Gabe zu danken haben. Für die Anhänger der Liedertheorie besteht diese Frage eigentlich nicht mehr; denn die Verfasser der einzelnen Lieder ausfindig zu machen ist eben so unmöglich, als der Name dessen, der die angeblichen Volkslieder gesammelt, geordnet und zu einem Ganzen vereinigt hat, im Grunde gleichgültig ist. Daher hat auch, seit Lachmann diese Entstehungsart des Liedes behauptet und für

Viele in überzeugender Weise begründet, unter seinen Anhängern die Weiterforschung fast völlig geruht, und kaum der Rede werth ist, was seitdem von dieser Seite für das Lied und seine Erklärung geleistet wurde.

In ganz anderer Lage befinden sich die Gegner dieser Ansicht. Durch Holtzmanns siegreiche Bekämpfung der Liedertheorie und durch sein mannhaftes Eintreten für die Einheit des Gedichtes von den Fesseln befreit, die sie so lange hemmten und beengten, gerieth hier die Forschung in neuen Fluß, wichtige Fragen kamen zur Erörterung, neue Gesichtspunkte thaten sich auf und über manches vordem Dunkle ward mit einem Male helles Licht verbreitet. Auch nach dem Namen des Dichters zu fragen ist den Vertheidigern der Einheit des Nibelungenliedes unverwehrt. Von diesem Rechte der freien Forschung ist denn auch öfter Gebrauch gemacht worden. Der Reihe nach hat man auf Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Ems u. A. gerathen. Es waren aber diese Hypothesen in der That mehr nur ein Rathen, ein willkürliches Hin- und Hertasten ohne alle wissenschaftliche Begründung, und darum mit Recht, kaum ausgesprochen, auch schon verworfen und vergessen. Auf scheinbar besserer, aber nichts weniger als sicherer Grundlage beruht die von Holtzmann aufgestellte Ansicht. Fußend auf die Aussage der Klage, daß der Bischof Pilgerin von Passau auf Grund von Volksliedern und Sagen und aus dem Munde von Spielleuten die Schicksale der burgundischen Helden zu Ende des zehnten Jahrhunderts durch seinen Schreiber, Meister Konrad, habe aufschreiben lassen, hat er den Beweis zu führen gesucht, daß eben dieser Konrad der Dichter des ursprünglichen Werkes sei, das uns nun in einer Umarbeitung und Erweiterung des zwölften Jahrhunderts vorliege. Diese Behauptung steht aber im Widerspruche mit den ausdrücklichen Worten

der Klage, die gezwungene Deutung, die Holtzmann diesen Worten gegeben, hat Niemand befriedigt und für seinen Meister Konrad hat er nur geringen Glauben zu erwecken vermocht.

Wenn ich nun die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes hier abermals aufnehme und einer Entscheidung entgegen zu führen den Versuch mache, so ermuthigt mich hiebei das Bewußtsein, daß ich von sichern Grundlagen ausgehe und nirgend zu gewagten oder künstlichen Beweisführungen Zuflucht zu nehmen brauche. Ob es mir gelingen wird, die Sache auch für Andere so überzeugend zu machen, wie sie es für mich ist, steht freilich dahin.

Den Ausgangspunkt nicht allein, sondern den Mittel- und Angelpunkt meiner Untersuchung bildet die metrische Form, die im Nibelungenliede waltet. Welch wichtige Rolle in litterarhistorischen Fragen die Metrik spielt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Es ist dies ein Weg, den Andere in derselben Frage schon vor mir theils angedeutet, theils wirklich betreten haben; aber Alle sind auf halbem Wege stehen geblieben, Keiner bis zum eigentlichen Ziele vorgedrungen [1]. Alle die, sei es gelegentlich, sei es in besonderen Schriften, über die Nibelungenstrophe geschrieben, haben eines der wichtigsten Momente, auf dessen Hervorhebung und Sicherstellung es vor Allem ankommt, übersehen. Ich meine die Frage: war die Nibelungenstrophe eine unmittelbar aus dem schöpferischen Geiste des Volkes hervorgegangene, althergebrachte, zu gewisser Zeit allgemein übliche poetische Form für das Volksepos oder doch einzelne Theile desselben, oder aber: ist sie das Werk bewußter vorgeschrittener Kunst? Ist sie letzteres, ist sie das Kunstwerk eines Einzelnen, wer war der Urheber oder Erfinder? Gelingt es uns diese beiden Fragen mit Sicherheit zu beantworten, so sind wir dem Ziele unserer Untersuchung um ein Beträchtliches näher gerückt.

Die vergleichende Litteraturgeschichte lehrt uns, daß die Völker des Alterthums in frühester Zeit nur éine Art der Poesie kannten, die epische, und daß diese unstrophisch war. Erst als aus der Epik die Lyrik sich entwickelte und als selbständige Gattung auftrat, begann sich strophische Gliederung zu zeigen. Zwar in der ältesten Poesie des skandinavischen Nordens, in den Eddaliedern, herrscht vielfach strophischer Bau. Doch ist er keineswegs regelmäßig, und gleich der dem lateinischen Kirchengesang nachgeahmten Otfriedischen Strophe mehr nur dem Auge als dem Ohre bemerkbar; überdies gehört die Aufzeichnung der Lieder erst einer späteren Zeit an, die für die treue Überlieferung der ursprünglichen Form keine Gewähr bietet. Wie dem übrigens sei, die älteste deutsche Poesie kennt den Strophenbau so wenig als die angelsächsische. Wie bei den Griechen und Römern der Hexameter, so bildet bei den germanischen Volksstämmen die Langzeile den epischen Vers. Der Ursprung beider reicht in das früheste Alterthum zurück, ihre Urheber kennt Niemand, sie sind Gemeingut und daher überall im Gebrauch. Als im neunten Jahrhundert Otfried aus dem lateinischen Kirchengesang auch den Endreim entlehnte und an der Stelle der Allitteration in die deutsche Poesie einführte, blieb gleichwohl Maß und Charakter der alten epischen Langzeile unverändert. Wie die zwei Vershälften, aus denen sie besteht, bisher durch die Allitteration, durch den Anreim, so wurden sie nun durch den Endreim zusammengehalten und zu einer metrischen Einheit verbunden. Die sogenannten kurzen Reimpaare von je vier Füßen oder Hebungen, die von Otfried an die deutsche Poesie bis auf Opitz, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend beherrschten, sind nichts anderes als die achtmal gehobene alte Langzeile. Diese allein ist es, die auf den Namen des wahren, alterthümlichen, volksmäßigen deutschen Verses Anspruch machen darf.

Von einer strophischen Gliederung der Verse dagegen, d. h. von einer künstlichen Verbindung mehrerer Verse zu einem einheitlichen in sich abgeschlossenen Ganzen, weiß die deutsche Poesie vor dem zwölften Jahrhundert nichts. Erst im Beginn dieses Jahrhunderts, und zwar in Begleitung der Lyrik, sehen wir die strophische Form auftauchen. Lyrik und Strophe stehen im innigsten Zusammenhang, das Eine bedingt das Andere. Volksmäßige lyrische Poesie hat es wohl schon vor dieser Zeit gegeben, wenn auch die Denkmäler selbst uns verloren sind. Als solche dürfen wir die Liebes- und Brautlieder, die Tanz- und Gesellschaftslieder, auch die Leiche betrachten, von denen die Zeugnisse aus althochdeutscher Zeit uns berichten. Aber all' diese Gesänge waren gewiss mehr episch als lyrisch, d. h. sie werden mehr nur in die Lyrik überklingende kurze Erzählungen als eigentliche Lieder im späteren Sinne gewesen sein. Über die metrische Form dieser Gesänge wissen wir lediglich nichts; aber das Hildebrands- und Ludwigslied lassen vermuthen, daß sie wie diese in der üblichen Langzeile gedichtet waren. Im Gegensatz zum Epos, das in seiner Reinheit und Ursprünglichkeit nicht das Werk eines Einzelnen, sondern nur der Ausfluß der Gesammtheit, die dichterische Verklärung der historischen Erinnerungen und religiösen Vorstellungen eines ganzen Volkes sein kann, ist das lyrische Lied das Product eines Einzelnen, der poetische Ausdruck der wechselnden Gefühle, Stimmungen und Gedanken einer bestimmten Individualität. Daher kann die Lyrik als Gattung erst dann sich entwickeln, wenn aus dem Gemeinsamen das Einzelne sich losringt und die Person, das Subject, zur Geltung gelangt. Das geschah in Deutschland nach dem Beginn, zum Theil als Folge der Kreuzzüge, als an die Stelle der alten Gemeinsamkeit der Bildung und des Lebens Unterschiede und Trennungen traten, als die alten Stände sich lösten und das Individuum in sein Recht eingesetzt wurde. Mit

dem Inhalt der Poesie änderte sich alsbald auch die Form. Neben den bisher allein gültigen alten epischen Vers drängte sich die Strophe, die ebenso den Stempel des Individuellen an sich trägt, wie jener den der alten Volksgemeinsamkeit.

Dieselben Entwicklungsstufen finden wir in der Geschichte der griechischen Poesie. Noch die homerischen Hymnen, obwohl sie lyrisch-epischen Charakter tragen, waren, wie ohne Zweifel auch in Deutschland alles Lyrikartige vor dem zwölften Jahrhundert, im alten epischen Versmaße gedichtet. Aber gleich mit dem Erwachsen der lyrischen Poesie zur Selbständigkeit tritt auch die strophische Form auf und knüpft sich, gerade wie in Deutschland, sogleich an einzelne, bestimmte, historisch nachweisbare Individualitäten. Hier wie dort ist der Strophenbau in den ersten Anfängen noch einfach, naiv, schmucklos; aber je weitere Kreise die Lyrik beschreibt, zu um so höherer Kunst, Fülle und Manigfaltigkeit entfaltet sich die strophische Form.

Weiter jedoch erstreckt sich die Analogie zwischen griechischer und deutscher Lyrik nicht. Während nämlich dort die Strophenform, gleichviel ob mit dem Namen ihres Erfinders versehen oder nicht, Gemeingut des ganzen Volkes wurde, das jeder sich aneignen durfte, ja für gewisse Gattungen der lyrischen Poesie aneignen mußte, herrschte in Deutschland ein ganz anderes, geradezu umgekehrtes Gesetz. Hier war der Erfinder zugleich auch der Eigenthümer. Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von Anderen zwar nachgeahmt, d. h. umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Übertretung dieses Gebotes der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck Tönedieb), und so streng und unverbrüchlich wurde dies Gebot beobachtet, daß unter

der ungeheueren Masse lyrischer Gedichte vom zwölften bis gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts die widerrechtliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tones ohne Beispiel ist[2]. Was das besagen will, mag man daraus ermessen, daß schon wenige Jahrzehnte nach dem Beginne der Lyrik die öftere Wiederholung eines und desselben Tones als ein Zeichen der Unkunst galt, und daß in der Regel zu jedem neuen Liede auch ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde. Daher der erstaunliche Reichthum an den manigfaltigsten lyrischen Formen in der deutschen Liederpoesie. Walther von der Vogelweide allein weist unter zweihundert Liedern und Sprüchen nicht weniger als hundert verschiedene Tonweisen auf, und Neidhart sagt von sich selbst, daß er zum Lobe seiner Herrin (der Weltsüße) achtzig neuer Weisen gesungen habe (Haupts Ausg. 83, 24).

Noch in den späteren Meistersängerschulen des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte konnte, obwohl das alte strenge Gesetz längst aufgegeben war und jeder in schon vorhandenen Tönen singen durfte, keiner Meister werden, wenn er nicht zuvor eine eigenthümliche bisher unerhörte Tonweise erfunden hatte. Es ist einleuchtend, daß diese Nöthigung zu stets neuer Erfindung neuer strophischer Formen der deutschen Liederdichtung keinen Vortheil gebracht hat: sie hat im Beginne schon den Todeskeim in dieselbe gelegt und sie rasch der Überkünstelung und gehaltlosen Formspielerei entgegen geführt.

Die kunstreiche strophische Gliederung der Verse blieb jedoch keineswegs auf die Liederdichtung beschränkt, sondern drang alsbald auch in die Epik ein. Hier zunächst und vorzugsweise in Gedichte, deren Stoffe der deutschen Heldensage angehören. Daß dieser Weg der wahre richtige und nicht etwa umgekehrt die lyrische Form aus dem epischen Volksgesang sich entwickelt, dürfte schon nach dem Vorgetragenen unzweifelhaft sein, wird aber zur

unumstößlichen Gewissheit erhoben, wenn nachgewiesen werden kann, daß die strophische Form in der epischen Poesie unter demselben Gesetze steht, wie die der Liederpoesie, mit andern Worten, daß sie dort in derselben Weise wie hier als das unantastbare Eigenthum ihres Erfinders betrachtet und respectiert wird. Dieser Beweis kann auf's Vollständigste geführt werden.

Unter allen Strophenformen der Heldendichtung die älteste ist unstreitig die Nibelungenstrophe. Nicht nur, daß sie sich vor andern durch Einfachheit, Ebenmaß der Form und wirkungsvolle Kraft auszeichnet, sie ist auch zugleich diejenige, die durch alle übrigen epischen Strophenbildungen deutlich bemerkbar hindurchklingt. Über den Ursprung dieser Strophe sind schon mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Wackernagels Ansicht, der sie für eine Nachahmung des Alexandriners hielt, ist niemals durchgedrungen und darf als abgewiesen betrachtet werden [3]. Andere haben sie aus der epischen Langzeile herleiten wollen [4]. Aber alle diese Versuche haben nur dazu gedient, in noch helleres Licht zu setzen, was schon vorher nicht undeutlich war, nämlich, daß die Nibelungenstrophe mit der alten Langzeile so gut wie nichts gemein hat. Der alte, durch Otfried umgestaltete epische Vers zerfällt, wie wir gesehen haben, in zwei gleiche Hälften von je vier Hebungen, die durch den Endreim zur achtmal gehobenen Langzeile verbunden werden. In der vierzeiligen Nibelungenstrophe dagegen entspricht nur eine der Zeilen, die vierte, in ihrem Maße der Langzeile, während die drei ersten in zwei ungleiche durch einen ursprünglich reimlosen Einschnitt (Cäsur) geschiedene Hälften von je vier und drei Hebungen oder Füßen zerfallen [5]. Sodann sind nicht die beiden ungleichen Hälften, sondern es sind die Langzeilen selbst, und zwar je zwei und zwei durch den Reim mit einander verknüpft. In der That, wenn es auf dem Gebiete der metrischen Form jemals eine Neuerung, ein Abweichen aus dem Geleise des

Herkömmlichen gab, so ist es für jene frühe Zeit diese so einfache und zugleich so kunstvolle Strophe.

Wäre nun diese Strophe, was schon an sich unwahrscheinlich, unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgegangen, in der Weise, wie die alte epische Langzeile, also durch Volkssänger und Spielleute, so könnte es fast nicht fehlen, daß sie, gleich jener, als Gemeingut betrachtet und als solches bei Bearbeitung einheimischer Sagenstoffe allgemein gebraucht worden wäre. Dies ist jedoch durchaus nicht der Fall; im Gegentheil, bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist außer dem Nibelungenliede kein zweites Gedicht in der nach ihm benannten Strophe gedichtet und alle übrigen in diese Zeit fallenden Dichtungen, mögen sie nationale oder fremde Sagen, oder auch didaktische Stoffe behandeln, zeigen eine von der Nibelungenstrophe abweichende Gestalt. Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, als sich, nicht bloß im bürgerlichen und Staatsleben, die Begriffe von Mein und Dein zu verwirren und die Bande des Gesetzes und der Ordnung zu lockern begannen, gelangte der Nibelungenvers, zum Theil nicht ohne Zerstörung seiner ursprünglichen Form[6] zu allgemeinerer Anwendung; so im gr. Rosengarten, Ortnit, Hug- und Wolfdietrich[7], Alphart und Anderen, Gedichten, die, unbeschadet der Alterthümlichkeit der darin bearbeiteten Stoffe, auch sonst, in Ton und Haltung, den Verfall der alten Kunst zu erkennen geben. Aber aus der früheren Zeit, auf die es hier allein ankommt, ist wie gesagt kein Beispiel der Entlehnung bekannt.

Der Nibelungenstrophe am nächsten steht die in Walther und Hiltegund, einer leider nur bruchstückweise auf uns gekommenen Dichtung, gebrauchte.

Dô der künic Alpkêr gehôrte dise sage,
do entweich im ungemüete und ouch sîn langiu klage.

die boten er vlîziclîche enpfie und ouch sîn wîp.
si wurden harte grôzer vreuden rîche durch den Walt-
heres lîp.

Hier stimmen die drei ersten Langzeilen und der letzte Halbvers in Maß und Reim mit der Nibelungenstrophe. Der erste Halbvers der letzten Zeile dagegen zählt nicht weniger als sechs Hebungen statt der vier im Nibelungenliede.

Anders im Kudrunliede.

Daz kom an einem âbende daz im sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrlîcher stimme, daz ez wol gevallen
muose al den liuten; dâ von gesweic der vogellîne schallen.

Statt der durchwegs stumpfen Reime in den Nibelungen und in Walther und Hiltegund haben wir hier in den beiden letzten Zeilen klingende und der letzte Halbvers enthält nicht bloß vier, sondern fünf (eigentlich sechs) Hebungen.

Wieder anders in der Rabenschlacht, der in ihren echten Theilen schon die Strophenform ein höheres Alter zuweist.

Als nu kam ze Berne daz her von Hiunen lant,
dô wart geslagen ûf daz gras manec gezelt zehant.
vil vreuden si pflâgen,
mit hôchvart und mit schalle si dâ lâgen.

Die beiden ersten Zeilen entsprechen der Nibelungenstrophe, die beiden letzten, klingend gereimten, von drei und fünf (oder vier und sechs) Hebungen ohne Cäsur, weichen völlig ab.

Abermals verschieden sind die Strophenbildungen in den wenigen Denkmälern der Spielmannspoesie, im Salman und Morolt aus dem zwölften, in den beiden Räthselliedern von König Tirol von Schotten und Fridebrant aus dem dreizehnten Jahr-

hundert, zwei so volksmäßigen Gedichten, wie man sie nur verlangen kann.

Im Morolt besteht die Strophe aus vier Zeilen, von denen die drei ersten viermal gehoben sind und nur die vierte achtmal gehobene der letzten Nibelungenzeile entspricht.

Dô sprach diu frouwe wol getân:
„swîc unde lâ die rede stân!
jâ bist du'z selbe, Salmans man.
kumt mir der künic Phârâô, ez muoz dir an dîn leben gân“.

Im König Tirol ist die Strophe eine sechszeilige. Die fünf ersten sind viermal gehoben, die letzte ist eine der vierten Zeile der Nibelungenstrophe entsprechende Langzeile mit acht Hebungen und Cäsur:

Als man die morgenzît vernam,
ein balsamsmac an si bekam
mit lüften, daz er lîse gie.
ietweder boum den smac enpfie:
der eine wart grüen' unde breit,
der ander fûl unt dürre gar; wie was der smac an si geleit?

Endlich Wolfram von Eschenbach, der wie kein Zweiter unter den höfischen Dichtern mit den volksmäßigen Heldenliedern bekannt und vertraut war, als er zu seinem Jugendgedichte, dem Titurel, die strophische Form wählte, getraute sich nicht, weder die Strophe des Nibelungenliedes, das er kannte und liebte, noch eine der übrigen schon vorhandenen Strophenbildungen zu nehmen. Er nahm sich zwar die Kudrunstrophe zum Muster, gestaltete sie aber völlig um:

Dô sich der starke Titurel móhté gerüeren,
er getorste wol sich selben unt die sîne in stúrmé gefüeren:

sît sprach er in áltér: „ich lerne
daz ich schaft muoz lâzen: der pflac ich etwenne schône
und gerne“.

Merkwürdig genug erlitt die Titurelstrophe später selbst noch eine Veränderung. Als gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein baierischer Dichter das unvollendet gelassene Gedicht wieder aufnahm und im jüngern Titurel zu ungeheurem Umfange ausdehnte, behielt er die ursprüngliche Form von drei Lang- und einer Kurzzeile nicht bei, sondern zerlegte die beiden ersten in vier durchgereimte Zeilen:

Dô Titurel der starke
sich moht' hie vor gerüeren,
ûf vorhtlîcher barke
getorste er wol die sîne in sturme füeren:
sît sprach er in alter: „nu ich lerne
daz ich den schilt muoz lâzen, des pflac ich etwenne schône
und gerne“.

Also überall, wohin wir blicken, dieselbe Erscheinung, in der Epik wie in der Lyrik. Jeder achtet und betrachtet die selbsterfundene Tonweise des Andern als dessen Privateigenthum, auf das ihm kein Recht zusteht, das man wohl nachahmen und umgestalten, nicht aber unverändert sich aneignen darf. So gebot es die Sitte, das Herkommen, unter deren Schutz und Schirm künstlerische Erfindungen damals sicherer waren, als heutzutage mit dem besten Patent.

Aus der bisherigen Untersuchung erhellt, daß die Nibelungenstrophe keine altüberlieferte oder neu aus dem Volke hervorgegangene, daß sie mit einem Worte kein Nationaleigenthum, sondern die freie Erfindung eines Einzelnen, daß sie Privat-

eigenthum war und als solches von den Zeitgenossen anerkannt und geachtet wurde.

Daß bei diesem Sachverhalt von Volkssängern und Spielleuten (Lachmann nahm deren eine ganze Reihe an), die gleichzeitig und ohne von einander zu wissen, die ganze Nibelungensage in éiner und derselben Strophe, auf die sie kein Recht hatten, dichterisch bearbeitet, daß, um es kurz zu sagen, von Volksliedern nicht mehr die Rede sein kann, dürfte schon aus diesem éinen Grunde vollkommen klar sein.

Wir haben die Nibelungenstrophe als das Kunstwerk eines Einzelnen erkannt. Nach Erledigung dieser ersten Frage schreiten wir zur zweiten: Wer war ihr Urheber oder Erfinder? Die Beantwortung derselben kann um vieles kürzer, aber mit vollster Sicherheit geschehen.

Unbestritten für den ältesten deutschen Liederdichter gilt der Kürnberger. Seine Lebenszeit läßt sich zwar, da bestimmte Angaben fehlen, nicht genau bestimmen. Da er indes dem Dietmar von Eist, der urkundlich von 1143—1171 nachgewiesen werden kann, jedesfalls vorausgeht, so ergibt sich für die Zeit seines Lebens und Wirkens die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, etwa die Jahre 1120—1140. Leider sind von dessen Liedern, die zu den frischesten und volksmäßigsten der älteren Lyrik gehören, nur wenige auf uns gelangt, im Ganzen nur fünfzehn einzelne Strophen; aber für den zu führenden Beweis sind sie mehr als ausreichend. Die in sämmtlichen Strophen des Kürnbergers erscheinende Form ist nämlich vollständig dieselbe wie im Nibelungenliede. In der Zahl der Zeilen und der Hebungen, im Maß und Bau der Verse, kurz in Allem herrscht zwischen beiden die vollkommenste Übereinstimmung. Da nun der Kürnberger der erste ist, der diese Strophe gebraucht, ausschließlich und allein gebraucht, so muß er auch deren Erfinder

sein[8]. Zum Überfluß fehlt es nicht an einem ausdrücklichen Zeugnisse. Die éine der Kürnbergischen Strophen lautet:

Ich stuont mir nehten spâte an einer zínnén,
dô hôrte ich einen ritter vil wol síngén
in Kürenberges wîse al ûz der menegîn:
er muoz mir daz lant rûmen, od ich geníeté mich sîn.

D. h. als ich vergangene Nacht spät an der Zinne stand, hörte ich aus der ganzen Menge heraus einen Ritter herrlich in des Kürnbergers Weise singen u. s. w.

Die Nibelungenstrophe wird hier ausdrücklich Kürnbergs Weise genannt und dadurch deutlich als seine Erfindung, sein Eigenthum bezeichnet; beiläufig bemerkt, das einzige Beispiel der Benennung einer Tonweise nach ihrem Verfasser vor dem vierzehnten Jahrhundert. Wunderbar genug zieht sich, gerade wie in der Epik, diese Strophe gleich einem rothen Faden auch durch die gesammte Lyrik des südöstlichen Deutschlands und bildet den Grundton für die manigfaltigsten Neubildungen lyrischer Formen[9]. Aber sich angeeignet hat sie keiner[10]. Wir werden daher kaum fehl greifen, wenn wir, auf Grund unserer bisherigen Untersuchung in dem Verfasser jener lyrischen Strophen auch den Urheber des in derselben Strophenform verfaßten epischen Gedichtes erblicken; ja nach meiner Ansicht sind wir berechtigt, den Kürnberger und den Dichter des Nibelungenliedes für éine Person zu halten.

Zur Unterstützung dieser Ansicht dient noch eine Anzahl weiterer, nicht zu übersehender Momente, während ich nur ein einziges Bedenken kenne, das unserer Annahme scheinbar ernstlich entgegensteht. Ich meine den beträchtlichen Zeitraum von fünfzig bis sechzig Jahren, der zwischen den Liedern des Kürnbergers

und unserem Heldenliede liegt und sich besonders in den ungenauen Reimen dort, in den genauen hier zu erkennen gibt. Der Unterschied ist allerdings so groß, daß er eine Identificierung zu verbieten scheint. Bevor ich daher zur Erwägung jener weiteren Momente übergehe, wird es nothwendig sein, erst dieses Hindernis aus dem Wege zu räumen.

Daß das Nibelungenlied die Gestalt, in der es uns vorliegt, nicht vor dem Jahre 1190 empfangen haben kann, ist eine Thatsache, über die eine Meinungsverschiedenheit nicht besteht. Der Beweis hiefür liegt in der Beschaffenheit von Vers und Reim. Es gibt wenige Perioden unserer älteren Litteraturgeschichte, von deren Zustand und Veränderung in Bezug auf Vers und Reim wir so genaue Kunde haben, als gerade das letzte Jahrzehent des zwölften Jahrhunderts. Der Grund ist dieser. Kurz vorher, in den Jahren 1185—1190, dichtete nämlich Heinrich von Veldeken seine Aeneide und in diesem Gedichte wurde zum ersten Male in Deutschland mit künstlerischem Bewußtsein neben regelmäßigem Versbau volle Genauigkeit, voller Gleichklang in den Reimen ein= und durchgeführt, während früher, noch wenige Jahre vorher, in den Reimen große Willkür und Ungenauigkeit, oft bloße Assonanz geherrscht hatte. Heinrich von Veldeken galt deshalb bei seinen Zeitgenossen und durch das ganze Mittelalter als der Vater der höfischen Poesie und Kunst, weil diese erst durch ihn zu Regel und Gesetz erhoben wurde. Vor ihm waren Reime wie kint : dinc, lîp : zît, wart : starc, lop : got, klagen : haben, sêle : êre u. s. w. ganz gewöhnliche, bei allen Dichtern begegnende. Wäre das Nibelungenlied in seiner gegenwärtigen Gestalt vor 1190 gedichtet, so würde es unfehlbar ähnliche Reime aufweisen. Von solchen Freiheiten findet sich jedoch nichts darin, sondern die Reime sind so rein und genau wie in den meisten Gedichten, die vom Ende des zwölften bis in die Mitte

des dreizehnten Jahrhunderts in höfischen Kreisen entstanden sind. Das Nibelungenlied, das wir kennen, muß daher nothwendig dieser Zeit angehören.

Auf der andern Seite begegnen uns in den Strophen des Kürnbergers, entsprechend ihrem hohen Alter, die eben berührten Freiheiten in großer Fülle und bilden zwischen sich und den Nibelungen eine gewaltige, kaum zu überspringende Kluft. Diese Kluft ist jedoch augenblicklich ausgefüllt, sobald nachgewiesen wird, daß das Lied in seiner vorliegenden Gestalt nicht das ursprüngliche Werk des Dichters, sondern die spätere, nach dem verfeinerten Geschmacke der höfischen Welt vorgenommene Umarbeitung eines älteren Gedichtes ist. Diesen Beweis hat Holtzmann in eingehender, scharfsinniger, überzeugender Weise wirklich geführt. Ohne das Gewicht seiner verschiedenen Gründe gering zu achten, ist es jedoch besonders ein Punkt, der mir von schlagender Kraft und bisher noch bei weitem nicht genug betont scheint. Die Nibelungenstrophe kennt, wie wir gesehen, nur stumpfen (männlichen) Reim. Nun finden wir im Liede nicht selten Reime, die mit diesem Gesetze, nach den Begriffen der ausgebildeten höfischen Verskunst in schreiendem Widerspruche stehen, zweisilbige Reime nämlich, mit langer Penultima: Kriemhilde : wilde, huoben : uoben u. s. w.; z. B.

13. Den troum si sô sagete ir múoter Úotén.
sine kund es niht bescheiden báz der gúotén.

418. Dô tet man Prünhilde kúnt mit máerén,
daz dâ vremde recken kómen wáerén.

1450. Dô der künic Ezele von ím gesándé
sîne boten zuo dem Rîne, von mánegem lándé
brâhte er vil der recken.

1563. Daz wazzer was engozzen, diu schíf verbórgén:
ez ergie den Nibelungen ze grôzen sórgén.

Wie kommen solche Reime, Reime, die nach den Gesetzen der höfischen Kunst, zumal der Lyrik, durchaus nur als klingende (weibliche) gelten und seit Heinrich von Veldeken niemals anders gebraucht worden sind, in das Nibelungenlied, das nur stumpfreimige Verse kennt und jene Wörter, wie der Augenschein lehrt, in der That auch nicht anders verwendet? Hiefür ist nur éine Erklärung denkbar.

Von Otfried bis ins zwölfte Jahrhundert gab es in der deutschen Poesie nur éine Art von Reimen, einsilbige. Ob Otfried lêren : êren, muate : guate, gisungun : zungun, oder ob er scal : ubar al, bôt : nôt, sungun : sâligun u. s. w. im Reime band, metrisch war es ein und dasselbe: ein stumpfer Reim, indem nur die letzte Silbe als Träger des Reimes galt. Der zweisilbige klingende Reim dagegen kam erst später auf, als die früher so manigfaltigen Endsilben und Flexionen ihre Tonfülle verloren und sich zu i oder e abgeschwächt hatten. Das geschah natürlich nicht auf einmal, sondern allmählich; aber um die Mitte des zwölften Jahrhunderts hatte diese Veränderung und Neubildung der Sprache ihren Abschluß erreicht und neben den bisher ausschließlich herrschenden stumpfen Reim trat nun der klingende. Noch unsere ältesten Liederdichter, der Kürnberger, Spervogel und Dietmar gebrauchen wünne: künde, zinnen: singen, bette: wecken, geweine: scheiden, gezeigen: eigen, mære: wære, slâfen: schâfen u. s. w. genau in der Weise Otfrieds und wie wir es im Nibelungenliede gesehen, als stumpfe Reime. Aber schon bei den zwei zuletzt Genannten beginnen neben den nach alter Art gemessenen stumpfen Reimen auch wirkliche klingende Reime aufzutauchen, und es ist lehrreich zu beobachten, wie hier das Alte und Neue noch neben einander hergeht. Von da ab verschwinden solche Reime gänzlich: bei allen Liederdichtern von Dietmar bis auf Heinrich von Veldeken [11] ist, wie der regel-

mäßige Wechsel männlicher und weiblicher Reime uns lehrt, der klingende Reim bereits völlig durchgedrungen, und es können hinfort nur mehr entweder wirklich einsilbige Wörter, wie man: kan, dort: wort, tôt: nôt, oder zweisilbige mit kurzer Penultima, die nach altdeutschen Lautgesetzen nur die Geltung éiner Silbe haben, wie sagen: klagen, leben: geben zum stumpfen Reime verwendet werden [12].

In der strophischen Epik herrscht genau dieselbe Regel. Das Nibelungenlied allein macht hievon eine Ausnahme, eine Ausnahme, die sich mit den seit 1190 und früher schon geltenden Reimgesetzen schlechterdings nicht in Einklang bringen läßt. Lachmann hat das recht gut gewußt: das zähe Festhalten an seiner längst und zwar urkundlich widerlegten Behauptung, daß die Namen unserer Liederdichter nicht über das Jahr 1170 zurück gehen, hat keinen andern Grund, als eben diese ungewöhnlichen stumpfen Reime des Nibelungenliedes. Er ahnte die Klippe, die hier seiner Liedertheorie drohte, und suchte ihr durch jene Behaupbtung zu begegnen [13]. Denn gab es um 1170 noch solche Reime, so war immerhin die Möglichkeit nicht abgeschnitten, daß Sänger aus dem Volke, das wie heute so von jeher, Neuerungen abhold, am Alten klebte, noch um 1190 sich ihrer als einer alterthümlichen Form bedient haben könnten. Allein auch diese Ausflucht erweist sich sofort als eine trügerische. Denn selbst in Salman und Morolt, einem Gedichte, das seine noch unvollkommenen Reime weit über Heinrich von Veldeken zurück setzen, findet man nichts von solchen Reimen, obwohl gerade hier, in dem einzigen Denkmal echter, wirklicher Volkspoesie aus jener Periode, ein Festhalten an der alten Reimart nicht Wunder nehmen dürfte.

Für diese auffallende Erscheinung gibt es, wie gesagt, nur éine Erklärung: die Annahme, daß wir es hier mit keinem Originalwerk, sondern nur mit einer späteren Umarbeitung zu thun

haben, die die ursprüngliche Form des Werkes nicht völlig zu tilgen vermocht hat. Solcher Beispiele gewährt uns unsere ältere Litteraturgeschichte die Fülle. Nach der Einführung des genauen Reimes und streng gemessenen Verses wetteiferte man, ältere deutsche, unvollkommen gereimte Gedichte, deren Stoffen eine stärkere Anziehungskraft innewohnte, der Gegenwart dadurch wieder nahe zu rücken, daß man sie umdichtete und ihnen ein dem veränderten Geschmack, der neuen Kunst entsprechendes neues Kleid anlegte. So wurde das wohl noch im elften Jahrhundert entstandene Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, von welchem Rudolf von Ems in seinem Alexander sagt, es sei „nach den alten Sitten, stumpflich, nicht wohl beschnitten", in der Straßburger Handschrift, so die alte um 1137 verfaßte Kaiserchronik, so das Marienlied vom Pfaffen Wernher, so der Reinhard Fuchs von Heinrich dem Glîchesære, so das Rolandslied des Pfaffen Konrad durch den Stricker und so noch andere Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts, zum Theil noch im zwölften Jahrhundert selbst, umgearbeitet, erweitert, modernisiert. Überall in diesen Bearbeitungen ist das Bestreben sichtbar, an die Stelle der unvollkommenen Reime genaue zu setzen.

In einer ähnlichen Umarbeitung liegt uns das Nibelungenlied vor. Auch hier wurde der reine Reim zwar durchgeführt, zugleich aber aus dem alten Gedichte von jenen scheinbar klingenden stumpfen Reimen diejenigen beibehalten oder herübergenommen, die vermöge ihres völligen Gleichklanges für ein an die Reinheit der höfischen Reimkunst gewöhntes Ohr nichts verletzendes hatten[14]. Dabei liegt die Vermuthung nahe, daß sich die Umarbeitung nicht bloß auf den Reim beschränkt hat, sondern daß das Ganze, im Geiste der eben neu erwachten höfischen Poesie, auch erweitert und wie jene anderen Erneuerungen alter Gedichte mit Zusätzen vermehrt wurde. Dies geschah aber gewiſs nicht in der von Lach-

mann ersonnenen Weise, wonach der Umdichter alle alten Strophen stehen gelassen und nur da und dort neue erweiternde Strophen eingefügt hätte; vielmehr muß die Umarbeitung eine weit tiefer greifende gewesen sein. Spuren davon zeigen sich im Liede allerwärts.

Nachdem das einzige gegen die Identificierung des Kürnbergers und des Nibelungendichters sich erhebende Bedenken, weit entfernt dieselbe zu beeinträchtigen, vielmehr dazu gedient hat, sie noch fester zu begründen, dürfen wir zur Erwägung der das gewonnene Resultat unterstützenden Momente übergehen.

Betrachten wir zuerst Inhalt und Charakter der Kürnbergischen Lieder. Einfach wie die Tonweise ist auch die Darstellung. Sie zeigt wenig Schmuck, geringe Manigfaltigkeit in den Reimen und verschmäht jede Anwendung künstlicher äußerer Mittel. Dem entspricht auch der Inhalt, der sich wesentlich von den Erzeugnissen der späteren subjectiven Lyrik unterscheidet. Es sind nicht Liebeslieder gewöhnlichen Schlages, sondern ins Epische hinüberspielende, romanzenartige Gedichte, voll frischer Züge und anschaulicher Bilder, Lieder, gleichsam in Handlung gesetzt. „Ein Sprecher, eine Sprecherin in bestimmter Lage und Umgebung, Meldung eines Boten, Wechselreden scheidender Liebenden. Die Gedanken springen nicht aus leerer Luft hervor, noch werden Gefühle in allgemeinen und farblosen Worten ausgesprochen. Ein Sichtbares, ein Naturbild, eine Handlung, eine lebende Gestalt erscheinen als Träger der Gedanken und Empfindungen. Lyrisches und Episches sind noch ungeschieden: Erzählung, Beschreibung, dramatische Handlung, Erguß des Gefühls, Betrachtung und Lehre fließen hier noch zusammen“ [15]. Einem Sänger, der in seinen lyrischen Gedichten den Epiker so wenig zu verläugnen weiß, wie der Kürnberger, dürfen wir auch die Kraft zu einem größern ausgeführten erzählenden Gedichte zutrauen.

Ähnliche Erscheinungen gewähren uns die Anfänge der Lyrik bei andern Völkern. Auch bei den Griechen waren die ältesten Denkmäler lyrischer Poesie vom Geiste der Epik noch getragen und durchdrungen. So namentlich die Dichtungen des Stesichorus, der überhaupt mit unserem Kürnberger eine auffallende Ähnlichkeit hat. Auch Stesichorus, der als der erste classische Lyriker der Griechen gilt, war zugleich ein ausgezeichneter Epiker. Er, der Erfinder der Dreitheiligkeit der Chorstrophe, war es, der die Stoffe des Epos zuerst mit dem lyrischen Ton und den Formen des Melos verschmolz, und dadurch auf der einen Seite den Sinn für den Sagenschatz der Nation neu belebte, auf der andern den Anspruch auf die künstlerische Composition steigerte. Seine strophischen Epen waren zugleich populär und den Kunstforderungen entsprechend, er selbst ein Volksdichter im höheren Sinne des Wortes[16]. Es muß überraschen, wie genau all' das bei unserem Kürnberger zutrifft: auch er ist unser erster Lyriker und der größte Epiker einer künstlerisch vorgeschrittenen Zeit in éiner Person. Den Stesichorus nannten seine Zeitgenossen um seines dichterischen Ruhmes willen den melischen Homer: dem Kürnberger dürfen wir in unserer Litteratur einen ähnlichen Ehrenplatz einräumen.

Bevor ich weiter schreite, will ich noch einen sprachvergleichenden Blick auf die Lieder des Kürnbergers und das Nibelungenlied werfen. Begreiflicher Weise können fünfzehn Strophen gegenüber von 2400 in Bezug auf Sprache, auf Bilder und Gedanken der Vergleichungspunkte nicht viele darbieten. Gleichwohl gebricht es daran nicht gänzlich. Nehmen wir die beiden Strophen (Minnesangs Frühling 8, 33 ff.)

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,

und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe und floug in ánderiu lant.
Sît sach ich den valken schône flíegén:
er fuorte an sînem fuoze sîdîne ríemén,
und was im sîn gevidere alrôt guldîn:
got sende si zesamene di gerne geliebe wellen sîn.

erinnern diese Strophen nicht lebhaft an die Stelle in den Nibelungen 12:

In disen êren troumte Kríemhíldé
wie si züge einen valken stárc und wíldé?

Dennoch möchte ich gerade hierauf ein besonderes Gewicht nicht legen; ein um so höheres auf die Übereinstimmung in Bildern, Redewendungen und eigenthümlichen Wortgebrauch. Der in den Liedern 7, 2. 4 begegnende, nicht ganz den Gesetzen der spätern höfischen Kunst gemäße Reim: schedelich : lobelich findet sich ähnlich auch Nib. 307: ieselich : lobelich. — Der sonst unhäufige Ausdruck einen leides manen, an das Leid erinnern, öfter in den Nib. 1738. 1804. 1825. 2375, steht auch Lieder 7, 10: wes manest dû mich leides; ebenso geleben im Sinne von erleben: Nib. 704. 711. 855. 1271. 1406. 2180. Lieder 7, 13. — Die sonst unbelegte Redensart einen trûrigen muot gewinnen, von Trauer ergriffen werden, steht Nib. 189. Lieder 8, 23. 24. — daz lant rûmen, die Gegend verlassen, außer Landes gehen, obwohl auch von anderen gebraucht, erscheint nirgend häufiger als im Nib. L. 66. 252. 368. 456. 708 und öfter, auch in den Liedern finden wir es zweimal 8, 7. 9, 42. — sich eines dinges genieten, sich mit etwas zu schaffen machen, gern damit beschäftigen: Nib. 1066. Lieder 8, 8. — ez wirt vil wol versüenet Nib. 687. der uns vil wol versuonde Lieder

9, 19. — Unhäufig ist ferner: einem ein dinc benemen, einem etwas wegnehmen, entführen, rauben, besonders durch Tödtung, von Menschen gebraucht; im Nibelungenliede findet es sich öfter: diu Prünhilde sterke in (Gunther) wæn uns hât benomen 550. der mir in (den Siegfried) hât benomen 1045. ich wæn, im unser degene haben etewen hie benomen 2041. Auch in den Liedern begegnet es: daz mir den (den Geliebten) benomen hân die merkær unde ir nît 7, 23. — Dasselbe gilt von künde gewinnen eines, mit Jemand bekannt werden. Nib. 88. 491. 4342 (= N). Lieder 7, 22.

Wer diese Parallelstellen für zufällig und aus diesem Grunde für unsere Frage belanglos halten wollte, der möge nicht unterlassen, mit andern Dichtern zur Probe einen Versuch zu machen, und er wird finden, daß man ganze große Reihen von Liedern durchlesen kann, ohne nur die Hälfte der Beispiele zu finden, die uns hier wenige Strophen gewährt haben. Ein Bild habe ich mir für zuletzt aufgespart, weil es mir besonders bezeichnend erscheint. In des Kürnbergers Liedern lesen wir 8, 17:

Swenne ich stân aleine in mînem hemede
und ich an dich gedenke, ritter edele,
so erbluoget sich mîn varwe als der rôse am dorne tuot.

So natürlich und naheliegend diese Umschreibung des jungfräulichen Erröthens durch das Erblühen der Farbe ist, so kann sie doch nur noch im Nibelungenliede nachgewiesen werden, wo von der Kriemhilde, zuerst beim Empfang der Nachricht von der glücklichen Heimkehr ihrer Brüder aus dem Sachsenkriege und den Heldenthaten Siegfrieds gesagt wird: — do erbluot ir liehtiu varwe 241 (ursprünglich wohl ebenfalls do erbluote sich ir varwe), und dann noch einmal mit leichter Veränderung 294: dô si den hôchgemuoten vor ir stênde sach, do enzunde

sich ir varwe. Diese beiden Stellen stehen in einem Theile des Gedichtes (in der vierten und fünften Aventüre), wo überhaupt lyrische Empfindung deutlich durchbricht. Oder jene wundervolle Schilderung des Erscheinens der Kriemhilde und ihrer ersten Begegnung mit Siegfried, wo sie mit dem aus trüben Wolken hervorbrechenden Morgenroth und mit dem Monde verglichen wird, dessen Licht die Sterne überglänzt, verräth sie nicht eher das überwallende Gefühl eines Minnesängers, als die strenge maßhaltende Art des epischen Dichters? Ich meine die Strophen 283—285:

Nû gie diu minneklîche alsô der morgenrôt
tuot ûz den trüeben wolken. dâ schiet von maneger nôt
der si dâ truog in herzen und lange hete getân:
er sach die minneklîchen nû vil hêrlîchen stân.
Jâ lûht ir von der wæte vil manic edel stein,
ir rôsenrôtiu varwe vil minneklîche schein.
swer sô wünschen solde, der enkünde niht gejehen,
daz er in dirre werlde hæte schœners iht gesehen.
Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
des schîn sô lûterlîche vor den wolken gât,
dem stuont si vil gelîche vor maneger frouwen guot rc.

Hier klingt eben so hörbar der lyrische Ton durch das Epos, wie dort der epische durch die Lieder, und beides dient zur Bekräftigung des auf anderem Wege gewonnenen Ergebnisses.

Gleicherweise steht, was über den Kürnberger selbst und seine Heimat beigebracht werden kann, damit im vollen Einklang. Daß das Nibelungenlied an der Donau, in Oesterreich ist verfaßt worden, haben die gründlichen Untersuchungen des Ritters Anton von Spaun, Holtzmanns und Zarnckes längst außer allen Zweifel gestellt. An den Ufern dieses Stromes war auch der Kürnberger

zu Hause. Er gehörte jenem edeln Geschlechte an, dessen Stammschloß auf einem von Linz stromaufwärts sich ziehenden, gegen das Kloster Wilhering steil abfallenden Bergrücken stand, der noch jetzt der Kirnberg heißt. Von 1100—1160 und später noch erscheinen in oberösterreichischen Urkunden zahlreiche Glieder dieses, wie es scheint reichen und mächtigen Geschlechtes: Burchhart, Magenes, Gerolt, Marcwart, Kunrat, Walther [17]. Leider hat uns die einzige Handschrift, welche Kürnbergs Lieder enthält, die Pariser, seinen Vornamen nicht überliefert und uns dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, seine Lebenszeit genau festzustellen. Wenn ich indes eine Vermuthung wagen darf, so war unser Dichter jener Magenes von Kürnberg, der in einer Urkunde des Bischofs Reginmar von Passau als Zeuge erscheint. Hierauf leiten mich bestimmte Erwägungen.

Sehr unähnlich seinen beiden unmittelbaren Vorgängern, Altmann und Ulrich, und deshalb von den klösterlichen Chronisten scheel angesehen, war Bischof Reginmar von Passau (1121—1138), ein mehr weltlich als geistlich gesinnter, prachtliebender Herr [18]. Nach Art weltlicher Fürsten führte er einen glänzenden Hofstaat ein, errichtete er die Hofämter eines Kämmerers, Mundschenken, Truchsäßen ꝛc. und umgab sich mit zahlreichem Adel und Beamten [19]. Daß Reginmar, wie es vor ihm schon andere Kirchenfürsten gethan [20], die deutsche Poesie begünstigt oder gepflegt, wird zwar nicht ausdrücklich bezeugt, darf aber, da die Vorbedingungen dazu, vor allem ein reichentwickeltes Hofleben, dort vorhanden waren, wohl vermuthet werden [21]. Zur Entfaltung dieses bewegten, an den geistlichen Höfen damaliger Zeit nicht gerade häufigen Lebens mochten die kurz vorher begonnenen Kreuzzüge wesentlich beigetragen haben. Passau gehörte in erster Reihe zu den Städten, über und durch welche die Heerzüge der Kreuzfahrer von Westen nach Osten vorzudringen pfleg-

ten. Wer hier in der Umgebung des gastfreien, glanz- und prachtliebenden Kirchenfürsten lebte, konnte die Blüte romanischer Ritterschaft, strahlend in poetischer und religiöser Verklärung, an sich vorüber ziehen sehen und leicht dadurch zu dichterischer Production begeistert werden. Daß auf solche Anregung hin, einerseits durch die Kreuzzüge und die damit im Zusammenhange stehende Erhebung der Geister und Gemüther, andererseits durch den leuchtenden Vorgang des südfranzösischen Adels, die deutsche höfische Poesie in's Leben trat, ist unbestritten; ebenso unbestreitbar, obwohl noch nie ausgesprochen, ist, daß der Kürnberger der erste und älteste namhafte Dichter ritterlichen Standes in Deutschland war.

In Passau hatte der Kürnberger auch die beste Gelegenheit, das über hundert Jahre früher dort entstandene lateinische Buch von den Nibelungen kennen zu lernen, das ihm als Quelle zu seinem Epos gedient hat. Die Existenz eines solchen Buches in Frage zu stellen, ist kein Grund vorhanden. Das Zeugnis der um 1200 in kurzen Reimpaaren gedichteten Klage, die einen Anhang zum Liede bildet und in fast allen Handschriften mit diesem vereinigt ist, darf als ein unverdächtiges, vollgültiges betrachtet werden. Mit ausführlichen Worten wird uns hier erzählt, der Bischof Pilgerin von Passau (971—991) habe aus dem Munde von Spielleuten, fahrenden Sängern und Andern, also aus Liedern und Sagen, die Mähre, die das furchtbare Schicksal seiner Neffen, der burgundischen Könige erzähle, zusammentragen und durch seinen Schreiber, Meister Konrad, in lateinischen Buchstaben niederschreiben, d. h. in ein lateinisches Buch redigieren lassen. Seitdem habe man es öfter in deutscher Sprache gedichtet [22].

Nimmt man diese Aussage, wie sie vorliegt, ohne sie künstlich zu drehen und zu deuten, so ist sie durchaus unverfänglich;

denn es ist kein Grund abzusehen, der zu einer so detailierten Erfindung hätte veranlassen sollen. Auch in der lateinischen Fassung liegt nichts Auffallendes. Von ähnlichen Aufzeichnungen deutscher Volkssagen durch Geistliche und in lateinischer Prosa lassen sich manche Beispiele anführen. Das Buch des Jornandes de rebus Geticis beruht zum Theil, das des Paulus Diaconus de gestis Langobardorum fast ganz auf dichterischen Sagen und Volksliedern [23]. Dasselbe ist mit der im elften Jahrhundert entstandenen Vita Caroli magni et Rolandi des Pseudoturpinus der Fall. Auch dieses Buches Quelle waren Volkslieder und mündliche Überlieferungen oder auf solche gestützte frühere Aufzeichnungen [24].

Darf demnach die Existenz eines auf Betrieb des Bischof Pilgerin lateinisch geschriebenen Buches nicht in Zweifel gezogen werden, so steht auf der anderen Seite eben so fest, daß dasselbe für den Dichter unseres Liedes die Hauptquelle bildete. Wie anders wäre es sonst zu erklären, daß der Bischof Pilgerin durch einen großartigen Anachronismus als mitbetheiligte, handelnde Person in das Nibelungenlied eingeflochten wurde, wenn nicht dadurch, daß er selbst bei der Sammlung der im Volke umgehenden Lieder und Sagen von Siegfried und den Nibelungen und deren Redaction in ein Buch die Hand im Spiele gehabt hat? Ob der Versuch, seinen eigenen Namen der Sage einzuverleiben und sich als einen Blutsverwandten der burgundischen Könige hinzustellen, in allgemeinen Regungen des Ehrgeizes seinen Grund hatte, oder ob er bestimmte politische Zwecke damit verfolgte, muß unentschieden bleiben; leicht möglich, daß beide Motive zusammengewirkt haben: kennen wir doch den ränkevollen, in seinen Mitteln nichts weniger als wählerischen Charakter des Mannes gut genug, um ihm eine solche Fälschung der Sage zutrauen zu dürfen.

Hinzu kommt, daß der Verfasser der Klage die Nibelungensage im Ganzen genau so kennt, wie sie im Liede erscheint: offenbar haben beide aus gemeinsamer Quelle geschöpft. Daneben muß der Dichter der Klage allerdings auch von unserm Liede, dem ursprünglichen Werke sowohl als der Umarbeitung, Kenntnis gehabt haben; das verrathen manche Einzelheiten, die gewiss nur dem Dichter des deutschen Liedes angehören, und nur als eine Anspielung auf das Lied in seinen beiden Gestalten können die Schlußworte der Klage betrachtet werden, daß man das Mähre seitdem, d. h. auf Grundlage des lateinischen Buches, öfter in deutscher Sprache gedichtet habe.

Wie sich das deutsche Gedicht im Einzelnen zu dieser seiner Quelle verhält, läßt sich, so lange uns diese verschlossen bleibt, natürlich nicht ermitteln. Wie treu aber auch der Dichter ihr in allem Thatsächlichen, in den Begebenheiten und im Gange der Erzählung gefolgt sein mag und wird, das darf gleichwohl mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß er sich in allem Übrigen mit vollster dichterischer Freiheit bewegt hat. Die epische Anordnung und Ausführung, die Schilderung und Gruppierung im Einzelnen, der rasche unaufhaltsame Fortschritt im Ganzen, die Motivierung und psychologische Begründung, die meisterhafte Zeichnung und Durchführung der Charaktere, kurz alles das, was das Nibelungenlied zu dem poetischen Kunstwerke, als welches wir es bewundern, erhebt, ist gewiss volles freies Eigenthum des deutschen Dichters. Auch die culturhistorische Färbung, die Schilderung des Lebens, der Sitten und Gewohnheiten, die Denk-, Sprech- und Ausdrucksweise der handelnden Personen kann nicht dem lateinischen Buche, sondern muß dem deutschen Dichter angehören: es ist der Widerschein der Zeit, in der er lebte, ihrer Lebens- und Anschauungsweise. Denn wie schöpferisch auch ein Geist, wie selbständig seine Richtung ist, mit der Gegenwart hängt

er gleichwohl durch tausend Fäden zusammen, und was diese bewegt und erfüllt, kommt bald stärker bald schwächer auch in ihm und seinen Werken zum sichtbaren Ausdruck.

Noch in anderer Weise ist der Dichter von seiner Zeit abhängig und ein Kind derselben. Wenn er auch, ihr vorauseilend, wie ein Phänomen aufzusteigen scheint, die Möglichkeit seines Werdens und Entstehens ist dennoch an gewisse Vorbedingungen geknüpft. Diese sind politischer und litterarischer Art. Die Geschichte aller Culturvölker lehrt uns, daß leuchtende Erscheinungen in der Poesie Folgen und Abspiegelungen großer Regungen des thätigen Volkslebens sind, kräftiger, nationaler und politischer Erhebungen, mächtiger innerer Entwickelung. So war es in Griechenland, so in Rom, Italien, Spanien, Frankreich und England: überall fällt die Blüte der Litteratur entweder mit dem höchsten Aufschwunge des Volks- und Staatslebens zusammen oder lehnt sich an das Bewußtsein einer noch in frischester Erinnerung stehenden großen Vergangenheit [25]. Erregungen ähnlicher Art waren im elften und im Anfang des zwölften Jahrhunderts einerseits die Kreuzzüge, andererseits die Macht und Größe des deutschen Reiches unter den fränkischen Kaisern, zumal die von Heinrich dem Dritten geführten Ungarkriege, deren sieg- und ruhmreiche Erfolge namentlich im südöstlichen Deutschland das nationale Bewußtsein in ungemeiner Weise hoben und kräftigten. Daß der Geist und die Kämpfe dieser Zeit sich im Nibelungenliede abspiegeln, daß die Ungarzüge der Boden sind, auf dem später die köstliche Frucht reifte, hat erst neulich ein junger österreichischer Historiker, Moriz Thausing, an der Hand der politischen Geschichte in überraschendes Licht gestellt [26].

Aber geistige Erhebungen solcher Art reichen allein noch nicht hin, einen großen Dichter hervorzubringen. Er bedarf der Vorgänger, die ihm die Wege ebnen, an denen er sich heranbilden,

auf deren Schultern er stehen und weiter aufsteigen kann. Und nicht ohne solche Vorgänger und Vorbilder hat sich unser Dichter zu der Höhe emporgeschwungen, auf der wir ihn erblicken. Zwar wird bezweifelt, daß „die geordnete Erzählung, die planmäßige Entwickelung einer Folge von Begebenheiten bis ins zwölfte Jahrhundert in Deutschland jemals die Aufgabe eines epischen Dichters gewesen sei“ [27], mit andern Worten, daß es vor der ge- genannten Zeit eigentliche einheitliche Epopöien gegeben habe. Diese zu bestimmten Zwecken mühsam ersonnenen Zweifel nieder- zuschlagen, genügt schon (um anderer Beispiele zu geschweigen) das eine Waltharilied, das sich zwar bloß in einer lateinischen Fas- sung des zehnten oder elften Jahrhunderts erhalten hat, dessen Grundlage aber deutlich ein deutsches Gedicht war [28]. Hier sehen wir eine in ihrem Kern überaus einfache, mit ein paar Worten zu erzählende Sage zu einem in epischer Breite und Ausführ- lichkeit fortschreitenden, wohlgeordneten Ganzen, zu einem echten und rechten Epos ausgeweitet. Und dies alte Lied hat unserem Dichter unleugbar vorgelegen, ja es hat ihm in manchem Be- tracht zum Vorbilde gedient, ihn vielleicht sogar zur Dichtung der Nibelungensage unmittelbar angeregt. Nicht nur thut er der Sage mehrfach ausdrücklich Erwähnung, auch im Einzelnen fehlt es nicht an Stellen, die lebhaft an das Waltharilied erinnern. Man vergleiche nur die nächtliche Flucht der beiden Liebenden durch fremdes von allen Seiten gefahrdrohendes Land mit dem Zuge der Burgunden durch Baiern und der Überfahrt über die Donau; dann die einsamen, erst durch Hiltegund allein, dann abwechselnd von ihr und Walther gehaltenen Nachtwachen auf dem Wasichenstein mit der Schildwacht Hagens und Volkers; endlich mit dem Vernichtungskampfe der Nibelunge die meister- hafte Beschreibung der immer wieder von neuem beginnenden und doch in der Schilderung niemals sich wiederholenden Einzelkämpfe

Walthers erst mit einer ganzen Reihe fränkischer Helden, zuletzt mit König Gunther und seinem alten Geiselschaftsgenossen Hagen selbst. Die Ähnlichkeit der betreffenden Stellen im Nibelungen- und Walthariliede springt in die Augen. Und dann der Schluß des lateinischen Gedichtes: hæc est Waltharii poesis, wem fällt nicht augenblicklich die wörtliche Übereinstimmung mit den Nibelungen ein, die mit den Worten schließen: daz ist der Nibelunge liet? [29]

Aber nur das Vorbild, die Einwirkung des älteren Gedichtes auf den Verfasser wird hieraus ersichtlich: von eigentlicher Nachahmung oder gar Entlehnung kann nicht die Rede sein, die Ausführung ist eine ganz andere, den veränderten Verhältnissen angemessene, eigenthümliche, selbständige. Ausgezeichnet und großartig ist Geist, Anlage und Ausführung in beiden Dichtungen.

Für freie, eigene Schöpfungen des Nibelungendichters — denn der Sage haben sie als integrierende Theile niemals angehört — halte auch ich den Rüdeger von Bechlaren und den Spielmann Volker, zwei Gestalten, so herrlich und schön, wie sie nur jemals aus der Hand eines großen Dichters hervorgegangen sind. Von Volker zumal glaube ich es bestimmt und schließe ich mich hierin zum Theil der zuerst von Holtzmann ausgesprochenen Ansicht an, daß der Dichter in dem Spielmann sich selbst habe schildern wollen [30]. Nur will ich, was Holtzmann unterlassen hat, auch den Grund angeben, der dieser Vermuthung in meinen Augen hohe Wahrscheinlichkeit verleiht.

In der ältesten Zeit, als die deutsche Dichtung noch in den Händen des ganzen Volkes und aller Stände ruhte, war der Stand der Sänger und Spielleute, welche die Kunst des Dichtens und Singens als einen Beruf ausübten [31], ein hochangesehener, ausgezeichneter, gleichsam geheiligter, und selbst Könige und Fürsten hielten es nicht unter ihrer Würde, Lieder zur Harfe

zu singen. Später kam es anders. Schon seit der Karolingerzeit zogen sich die höheren Stände, Adel und Fürsten, von der Pflege und Ausübung der vaterländischen Poesie mehr und mehr zurück; nur die Buchgelehrten, die Geistlichen, dichteten noch, aber ihre Poesie war fast ausschließlich dem Dienste des Höchsten gewidmet und nur zu seinem Lobe durften Gesänge erschallen [32]. Die weltliche Dichtung dagegen, die Helden- und Sagendichtung, gieng an die Bauern und das niedere Volk über, in deren Händen sie zwar frisch und national blieb, aber zugleich, von der Theilnahme der gebildeten Welt verlassen, in's Rohe und Grobe verfiel. Diese Volksdichtung und ihre Träger, die Fahrenden und Spielleute, fanden von Seite des Adels gar keine Beachtung, die Geistlichkeit verfolgte sie sogar mit offen ausgesprochener Abneigung und Geringschätzung [33]. Der früher so geachtete Stand der Sänger ward ein verachteter, und an den Spielleuten, weil sie aus der Kunst ein Gewerbe machten und Gut um Ehre nahmen (wie der mittelalterliche Ausdruck lautet), haftete der Makel wenn nicht gerade der Ehrlosigkeit, doch der Unehrenhaftigkeit [34].

In dieser Lage befand sich die deutsche weltliche Poesie und der Sängerstand zur Zeit, als der Kürnberger mit kühner Hand die Schranken durchbrach, die den Adel von der Ausübung der Dichtkunst ferne hielten, und zum ersten Male wieder seit Jahrhunderten ein Adellicher, ein Ritter, in die Saiten griff, um Lieder in der Muttersprache zum Preise der Geliebten, zum Ruhme des deutschen Volkes und Namens erklingen zu lassen.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird uns der Spielmann Volker in einem neuen, er wird uns jetzt erst in seinem wahren Lichte erscheinen. Um sich für seine dichterische Thätigkeit freien Raum zu schaffen, galt es verjährte Vorurtheile zu zerstören, den Bann der Mißachtung, der auf der deutschnationalen Dichtung so lange geruht, zu lösen und Dichtung und

Sänger in den Augen seiner Standesgenossen zu heben, gleichsam zu adeln. Er that dies, indem er eine Gestalt schuf und in sein Gedicht hinstellte, die in der Poesie aller Völker ihres Gleichen nicht hat, den Spielmann Volker, der, an Adel der Geburt und der Gesinnung den Höchsten nahe stehend, zugleich ein Sänger und ein Held war. Welchen Erfolg dies Vorgehen des Kürnbergers hatte, ersehen wir daraus, daß die deutsche Ritterschaft bald nach ihm in immer wachsender Zahl zum Lied und epischen Gesang sich drängte und wie einst so auch jetzt wieder selbst Könige und Fürsten in den Dichterkreis eintraten.

Aber nicht durch diese Schöpfung allein hat er die deutsche Poesie geadelt, er hat ihr den Stempel einer weit höheren Weihe dadurch aufgedrückt, daß er sie, die unter der Pflege der Geistlichkeit bisher verkümmerte, im Munde des Volkes vergröberte, mit bewußter, überlegener Kraft zugleich zur Kunst erhob. Nicht zu jener überfeinerten, später durch Heinrich von Veldeken aus Frankreich eingeführten Kunst des glatten Verses, reinen Reimes und der zierlich gedrechselten Redeweise, sondern zu derjenigen Kunst, die, ohne den Boden des Volksthümlichen zu verlassen, in einfacher, maßvoller Form nach höheren Zielen strebt und durch Würde und Hoheit der Gesinnung, durch ernste Haltung, durch Kraft des Ausdrucks, durch Schönheit der Darstellung, Geist und Gemüth zu ergreifen, zu erschüttern, zu veredeln sucht. In diesem Sinne ist der Kürnberger der eigentliche Schöpfer der wahren, zugleich höfischen und volksmäßigen Kunst.

Daß die Dichter der Nibelunge und auch der Kudrun, des einzigen Gedichtes, das jenen ebenbürtig zur Seite steht, keine Dichter aus dem Volke waren, daß beide Dichtungen „in denselben Kreisen, wie Iwein und Parzival", die Nibelunge zumal „schon der Sprache wegen, in den edelsten Kreisen des Landes entstanden sein müßen", ist eine nun selbst von den Anhängern der

Liedertheorie zugegebene Thatsache [35]; bedarf es doch nur eines Blickes auf die wirklich aus dem niedern Volke hervorgegangenen Gedichte des Rother, Morolt, Oswalt, Orendel auf der einen, des Rosengarten, Ortnit, Wolfdietrich rc. auf der andern Seite, um sogleich zu erkennen, wie tief in künstlerischer Beziehung, in Ton, Haltung, Vers und Reim diese Denkmäler der Spielmannspoesie unter jenen beiden Dichtungen stehen. Wie neben und mit diesem Bekenntnis die unaufgegebene Ansicht, die in dem Nibelungenliede ein bloßes Zusammenfließen einzelner Volkslieder erblickt, dennoch bestehen kann, bleibt freilich unerforschlich; aber erwünscht ist, auch von dieser Seite bestätigt zu hören, daß das Nibelungenlied kein aus dem Volk, sondern ein aus den edelsten Kreisen der Gesellschaft hervorgegangenes, daß es also auch kein Volksepos, was man sonst so zu nennen pflegt, sondern ein Werk volksmäßiger höfischer Kunst ist.

Entsprechend dem im Gedichte streng beobachteten Zurücktreten seiner eigenen Person hat Dichter auch seinen Namen verschwiegen, dessen Ermittlung uns nur auf dem Wege strenger methodischer Untersuchung möglich wurde. Auch dieser Vorgang ist nicht ohne Nachfolge geblieben; denn im directen Gegensatze zu den höfischen Romandichtern, die nur selten ihre Namen geheim halten, nennt uns kein einziges der vielen, sei es strophischen, sei es unstrophischen Gedichte, in denen einheimische Sagenstoffe behandelt sind, den Namen des Verfassers, auch jene nicht, deren einheitliche Entstehung unbestritten ist. So tiefe Spuren hat der maßgebende Vorgang unseres großen Dichters überall zurückgelassen!

Wir sind am Schlusse angelangt. Werfen wir auf den Gang unserer Untersuchung noch einen Blick zurück und fassen die einzelnen Momente derselben in ein paar Sätze zusammen.

Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürnberger, dessen Heimat Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürnberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adellichen Standes, er ist der Schöpfer des volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Betheiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen.

Mit gerechtem Stolze darf Oesterreich auf diesen seinen Sohn, mit Hochgefühl auf die ganze Stellung überhaupt zurückblicken, die Land und Volk während des Mittelalters in der Geschichte der deutschen Litteratur einnehmen. Von hier ist im elften Jahrhundert die Wiedererweckung des geistlichen, von hier im zwölften das weltliche, volksmäßige Epos ausgegangen und hier hat es seine reichsten und schönsten Blüten getrieben. Hier auch ist die Wiege und Heimat der neuen poetischen Kunstgattung, der Lyrik und ihrer verschiedenen Abzweigungen. Darum galt im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Oesterreich als die hohe Schule des Gesanges, auf welche zur künstlerischen Ausbildung im Singen und Sagen Mitteldeutschland und die Rheinlande ihre besten Talente schickten. Nicht genug damit: die Bildung der mittelhochdeutschen s. g. höfischen Sprache ist nicht Schwabens, wie man so lange geglaubt, sondern ebenfalls und vorzugsweise Oesterreichs Werk [36]; und auch die nhd. Schriftsprache hat Deutschland beim Beginne der Reformation durch Vermittlung der kais. Kanzlei von Oesterreich empfangen: ist doch unsere heutige Schriftsprache ihrem eigentlichsten Wesen nach nichts

anderes als die Mundart, wie sie von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an in den österreichischen Landen sich gebildet und entwickelt hatte.

Was aber diesen ungemeinen Verdiensten um die vaterländische Litteratur erst den vollen wahren Werth verleiht, besteht darin, daß diese Poesie stets volksthümlich, daß sie in Form und Inhalt deutsch und national war, und daß keine Wandelungen der Zeit und des Geschmackes sie dieses Charakters zu entkleiden vermocht haben. Von den Einflüssen der romanischen Lyrik, die in den Liedern der rheinischen, mitteldeutschen und schwäbischen Sänger so sichtbar hervortreten, blieb die osterländische Liederdichtung vollkommen unberührt; und eben so wenig haben die aus Frankreich eingeführten epischen Stoffe, jene faden Erzeugnisse einer matten, krankhaften Einbildungskraft, ich meine die zugleich zucht- und poesielosen Artusromane, die im südwestlichen und mittleren Deutschland so üppig in's Rohr schossen und rasch die Poesie überwucherten und erstickten, in Oesterreich jemals eigentliche Wurzel gefaßt: sie fanden kaum vorübergehende Aufmerksamkeit, während die Liebe zu den einheimischen Sagenstoffen bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fort und fort in ungeschwächter Kraft lebendig blieb. So tief und stark waltete im österreichischen Volke deutscher Sinn und Geist.

Mit dem Beginne der neuen Zeit hörte allerdings, zum eigenen und zu Deutschlands unersetzlichem Nachtheil, diese geistige und litterarische Regsamkeit fast ganz auf, und nur höchst untergeordnet ist der Antheil, den Oesterreich an der Litteratur des sechzehnten und siebzehnten und an dem neuen Aufschwung der deutschen Poesie im vorigen Jahrhundert genommen hat. Die Gründe dieser Unthätigkeit zu bezeichnen ist hier weder der Ort, noch ist es nöthig: kennen wir sie doch alle nur zu genau. Gleichwohl ist aus dieser langen trüben Zeit, was einst in diesen Landen

so Großes und Herrliches vollbracht, unversehrt hervorgegangen: die frische, treibende, schaffende Volkskraft, die deutsche Denkart und Gesinnung. Beide sind ungebrochen und unverloren, und mit ihrer Hülfe wird — nicht als Hoffnung, sondern als freudige Zuversicht spreche ich es aus, — mit ihrer Hülfe wird Oesterreich, entsprechend seiner ruhmvollen Vergangenheit, auch im Gebiete der Nationallitteratur die Versäumnisse dreier Jahrhunderte über kurz oder lang im Sturme einbringen.

Anmerkungen.

[1] „Wenn der Verfasser unseres Liedes gefunden werden kann, so wird dies wohl nur durch die Form ermöglicht sein. Es wird zu untersuchen sein, wo und wann die Nibelungenstrophe aufkam und von welchem Sänger sie ausgebildet und gebraucht wurde. Könnten wir einen Dichter ausfindig machen, der um 1200 die Nibelungenstrophe kannte, und käme dazu Übereinstimmung im Reim und in der Sprache, so würde die Wahrscheinlichkeit groß sein, daß wir den Verfasser des Liedes getroffen haben. Ich kenne aber keinen solchen Dichter“: Holtzmanns Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttg. 1854, S. 185. 186. Wie man sieht, hat Holtzmann die Wichtigkeit der Formfrage vollkommen erkannt, und nur einen Schritt noch durfte er vorwärts machen, um zur richtigen Lösung zu gelangen. Daran hat ihn aber seine Voreingenommenheit für den Meister Konrad verhindert.

[2] Durch einige scheinbare Ausnahmen darf man sich nicht täuschen lassen. Zu Walther 91, 17 ff. hat Lachmann bemerkt, daß dasselbe Versmaß in einem Liede Reinmars wiederkehre, und zu MSF. 177, 10 verweist Haupt auf diese Bemerkung zurück. Aber es ist unsicher, welchem von beiden diese Lieder gehören. Junger

man, wis hôhes muotes Walther 91, 17 ff. steht nur in C, mitten unter Liedern, die keine Hs. sonst dem Walther zuschreibt, vergl. Lachmann zu 90, 15. Das Reinmarische ist dreimal überliefert: in C mit seinem Namen, in b (Anhang von B) ohne Namen zwar, aber unter andern unzweifelhaft Reinmarischen Liedern, und in M (nur die erste Strophe, ohne Namen). Hier ist die Verfasserschaft Reinmars besser bezeugt als dort diejenige Walthers; man wird daher kaum irre gehen, wenn man Reinmarn beide Lieder zuweist. Noch ein Beispiel. S. 47, 16 ff. hat Lachmann eine Strophe aufgenommen, die in BC Walthern, in A Reinmarn beigelegt ist. Eine in demselben Tone gedichtete, in der Hs. des Heidelberger Freidank namenlos überlieferte Strophe wurde als unwaltherisch (wohl wegen des Versschlusses die suoch' ich) in die Lesarten verwiesen. Beide Strophen aber gehören gewiss einem Verfasser, der jedoch weder Walther noch Reinmar ist: keiner von beiden hat jemals in dieser überkünstelten Weise gesungen. Sonst hat man, und mit Recht, in zahlreichen Fällen keinen Anstand genommen, einzelne Strophen desselben Tones, die unter verschiedenen Namen oder namenlos überliefert sind, unter demjenigen zu vereinigen, der am besten bezeugt ist. Man vergl. MSF. 84, 37. 85, 31. 104, 24. 33. 105, 3. 33 u. s. w. Daß der schöne Nachruf an Walther 108, 6 [meine Ausgabe S. 309] vom Truchsäßen von St. Gallen herrührt, wäre, da er in seinem Tone ist, auch ohne ausdrückliche Bestätigung zweifellos, und der vorsichtige Ausdruck (zu Walther 106, 17) „vielleicht richtig", war diesmal nicht am Platze.

Etwas ganz anderes ist es, wenn, wie nicht selten, Lieder oder Sprüche eines Andern parodiert oder verspottet werden; in solchen Fällen ist es nicht nur erlaubt, es ist nothwendig, daß dazu dieselbe Strophenform gewählt wird, damit man weiß, auf wen der Spott gemünzt ist. Dieser Art ist die Parodie des Waltherischen Spruches 28, 1 [m. Ausg. Nr. 149] vom Truchsäßen von St. Gallen: Der welte vogt, des himels künec, ich lob iuch gerne, und die Verspottung und Abweisung zweier Strophen Reinmars (MSF. 159, 1. 37) durch Walther 111, 22. 32. Derselbe Fall liegt vor in den Nachahmungen des Waltherischen Reimspieles mit den fünf Vocalen 75, 25 ff. [m. Ausg. Nr. 2] durch den von Singenberg (MSH. 1, 298) und Rudolf den Schreiber (ebd. 2, 264).

Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnen dann, wie in der Epik, wirkliche Entlehnungen von Tonweisen älterer Dichter Platz zu greifen, z. B. vom Schulmeister von Eßlingen (vgl. Lachmann zu Walther 27, 17) und Andern.

[3] Wackernagels Handbuch der deutschen Lit.-Gesch. S. 132. Altfranz. Lieder und Leiche. S. 212. 214.

[4] Holtzmann, Untersuchungen S. 77 ff. Simrock, die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Bonn 1858. Jac. Grimm, lat. Gedichte des zehnten und elften Jahrhunderts. S. XXXVIII. ff.

[5] Das sporadische Vorkommen von bloß siebenmal gehobenen Langzeilen in den allitterierenden althochdeutschen Gedichten ist ebenso als unbeweisende Ausnahme zu betrachten, als das noch weit seltenere Erscheinen von acht Hebungen statt der regelmäßigen sieben im Nibelungenliede. Ausnahmen helfen bekanntlich nur die Regel bestätigen.

[6] Indem der letzte Halbvers nach und nach eine Hebung einbüßte und die vierte Langzeile im Maße den drei ersten gleich ward. Diese so veränderte Strophe nannte man später den Hildebrandston. Er ist in allen jüngeren Gedichten der vorherrschende.

[7] Zwar behauptet K. Müllenhoff (zur Geschichte der Nibelunge Not. Braunschweig 1855, S. 10): „der Ortnit sei nach bestimmten Daten nach 1221 und vor 1229, wahrscheinlich im J. 1226 gedichtet". Da indes diese „bestimmten Daten" ein Ausfluß der großartigen Verwirrung sind, die Haupt in Bezug auf Alter und Verfasser des Eckenliedes, Sigenots und Goldemars angerichtet hat (Zeitschrift 6, 526 ff.), und sich vornehmlich auf die Annahme gründen, daß das in Laßbergs Hs. erhaltene Eckenlied Albrechts von Kemenat (Rudolf von Ems nennt bekanntlich den Heinrich von Leinau als Verfasser) ursprüngliches Werk sei, so zerfallen sie sofort in Nichts, wenn jene Annahme widerlegt und dargethan wird, daß, wie der Sigenot und Goldemar, so auch das Eckenlied nur spätere bänkelsängerische Umarbeitungen älterer Gedichte sind. Diesen Beweis hat L. Uhland Germania 1, 324 ff. geführt: das Eckenlied, das w i r kennen, fällt höchstens in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Älter kann auch der Ortnit nicht sein. Auch Lachmann ist dieser Ansicht, indem er (über Singen und Sagen, S. 112) den Ortnit zu den „späteren Gedichten (Wolfdietrich, Rosengarten u. s. w.) rechnet, deren

einige noch in das dreizehnte Jahrhundert zu fallen scheinen". Ebenso W. Wackernagel, der Ecken Ausfahrt, den großen Rosengarten und Ortnit im Lesebuch auf die Grenzscheide des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, nach Ottokar, setzt (vergl. dessen Lit.-Geschichte S. 212).

Höher hinauf sind, nach der übereinstimmenden Ansicht W. Grimms, Lachmanns, W. Wackernagels und Anderer, auch die übrigen, vorn genannten Gedichte nicht zu rücken. Was Alpharts Tod betrifft, so bedarf es nur einer oberflächlichen Betrachtung von Vers und Reim, um sogleich zu erkennen, daß das Gedicht in der vorliegenden Gestalt nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert kann entstanden sein: armseliger, roher, unkünstlerischer in den Reimen ist wohl kaum ein anderes unserer volksmäßigen Epen. Die Reimbindungen von a : â sind unzählbar: 6, 7, 17, 20, 21, 24, 28, 29, 35, 36, 45, 55, 67, 70, 81, 85, 105, 120, 125, 126, 127, 129, 130, 132, 135, 146, 147, 159, 178, 192, 215, 245, 247, 249, 257, 264 u. s. f. Auch m : n findet sich überaus häufig: 3, 4, 38, 40, 170, 177, 178, 199, 200, 208, 253, 265, 268, 271, 285, 299, 330; und bis zum Überdruß wird der Reim lobesan (man : dan : getân u. s. w.) wiederholt: 11, 18, 40, 48, 103, 137, 141, 166, 204, 311, 459, 465, 466 u. s. f. Daneben hêr : sper 151, unerlaubte rührende Reime hân : hân 23, 162, Kürzungen: in dem strît(e) : zît 33. Alphart: wart(e) 87, 97, 102, 144, 204, 250, 259, Denemark (e) : stark 356, 434, 448, êr(e) : mêr 62, mær(e) : lær(e) 66, Bern(e) : ungern(e) 145, flêhn : lêhn 65; die Adverbia auf lich 2, 382, 384, 386, 404, 406, 423. Bei solchen Reimen bleibt es sehr zweifelhaft, ob man Reimbindungen wie b : g, t : p : c, g : d als alterthümliche, aus dem alten Gedichte herüber genommene Freiheiten, oder als spätere Rohheit zu betrachten hat : wîp : zît 90, riet : liep 78, erslagen : schaden 256, laden : tragen 385, want : erklanc 241, guot : ersluoc 293, Ekart : Tenemark 334, gesagen : erhaben 13 und die sehr häufigen: degen : geben 35, 40, 48, 59, 60, 68, 80, 86, 92, 119, 146, 153, 203, 207, 218, 227, 230, 236, 252, 266, 267, 269, 279, 283, 305, 315, 351, 374, 421, 422, 439: eben: 372 : eber 393. Nur ein Reim muß aus dem alten Gedichte, das uns hier in einer späteren Umarbeitung vorliegt (Heime alsô von Berne mit der botschaft schiet, als uns saget daz diutsche

buoch, und ist ein altez liet 45), stehen geblieben sein, nämlich 454: dô sagte man Rînolden dâ diu mære, wie Sibich unde Ermenrîch entrunnen wæren. Das ist ein wirklich alter, den oben S. 20 f. besprochenen Nibelungenversen entsprechender Reim. Wäre, was jedoch unerweislich, das alte liet in der Nibelungenstrophe gedichtet gewesen, so würden wir ein zweites Epos des Kürnbergers zu verzeichnen haben. Der ursprüngliche Geist und Ton ist aber aus der Umarbeitung, in der nicht die äußere Form allein Noth gelitten, kaum mehr zu erkennen, und es ist unbegreiflich, wie Lachmann (über Singen und Sagen S. 111) das in so entstellter Form überlieferte Gedicht „den ausgebildeteren Darstellungen deutscher Sagen in strophischer Form, den Nibelungen und der Kudrun", hat zur Seite stellen können. W. Grimm, der in Beurtheilung dichterischen Werthes von keinem übertroffen ist, hat, was „Stil, Darstellungsweise und poetisches Gefühl angeht", den Alphart in eine Reihe mit Ortnit, Wolfdietrich, Rosengarten, und alle zusammen „nicht éine, sondern mehrere Stufen tiefer" als das Nibelungenlied gestellt (Heldensage S. 371).

[8] Dieser Ansicht ist auch W. Wackernagel: „Kürnberg, dessen Lieder das älteste Zeugnis dieses Maßes (des Nibelungenverses) sind, der es sogar mag erfunden haben: er bezeichnet es wenigstens, indem er es Kürnberges wîse nennt, als sein Eigenthum": altfranz. Lieder S. 214; „der Kürnberger vielleicht sogar der Erfinder dieser Strophenform": Lit.-Gesch. S. 132. Anmerkung 11.

[9] Vergl. Bartsch: der Strophenbau in der deutschen Lyrik: Germania 2, 257 ff.

[10] Man wird mir nicht die Zeilen in Walthers Leich 4, 2—12 [m. Ausg. Nr. 80, 31 ff.] entgegenhalten wollen, denn sie sind nicht in der strengen Kürnbergerweise, sondern im Hildebrandstone gedichtet: sämmtliche sechs Langzeilen sind nur siebenmal, keine davon, weder die vierte noch die sechste, achtmal gehoben (vgl. Germania 6, 194).

[11] Nach Dietmar und vor Heinrich von Veldeken gehören, außer Meinloh von Sevelingen, dem Markgrafen von Regensburg (und Rietenburg) und Friedrich von Hausen, noch Ulrich von Gutenburg (vergl. sin*g*en : brin*g*en : vin*d*en MSF. 78, 4. lâ*z*en : wâ*f*en: entslâ*f*en 78, 6. gesanc: gedanc: underwan*t* 78, 16. belî*b*en: vertrî*b*en : vermî*d*en 78, 24. vermî*d*en : lî*d*en : belî*b*en 78, 33. wun-

*d*er : besun*d*ert : kum*b*er 79, 6.), Graf Rudolf von Fenis (vergl. stî*g*et : belî*b*et : trî*b*et 80, 5. hâte : brâ*h*te : dâ*h*ten 80, 13. tra*g*en : entsa*g*en : gela*d*en 81, 33. erken*n*et : verbren*n*et : verwen*d*et 82, 19.), Albrecht von Johansdorf (vergl. gemüete : wüete*t* 92, 15, gi*mm*e : mi*nn*e : künigi*nn*e 93, 4.) und Heinrich von Rucke. Bei diesem fallen, wie bei Ulrich von Gutenburg, bloß die Lieder vor Veldeken, die rein gereimten Leiche dagegen später, vergl. Germania 3, 506. und 7, 101., wo ich den Heinrich von Rucke in einer zwischen 1175 und 1178 ausgestellten Urkunde nachgewiesen habe.

[12] Ich kenne bloß zwei Beispiele, die hievon eine scheinbare Ausnahme machen. Das Lied vom Büttner bei Gottfried von Neifen (Ausg. von Haupt S. 44), wo eine Strophe also lautet:

Dô sprach der wirt mære
zuozim waz er kúndé.
„ich bin ein büttenære:
swer mir des gúndé,
sîn vaz ich im búndé.“

Es ist aber dies und das unmittelbar darauffolgende unvollständige: von Walhen fuor ein pilgerîn, so wenig in der Weise Gottfrieds, daß es nur der Zufall unter dessen Lieder gebracht haben kann. Es ist ein schon während des Mittelalters und heute noch umgehendes Zotenlied (s. Mannhardt in Wolfs Zeitschrift für d. Mythologie, 3, 86 ff.), offenbar ein Product der Vagantenpoesie, das leicht noch in die Zeit Dietmars zurück reicht, und höchstens, vielleicht durch Gottfried selbst (und dies würde die Aufnahme unter seine Lieder erklären), etwas umgereimt wurde. Reste eines gleich alten Tanzliedes scheinen auch die vier Strophen zu sein, die im vierzehnten Jahrhundert zu einem dem Neidhart untergeschobenen Wechsel sind ausgesponnen worden (Hagens Minnes. 3, 217):

„Tohter, spinn den rocken
und lâz dîn réién
und nim den sumertocken
gein disem méién“ u. s. w.

[13] „Weiter als 1170 gehen die Namen der Liederdichter nicht zurück. Älter sind Kürnberg und der Burggraf von Regensburg

nicht" (zu Walther 82, 24). Dabei wird auf die Anmerkungen zu den Nibelungen Seite 5 hingewiesen, als finde sich dort die Begründung. Allein bewiesen ist dort nichts: „Ein Rest älterer Verskunst, die den klingenden Reim nicht kannte, und wenigstens zur Hälfte den höfischen Dichtern fremd (was heißt das?) sind die nicht ganz seltenen Reime, in denen eine unbetonte Endsilbe zur Hebung erhöht wird. Aber nirgend ist zu der Vermuthung Raum, daß etwa ungenaue Reime von der Art des zwölften Jahrhunderts bei fernerer Überarbeitung verbessert sein möchten, und überall sind sie weit entfernt von der Freiheit der Volkslieder, die uns unter Kürnbergs Namen überliefert sind. Gleichwohl werden diese schwerlich zwanzig Jahre vor 1190 gesungen sein: sonst würden wir doch wohl mehr Spuren von ältern Versen zu drei Hebungen finden." Wie man sieht, besteht der ganze Beweis in einem „schwerlich" und „doch wohl".

[14] Dahin gehören auch Reime, wie Hagene : degene : habene : zesamene : gademe 1737. 2012. 2032. 2077; degen : leben 780 kann dagegen eben so gut dem Umdichter als dem Kürnberger angehören. Ähnliche Reimbindungen sind selbst bei höfischen Dichtern nicht unerhört, besonders bei Wolfram, der sich hierin freilich weit mehr als irgend ein Anderer erlaubt hat. Z. B. künec : frümec Wilh. 46, 5. Wigalois 13, 40. getennet : gekemmet Parz. 73, 5. selbe : velde ebd. 93, 23. ougen : rouben 10, 15. gelouben : gelougen 417, 21. gâbe : mâge 53, 29. swiger : nider Wilhelm 143, 11. u. s. w. Manches ist mundartlich, z. B. sun : tuon findet sich fast bei allen baierisch-österreichischen Dichtern; a=o in geswarn : varn 455. 2207. gehört ebenfalls dieser Mundart an. Anderes beruht auf fehlerhafter Überlieferung, z. B. statt sint : künigin 458 ist sîn : künigîn zu lesen. Noch in den Untersuchungen S. 63 hat Holtzmann Manches als angebliche freie Reime angeführt, was er dann später in seiner Ausgabe selbst als Fehler erkannt und berichtigt hat, z. B. Sigemunt : sâ zehant (l. stunt) 716. stât (l. tuot) : muot 827. sâ (l. sân) : lân 1119.

[15] Worte Uhlands.

[16] Bernhardy, Grundriß der griechischen Litteratur I. (3. Bearb.), 381. II. (2. Bearb.) 2, 580 ff.

[17] Vgl. Germania 2, 492. 493.

[18] Qui Regimarus tertius post Altmannum episcopus, vir admodum in sæcularibus peritus, sed in spiritualibus minus eruditus, terrenis inhians, pecuniam undecunque congregans: vita Altmanni, Pez, Script. rer. austr. 1, 131. Anderwärts, in Passauer und Melker Annalen, wird er ecclesiæ dei molestus et amarus und destructor ecclesiæ genannt: Pez, ebd. S. 230. 1307.

[19] Alex. Erhard, Geschichte der Stadt Passau. 1862. S. 66.

[20] So der Erzbischof Siegfried von Mainz, von dem Probst Hermann von Bamberg i. J. 1061 schreibt: nulla ibi gravitas, nulla disciplina. Et o miseram et miserandam episcopi vitam, o mores! Nunquam ille Augustinum, nunquam ille Gregorium recolit, semper ille Attilam, semper Amalungum et cetera id genus portenta tractat. Diese Stelle aus Sudendorffs registrum 2, 9. hat Holtzmann schon in seiner Schulausgabe des Nibelungenliedes. Stuttg. 1858, S. 8. mitgetheilt.

[21] Ein gereimter Attila war in der Passauer bischöflichen Bibliothek noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts vorhanden. In einem unter Bischof Otto von Lonsdorf 1254 verfaßten Bücherkatalog steht: item Attilam versifice: Monumenta boica XXVIII. 2, 487. Vgl. Spaun, Heinrich von Ofterdingen. S. 64. 65.

[22] Die betreffenden Stellen der Klage (Holtzmann. Stuttg. 1859) lauten:

Dizze vil alte mære
het ein schrîbære
wîlen an ein buoch geschriben
latîne, desn ist ez niht beliben,
ez ensî ouch dâ von noch bekant,
wie die von Burgonden lant
mit freude in ir gezîten
in manigen landen wîten
ze grôzem prîse mohten komen ꝛc. 17—25.

V. 3595—3617 läßt der Dichter den Bischof Pilgerin zum Spielmann Schwämmel sagen:

„Swämmil, lobe an mîne hant,
so du wider rîtest durch diu lant,

sô kêre, friunt, her ze mir.
daz diene ich immer hin ze dir.
éz ensól niht sô belîben,
ich wil'z allez lâzen schrîben,
die stürme und der recken nôt
unt wie si sîn beliben tôt,
wie ez sich huop unt wie ez quam
unt wie ez allez ende nam.
swaz du des wâren habest gesehen,
des soltu danne mir verjehen.
dar zuo sô wil ich vrâgen
von iegelîches mâgen,
ez sî wîb oder man,
swer iht dervon gesagen kan.
dar umbe sende ich nu zehant
mîne boten in Hiunen lant.
dâ vinde ich wol diu mære,
wand ez vil übel wære,
ob ez behalten würde niht:
ez ist diu grœziste geschiht,
diu zer werlde ie gescach."

Und am Schlusse V. 4441 ff.

Von Pazowe der bisschof Pilgerîn
durch liebe der neven sîn
hiez schrîben dizze mære,
wie ez ergangen wære,
in latînischen buochstaben,
obez iemn für lüge wolde haben,
daz er hie die wârheit funde
von der allerêrsten stunde,
wie ez sich huop unt man's began
unt wie ez éndé gewan,
umbe der guoten knehte nôt
unt wie si alle gelâgen tôt:
daz hiez er allez schrîben.
ern lieze's niht belîben:

wan im seite der videlære
diu kuntlîchen mære,
wie'z ergie unt ouch geschach,
wande er'z allez an sach,
er unt manig ander man.
daz mære prüefen dô began
sîn schrîber, meister Kuonrât.
getihtet man ez sît hât
vil dicke in tiuscher zungen.
die alten mit den jungen
erkennent wol daz mære.

Daß „in lateinischen Buchstaben schreiben nicht so viel heißt, als in lateinischer Sprache dichten" (Holtzmann, Schulausgabe des NL. S. IX) kann unbedingt zugegeben werden: schreiben heißt allerdings nicht dichten. Wohl ist die Ausdrucksweise in latînischen buochstaben schrîben ungewöhnlich; gleichwohl kann über den Sinn dieser Redeweise kein Zweifel sein: wie sie zu verstehen ist, ergibt sich aus den Eingangsversen: dizze vil alte mære het ein schrîbære wîlen an ein buoch geschriben latîne, so deutlich und bündig, als man es nur verlangen kann, und es war nicht gut gethan, das metrisch unschwer in den Vers passende Wort latîne gegen die Handschriften CDa zu streichen. Ebenso wenig als schrîben hat der Ausdruck prüeven oder briefen die Bedeutung von tihten; prüeven heißt zurecht machen (vgl. Nib. 64 wât prüeven 353. 365: kleit, gewant pr.), ein mære pr. also: eine Erzählung redigieren; briefen aber bedeutet überall nur so viel als schreiben, niederschreiben, z. B. dô si den marcgrâven tôten sâhen tragen, ezn künde ein schrîbare geprieven (geschreiben a) noch gesagen die manigen ungebære Nib. Lied 2292; vgl. mhd. Wörterb. 1, 248. Im vollen, nicht misszuverstehenden Gegensatz zu den Redensarten in latînîschen buochstaben schrîben und daz mære briefen stehen zum Überfluß die Schlußworte getihtet man ez sît hât vil dicke in tiuscher zungen. sît, seitdem, nachdem das lateinische Buch da war: = auf Grundlage dieses durch Anordnung Pilgerins von seinem Schreiber, Meister Konrad, lateinisch niedergeschriebenen Buches wurde das Mähre deutsch gedichtet. Dies ist die allein zulässige Erklärung.

[23] Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. 4. Aufl. 1, 25 ff.

[24] Wilhelm Grimm, Einleitung zum Ruolandes Liet. S. XXXIV.

[25] J. W. Loebell, die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Göthes Tode. Braunschweig 1856. 1, 3.

[26] „Die Nibelungen in der Geschichte und Dichtung" in meiner Germania 6, 435—456. Thausing kommt auf historischem Wege, durch den Nachweis geschichtlicher Nachklänge und Abspiegelungen im deutschen Liede, zu dem mit unserer Untersuchung übereinstimmenden Ergebnis, daß die Entstehungszeit desselben in den Anfang des zwölften Jahrhunderts fallen müße. Vgl. auch Zarnckes Beiträge S. 194.

[27] Lachmann in seiner Abhandlung „Über das Hildebrandslied" (Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften. Aus dem Jahre 1833. S. 124), deren Einleitung offenbar nur zu dem Zwecke geschrieben wurde, um seine Nibelungentheorie zu stützen. Auf die Reihe theils geradezu falscher, theils nur halbwahrer oder schielender Behauptungen, wodurch sich diese Einleitung auszeichnet, werde ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

[28] Jacob Grimm in den im Verein mit Schmeller herausgegebenen lat. Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts. Göttingen 1838, S. 99 ff.

[29] Diesen Schluß hat dann, recht zum Beweise seiner Bekanntschaft mit unserm Lied, der Dichter der Klage seinerseits wieder nachgeahmt: dizze liet heizet diu klage.

[30] Untersuchungen S. 135. Schulausgabe des NL. S. XI.

[31] W. Wackernagels Lit.-Gesch. S. 40. 41.

[32] Otfried z. B. hat ausgesprochener Maßen sein großes Gedicht zu dem Zwecke gedichtet, um den weltlichen Laiengesang zu verdrängen.

[33] Diese feindselige Gesinnung der Geistlichkeit gegen die deutsche volksmäßige Poesie gegen die psalmos plebeios, cantica rustica, carmina secularia, die türsenmære, wie man sie nannte, dauerte vom achten bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fort. Vgl. Wackernagels Lit.-Gesch. S. 38 ff., 75 ff., Megenberg XXXIX. S. 741. Zeitschrift 12, 374.

[34] Vgl. Wackernagels Lit.-Gesch. S. 102—104.

[35] K. Müllenhoff zur Geschichte der Nibelunge Not. S. 17. 18. Schon vorher sagt er an verschiedenen Stellen fast dasselbe. S. 12.

„daraus darf man schließen, daß die Dichter der ältern Zeit eben den Ständen angehörten, wie nachmals die mhd. höfischen Dichter," und S. 13 „hier wie dort aber werden wir die edlern Pfleger der alten Kunst über den Spielleuten nur in den Kreisen suchen können, denen die neuen höfischen Dichter angehörten". Ein solches Zugeständnis würde Lachmann niemals gemacht haben. Wie genau er die Gefahr kannte, die seiner Liedertheorie daraus erwachsen könnte, geht deutlich aus einer seiner Äußerungen (über Singen und Sagen, S. 114) hervor: „Sollen wir vielleicht sagen, die fahrenden Leute singen freilich epische Lieder, aber das Gedicht von den Nibelungen, Alpharts Tod, Kudrun, gehören der höfischen Poesie an? So würde doch wenigstens die Meinung von der Einheit des Dichters der Nibelungenoth etwas scheinbarer unterstützt, als ihre Vertheidiger es für nöthig gehalten haben". Das heißt doch so viel als: könnte dargethan werden (und manches spricht dafür), daß die genannten, auf einer höheren Stufe der Kunst stehenden ungesungenen Gedichte in höfischen Kreisen durch adelliche Dichter entstanden sind, so wäre die behauptete Entstehung des Nibelungenliedes aus einzelnen Volksliedern erschüttert, dann könnte von Volksdichtern kaum mehr die Rede und das Lied nicht das Werk einer Anzahl fahrender Leute, sondern nur Eines und zwar adellichen Dichters Werk sein. Natürlich ist Lachmann weit entfernt, die von ihm aufgeworfene Frage zu bejahen, er findet vielmehr, daß „jene Werke deutlich den Stempel der Volkspoesie tragen" und nimmt bei den „fahrenden Leuten jener Zeit in dem Vortrage der erzählenden Gedichte eine der höfischen Bildung entsprechende Veränderung an", d. h. er setzt voraus: daß die Volkspoesie durch die höfische auf dieselbe Höhe der Kunst sei erhoben worden. Bewiesen hat er das freilich nicht, auch nicht einmal wahrscheinlich zu machen vermocht; aber so groß ist die Macht der Wahrheit, daß die Schüler nun zuzugeben genöthigt sind, was ihr Meister aufs Nachdrücklichste geläugnet hat. Dies Zugeständnis ist aber nichts anderes als ein Preisgeben des Hauptfundamentes, auf dem die Liedertheorie beruht.

36 Vgl. meine Abhandlung „Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" in diesem Bande unter Nr. VIII.

II.

Bligger von Steinach.

1855.

Über Bliggers Umhang.

(Aus meiner Schrift: „Zur deutschen Litteraturgeschichte. Drei Untersuchungen.“ Stuttgart 1855. S. 6—28.)

Von Steinahe Blîggêr,
diu sîniu wort sint lussam;
sie worhten frouwen an der ram
von golde und ouch von sîden:
man möhte se undersnîden
mit kriechischen borten.
er hât den wunsch von worten.
sînen sin den reinen,
ich wæne, daz in feinen
ze wunder haben gespunnen
und haben in in ir brunnen
geliutert unde gereinet:
er ist benamen gefeinet.
sîn zunge, diu die harpfe treit,
diu hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin;
diu zwei diu harpfent under in
ir mære in vremdem prîse.
der selbe wortwîse,

nemt war, wie der hier under
an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet,
wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rîmen!
wie kan er rîme lîmen,
als ob sie dâ gewahsen sîn!
ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch und buochstabe
für vederen an gebunden habe:
wan wellent ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment als der ar.

Wen von uns hätte nicht, so oft er diese Stelle las, die Sehnsucht ergriffen nach dem Gedichte, das den poesiereichsten und geschmackvollsten unter unseren alten Dichtern zu dieser wundervollen Schilderung begeistert hat? Gottfried von Straßburg hat sich in seinen Urtheilen über Heinrich von Veldeken, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide und — wenn er eins ist mit Reinmar dem Alten — über den von Hagenau als ein so feiner und geistvoller Kritiker gezeigt, und seine Charakteristiken dieser Dichter erscheinen uns heute, nach mehr denn sechshundert Jahren, noch so richtig und zutreffend, daß wir mit vollem Rechte über den Verlust eines Gedichtes trauern dürfen, das, wäre es uns erhalten, gewiſs eine der schönsten Zierden unserer Litteratur bilden würde.

Sollte es wirklich für immer und bis auf die letzte Spur untergegangen sein? Es würde mich glücklich machen, wenn es mir gelänge, auf den folgenden Seiten einige Überbleibsel, ein paar Streifen des Umbehanges nachzuweisen: wir dürften dann nicht mehr gänzlich auf die Hoffnung verzichten, wenn auch nicht

das ganze Gedicht, doch vielleicht noch größere Theile davon wieder aufzufinden.

Vor nun bald zwanzig Jahren ließ Mone in seinem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 4, 314—321 „Reste eines unbekannten Gedichtes“ abdrucken, den Inhalt zweier Pergamentblätter, die er in einer von Salmannsweil nach Heidelberg gekommenen Incunabel auffand. Leider vergaß er, die in jeder Hinsicht wünschenswerthe nähere Bezeichnung der Incunabel beizufügen und hat uns dadurch der Möglichkeit weiterer Nachforschung beraubt. Ja die Blätter selbst scheinen verloren: als ich jüngst behufs einer neuen Vergleichung und Prüfung der Schriftzüge und des Alters in Heidelberg darnach fragte, konnten mir die dortigen Bibliothekare keine Auskunft über ihr Schicksal geben, und auch die seitdem wiederholten Nachforschungen Holtzmanns sind ohne Erfolg geblieben.

Diese Bruchstücke fesselten schon früh meine Aufmerksamkeit, und ich nahm den betreffenden Band des Anzeigers nie zur Hand, ohne sie wieder und wieder zu lesen; denn wie gering auch der Umfang ist (das Ganze beträgt nicht viel über dreihundert Zeilen), so reicht doch schon das Wenige vollkommen hin, um ein bedeutendes Talent mit Sicherheit hier erkennen zu lassen. Der Vortrag zeigt ein so schönes Ebenmaaß, so viel feinen Sinn und poetisches Gefühl, kurz eine solche Meisterschaft, wie ich sie außer bei Gottfried bei keinem altdeutschen Dichter sonst gefunden habe. Mone, dem man in solchen Dingen ein gültiges Urtheil zutrauen darf, setzt die Handschrift in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und bezeichnet die Schriftzüge als nett und sorgfältig; damit stimmt auch der innere Charakter, die Sprache, die Schreibweise überein; ebenso der Versbau und Reim, welche tadellos sind und das Gedicht in die beste Zeit der höfischen Poesie weisen.

Sollte nun dieses alte, allem Anschein nach vortreffliche Gedicht dem Rudolf von Ems verborgen geblieben sein, ihm, der von den oberdeutschen Dichtern und ihren Werken (diejenigen Mitteldeutschlands waren ihm entweder weniger bekannt, oder er erwähnte ihrer absichtlich nicht) eine so umfassende Kenntnis zeigt, daß er von den höfischen Epikern aus der Zeit von 1190 bis 1240 kaum einen, der wirklich von Bedeutung war, in seinen beiden Verzeichnissen übergeht? Das ist schwer zu glauben. Hat aber Rudolf den Verfasser der Bruchstücke genannt, so kann es, da wir von den bei ihm verzeichneten Gedichten die größere Zahl noch besitzen, und von den übrigen, die hier in Betracht kommen können, den Inhalt ziemlich sicher errathen, kein anderer sein als Bligger von Steinach, der Dichter des Umbehangs; und daß jene Bruchstücke wirklich diesem Gedichte angehören, das ist schon längst meine feste Überzeugung: paßt doch auf kein anderes mir bekanntes Epos so vollkommen Gottfrieds Lob des schön geformten Verses und Reimes und der wunderbaren Harmonie zwischen Wort und Sinn.

Diese Überzeugung habe ich zunächst aus Gründen innerer Wahrscheinlichkeit gewonnen; es tritt aber noch ein mehr äußerlicher Umstand hinzu, der wie ich hoffe wohl geeignet ist, zu Gunsten meiner Ansicht einiges weitere Gewicht in die Wagschale zu legen.

Bekanntlich hat B. J. Docen über den wahrscheinlichen Inhalt des Umbehangs zwei sinnreiche Vermuthungen ausgesprochen (Museum für altd. Litteratur 1,139 und Miscellaneen 2,295), die mit Recht Beifall gefunden haben. Zuerst, es möchte das Gedicht, wohin schon die Anspielungen Gottfrieds und Rudolfs deutlich weisen, aus einzelnen Liebesnovellen bestanden haben, Ausdeutungen einer gewirkten Tapete mit bildlichen Darstellungen aus der Geschichte des classischen Alterthums. Zweitens ist es ihm wahrscheinlich, daß die Geschichten von Andromache, Penelope, Oenone, welche Thomasin im wälschen Gast jungen Frauenzimmern zur

Lectüre empfiehlt, Theile des Umbehangs waren. Die Stelle des wälschen Gastes (Z. 1026—1040) lautet:

nu wil ich sagen, waz diu kint
suln vernemen unde lesen
und waz in mac nütze wesen.
juncfrouwen sullen gerne vernemen
Andromaches, dâ von sie nemen
mügen bilde und guote lêre;
des habent sie beidiu vrum und êre.
sie suln hœren von Ênît,
daz sie die volgen âne nît.
sie suln ouch Penelopę
der vrouwen volgen und Oenonê,
Galjênâ unde Blanscheflôr,
Lavînjâ [1]) unde Sôrdâmôr.
sint sie niht alle küneginne,
sie mügen ez sîn an schœnem sinne.

Ob, wie Docen meinte, auch Andromache, die von den beiden andern Frauen weit ab und durch die Ênîte getrennt steht, zu dem Umbehang gehöre, ist zu bezweifeln, da Thomasin hiebei ebenso gut

[1]) So lese ich statt Lucinia, Sucinia, Bocinia und Botima der Handschriften und statt der Punkte, die der Herausgeber dafür setzt. Lavîniâ, die Geliebte des Aeneas, war aus Veldekens Eneide zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland überall bekannt, und die Verbesserung ist so einfach und naheliegend wie möglich. Statt Lavîniâ könnte man der Verbindung mit Sôrdâmôr wegen wohl auch Fenice (so heißt die Gemahlin des Clîes, des Sohnes der Sôrdâmôr) zu lesen sich versucht sehen; aber das widerstritte den Lesarten der Handschriften, und nichts spricht dafür, ja es ist gar nicht wahrscheinlich, daß die von Thomasin in einem Vers genannten Frauen deshalb in einem inneren Zusammenhang stehen müßen.

das zwischen 1190—1216 gedichtete Trojerlied des Herbort von Fritzlar, welcher Andromache öfter zu nennen Veranlassung hat und 10601 ff. ihre Klage um den gefallenen Gemahl mit zwar kurzen, aber ergreifenden Worten schildert, im Auge gehabt haben konnte. Mit um so größerer Wahrscheinlichkeit hingegen dürfen wir annehmen, daß die beiden andern von Thomasin genannten Frauen, Penelope und Oenone, mit dem Gedichte Bliggers in irgend einem Zusammenhange stehen, indem wir von keinem deutschen Epos vor 1215 Kunde haben, in welchem diese beiden Namen eine Rolle spielen könnten.

Nun gewinnt auch der eine der zwei in unserem Bruchstücke erscheinenden Namen Bedeutung. Die Königin, um deren Liebe der leider nicht näher bezeichnete König unter dem Beistande ihres treuen Rathgebers und, wie es scheint, zugleich seines Schwagers wirbt, heißt nämlich Ainunê, d. i. Οἰνώνη, Oenone. Also in einem Bruchstücke, das, unabhängig von Docens Vermuthung, aus innern Gründen für einen Theil des verlorenen Gedichtes des Bligger von Steinach gehalten werden durfte, der gerade für dasselbe gemuthmaßte Name, ein Name, den das griechische Alterthum selbst nur ein einziges Mal gebraucht für die Gemahlin des Paris. Das ist gewiß mehr als ein bloßer Zufall, vielmehr glaube ich, auf Grund dieses Zusammentreffens äußerer und innerer Umstände, für erwiesen annehmen zu dürfen, daß hier ein Bruchstück aus dem Umbehange wirklich vorliege.

Über die innere Einrichtung und den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, sowie über die Rolle, welche der Umhang, von dem es den Namen hat, darin spielt (daß Z. 75 gerade der Ausdruck umbehanc begegnet, womit der Dichter poetisch offenbar die blühenden Bäume und Gesträuche bezeichnet, ist vielleicht etwas ganz Zufälliges), gewähren uns leider die wenigen Verse auch keinen Aufschluß. So viel dürfte jedoch deutlich daraus hervorgehen,

daß es nicht die bekannte Sage des griechischen Alterthums, sondern eine erfundene Geschichte ist, die hier erzählt wird, und daß sie mit einer bildlichen Darstellung jener jedesfalls nur lose verknüpft ist und vielleicht nicht mehr als den Namen der Heldin daher entnommen hat. Denn schon der zweite Name, den das Bruchstück Z. 143 bietet, Willehalm de Punt, ist kein griechischer, sondern wohl ohne Zweifel ein französischer, und die stolzen Galiziûne, welche vor der Königin stehen (Z. 44), sind gewiß eher Bewohner der jetzigen spanischen Provinz Galicien, als des österreichischen Kronlands gleiches Namens. Das gibt der Vermuthung Raum, daß, wie bei unsern höfischen Epikern leider fast immer, so auch hier die Erfindung nicht Eigenthum des deutschen Dichters, sondern daß der Umbehang Nachbildung eines französischen Originals sei. Selbst die gewirkte Tapete, deren Bilder zu der Erzählung, wenn nicht den Stoff geliefert, doch die Anregung gegeben haben, macht französischen Ursprung wahrscheinlich. Die Kunst der Teppichwirkerei war zwar auch in Deutschland bekannt und geübt (einen kostbaren Teppich mit Bildern aus dem Tristan und mit niederdeutscher Legende aus dem vierzehnten Jahrhundert, welcher im Frauenkloster Wienhausen bei Celle aufbewahrt wird, beschreibt K. Gödeke in seiner deutschen Dichtung im Mittelalter 818), aber ich wüßte nicht, daß man es bei uns darin je zu großer Vollkommenheit gebracht hätte. Solche Luxusgegenstände bezog Deutschland, wie auch die feinern Wollenstoffe und Tücher (schon die fremden Namen, die diese statt der deutschen führen, beweisen es), aus den Niederlanden und besonders aus Frankreich, das schon im frühen Mittelalter wie später und noch heute (ich erinnere an die Gobelins) gerade in der Kunst der Teppichweberei es zu hoher Vollendung gebracht hat. Und vorzugsweise waren es die Sagen des classischen Alterthums, die man dort mit sichtbarer Vorliebe hiefür auswählte. Francisque Michel verzeichnet in seinem fleißigen,

durch die urkundliche Erläuterung der Namen von Tüchern und Kleiderstoffen auch für uns wichtigen Werke: Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent et autres tissus précieux en occident, principalement en France pendant le moyen-âge. T. 1. 2. Paris 1852—1854. 4°. eine Menge von zum Theil noch erhaltenen Teppichen und Tapeten aus dem zwölften bis sechzehnten Jahrhundert, welche Darstellungen dieser Art enthalten, z. B. die Geschichte des Theseus, der Penthesilea 2, 391. 481. 482; die Thaten des Achilles vor Troja 2, 480; Alexanders des Großen 2, 383. 388. 397. 407. 481; des Hercules 2, 397; die Eroberung von Troja 2, 397; die Geschichte Jasons und des Argonautenzugs 2, 383; Julius Cäsars 2, 407. 408. u. s. w. Vergl. auch A. Jubinal, Recherches sur l'usage et l'origine des tapisseries à personnages dites historiées, depuis l'antiquité jusqu'au 16e siècle inclusivement. Paris 1840. S. 24 ff. 29. 37 ff. Wohl ebenfalls französische Arbeit waren die Teppiche mit Bildern von der Zerstörung Trojas, womit der Dom zu Trier ausgehängt wurde, als Herzog Karl von Burgund im J. 1473 dort Hof hielt, und aus der wälschen Quelle, nach welcher Heinrich von dem Türlin seine Krone bearbeitet hat, ist ohne Zweifel auch die Beschreibung geflossen, die er Z. 520 ff. von einem kostbaren Teppich gibt:

im sande ouch ze stiure
ein lachen, daz was tiure,
diu künegîn Lenomîe
von Alexandrîe.
dâ was von golde geworht an
wie von Kriechen entran
mit Pârîs frouwe Helenâ.
ouch was geworht anderswâ,

wie Troje zervüeret lac,
und der jæmerlîche slac,
der an Dîdône ergienc,
dô si Eneam enpfienc.
man sach ouch dâ schînen
von der schœnen Lavînen,
wie sî Eneas ervaht,
und der Rômære slaht.
diu lache den sal umbe gie
und in mit staten bevie.

Soll ich meine Ansicht sagen über den muthmaßlichen Inhalt des mit dem Gedichte Bliggers im Zusammenhange stehenden Umbehangs, so waren es Darstellungen aus Ovids Heroiden, von denen die erste den Brief der Penelope an Ulysses, die fünfte den der Oenone an Paris enthält. Daß gerade diese beiden Briefe mit ihren Heldinnen ein Gegenstand besonderer Theilnahme waren, scheint mir daraus hervorzugehen, daß unter den drei auf die Heroiden bezüglichen Gegenbriefen des A. Sabinus, des angeblichen Zeitgenossen Ovids, der erste und dritte jene beiden Frauen betreffen. Für meine Vermuthung dürfte auch der Umstand sprechen, daß Bligger oder seine Quelle den Namen Ovids wenigstens kennt, wenn schon in dessen Schriften der Ausdruck amor dulcis labor in dieser Zusammenstellung nicht vorkommt. Von altfranzösischen Übersetzungen mit Miniaturen (z. B. Oenone im Waldesschatten schreibend) beschreibt P. Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi. 7, 47 ff. mehrere Handschriften. Konnte der Inhalt dieser Briefe einen Maler zu bildlicher Darstellung reizen, warum nicht auch einen Teppichwirker? Und ebensowohl konnte durch einen solchen Teppich, die in der Regel mit Umschriften und den Namen der

Figuren versehen waren, ein Dichter zur Erfindung einer Geschichte veranlaßt worden sein, die mit dem eigentlichen Inhalt des Bildes wenig mehr als vielleicht die Situation und den Namen der Hauptfigur gemein hatte. So denke ich mir wenigstens die Sache; denn das Bruchstück, so klein es ist, läßt doch erkennen, daß die Königin mit der Gemahlin des Paris wohl den gleichen Namen, kaum aber gleiches Schicksal hatte.

Dem Abdruck der Pergamentblätter, die leider nicht einmal unverstümmelt uns erhalten blieben (sie sind oben abgeschnitten, es können aber nicht, wie Mone meint, 10—11, sondern höchstens drei Zeilen auf jeder Spalte fehlen), will ich eine Umschreibung des Inhalts in Prosa vorausgehen lassen, und dabei die Lücken, so gut ich's kann, zu ergänzen suchen.

In den ersten Zeilen redet der treue Rath der Königin, Ritter Wilhelm de Punt, wie er Z. 143 genannt wird, der im Auftrag des ungenannten Königs mit einer Liebeserklärung und der Bitte um eine Audienz zu ihr gesandt wurde: . . . . „(ich weiß gewiß), daß ich gerade mit ihm niemand täuschen kann. Erlaubt ihr es, so bringe ich ihn sogleich hieher.“ Die Königin: „nun erkenne ich wohl, daß du mir mit ganzer Treue zugethan bist. Was nun dein Rath und Wille sei, das thue nach deinem Gutdünken: ich habe dir Herz, Leib, Leben, Sinn und Muth gänzlich ergeben und will leben, wie du mich heißest.“ Wilhelm: „begienge ich eine Unredlichkeit an euch, das wäre meiner Seele leid und meine Ehre würde geschwächt und mein stolzer Muth und hochstrebender Sinn wäre in Schande zu Grunde gegangen. Das wird bei Gott, so lange ich bei Sinnen bin, nie geschehen.“ Er nahm Abschied und gieng zum Könige, den er in süßes Nachdenken versunken fand. Dieser war begierig, welche Nachricht er ihm brächte: weil er nie zuvor von so gewaltiger Liebe ergriffen war, darum däuchte ihm sein Schweigen gar zu lang.

Er sprach: „Sag an, mein Lieber, hast du Nachrichten vernommen, die mir zur Freude gereichen können?“ — „Ja, Herr, ihr reizender Mund hat mir erlaubt, daß ich Euch vor ihr Angesicht bringe. Nun säumt Euch nicht länger, schmückt Euch mit Sorgfalt, denn die Frauen erkennen gar wohl Anstand und gute Sitten: sie besitzen in diesem Puncte großen Scharfsinn .... (wen sie zum Liebsten sich auserwählt haben), wohl ihm, daß er je geboren ward!“ — Diese Rede erfreute ihn sehr und mit zahlreichem Gefolge begab er sich zu dem Zelte der hohen Frau. Da stund manch stolzer Galizier, wie es die Sitte, der Anstand erheischte, vor der reichen Königin; auch die Wonne wohlgemuther Herzen, manch liebliche Frau saß da, gleich als ob ein Himmelreich sich den Augen aufgethan hätte, und sie hineinschauen dürften. Er kann wohl sagen, er sei im Himmelreich, wer allzeit Frauen sehen darf und ihm die wohlwollen: der lebt in hoher Wonne. Des Königs Herz gestand, als er sie mit Augen sah, das Himmelreich läge an ihr. Er dachte: Ach Gott, nun gib mir Glück, denn ich bedarf dessen. Auch ihr Herz neigte sich ihm zu, als er von weitem dort her gieng, und als sie ihn zu Gesicht bekam, da hatte sie bald erkannt, daß mit ihm nichts zu befürchten sei. Sittsam, wie edle Frauen thun, stund sie auf, empfieng ihn ihrer Würde gemäß — was ihn mit hoher Freude erfüllte — und geleitete ihn sogleich zum Sitz auf schöne Stuhlteppiche, womit die Wiese bedeckt war: das waren nämlich Blumen und Gras. Schöne Tapeten, hoch, breit und lang, waren da um sie gehängt, die süßen Wohlgeruch ausströmten ... des Maien Kraft hatte sie, (diese Tapeten) zu Stande gebracht, der war der Maler. Wer traurig dahin gekommen wäre, der müßte da heiteren Muthes geworden sein. Die lieben Vögelein machten so hellen Lärm Tag und Nacht, daß Wald, Berg und Thal davon wiederhallten. Die Zeit brachte manches Herz dazu,

daß es auf Minne zu denken begann. Das zeigte sich auch an dem Könige: als er und die Königin so beisammen saßen, da vergaß er sich selbst so sehr, daß er sie nur anblickte und kein Wort sprach.

Als er wieder zu sich kam, da sprach er als ein fein gesitteter Mann: „Theure Herrin, erlaubt mir, daß ich Euch sage, was mir geschah. Als ich Euch das erstemal sah, da kam in mein Herz eine Liebe, die immer dauern muß zwischen mir und Euch.“ — „Ei, guter Herr, wie könnte das sein, daß Euch meinetwegen je so weh geschah?“ — „Das sollt Ihr wohl erfahren, ist es, daß wir beide noch länger leben: ich habe mich Euch für immer zu Eigen gegeben.“ — „Herr, um Eurer Ehre willen laßt solche Rede unterwegen. Ich habe gehört, daß den Frauen schon viel dergleichen vorgesagt wurde, die doch in Wahrheit wohl merken .... (daß es nicht ernst gemeint ist. Die Begierde nach Neuem treibt den Mann) in kurzer Frist bald da- bald dorthin, ebenso die Unbeständigkeit: beider Fundament ist schwach und was man darauf legt, kommt zum weichen. Mir ist auch für wahr gesagt, daß er gerne seine Freunde aufgibt, wer allzeit nach Neuem begehrt.“ — „Herrin, man hat Euch wahr gesagt. Gott sei geklagt über diejenigen, die neugierig und ungetreu und unbeständig gegen ihre Freunde sind. Aber zu diesen gehöre ich nicht: ich habe mich der Treue ergeben, was immer mir deshalb widerfahren mag. Die Krone stünde mir nicht wohl, wäre ich unbeständig. Treu und wahrhaftig soll ein König sein. Reine, süße Herrin, ich rede nicht bloß euch gegenüber so: daß ich auch dem unbedeutendsten Weibe nicht, das irgend in der Welt lebt, je mit falschem Herzen mich zu verpflichten im Stande wäre, darüber kann ich mich auf jede gewünschte Weise rechtfertigen. Wilhelm de Punt hat mir so eben viele schöne Dinge von Euch erzählt. Ich habe mich mit all meinem Sinnen und Denken ent-

schlossen, ihm (seinem Rathe) Folge zu geben, und habe Euch für immer zu meiner Freude und Frau auserwählt. Möge meine Sache zu glücklichem Ende kommen! Es ist ausgemacht, daß, wenn es mir an Euch mißlingt, mir alle Weiber keine Freuden mehr bereiten können." — „Herr König, ich glaube nicht, daß aus so flüchtigem Anblick .... (so große Liebe entstehen könne). Die Weisen müßen mir zugestehen, daß Unbesonnenheit nicht taugt zu Liebe und Freundschaft. Wenn unüberlegt eine wichtige Sache unternommen wird, so nimmt es oft ein trauriges Ende. Ihr mögt deshalb solche Absichten wohl aufgeben, denn es ist doch umsonst." — „Nein, ich setze Euch mein Leben zum Pfande, daß ich diese Absichten, die treu und redlich sind, gegen Euch nimmer aufgebe. Ihr saget, von flüchtigem Anblick könne keine tiefe Liebe entstehen? Es daure kurz oder lang, was geschehen soll, das fügt sich wohl. Ein weiser Mann erkennt bald, wo treue Hingebung angewendet ist. Darum habe ich mich Euch zugeneigt. Gott wird mir Heil widerfahren lassen. Aus freiem Willen habe ich mich Euch ergeben; mein umherschweifender Sinn hat aufgehört, er ist gefangen und so bewahrt, daß er seine wilden Züge künftig lassen muß."

„Wie soll ich Glauben zu Euch fassen? ich schwanke zwischen Zweifel und Hoffnung: bald meine ich Ja, bald Nein. Ist aber, daß Eure Gesinnung gegen mich so ist, wie Ihr gesagt, woran soll ich die Wahrheit erkennen?" — „Rechte Treue und wahren Eid leiste ich Euch hier auf der Stelle: so werdet Ihr meinen Ernst erkennen. Ich will es nicht länger aufschieben." — „Nein, übereilt Euch nicht! .... Ich kann den Entschluß nicht für mich allein fassen, ich muß ihn meinem Rathgeber mittheilen, was der mir räth, das thue ich. Ich habe mich etwas übereilt gegen einen Mann, das thut mir leid. Doch zwang mich dazu seine Tüchtigkeit, sein Benehmen, seine Schönheit und seine Jugend,

sowie sein männlicher Muth und sein tugendhaftes Wesen; auch befreite er mich aus großer Noth: darum bot ich ihm zum Lohn meinen Leib, Leute und Land. Da hatte er Herz und Gemüth anderwohin gewandt in so männlicher Güte, daß ihm davon immer noch Heil und Seligkeit zu Theil und die Freude an ihm gemehrt wird und er die ewige Ruhe im Himmel verdient. Nun erst erkenne ich ganz sein edles Wesen und reines Herz an den hohen Tugenden, die er besitzt, und aus mancher Handlung, durch welche er mir seine Treue bewies. Sein Anstand blieb sich mir gegenüber immer gleich. Nie lernte ich einen treuern Menschen kennen; er war ein Schild meiner Ehre, die ließ er sich befohlen sein und hütete ihrer besser denn ich selbst. Herr und Gott, erhöre mich um deiner Mutter Willen und beschütze ihn immerdar. Ich weiß, daß er durchaus treu ist, darum unterwerfe ich mich gänzlich seinem Befehle. Was er gebietet, das ist geschehen und ich leiste ihm Folge. Ich erkenne ihn so durch und durch lauter, daß ich nicht fehl gehen kann. Lebte mir Vater und Mutter, ich folgte dennoch seinem Rath vor dem ihrigen . . . . nun seid Ihr so besonnen, Herr König, daß Ihr, wie auch die Entscheidung falle, sie so aufnehmen werdet, wie es uns Beiden wohl geziemt. Ersucht ihn nun, näher zu treten. Seine Ehrenhaftigkeit wird ihn so leiten, daß er keine Unredlichkeit begeht. Er ist ein so hoch geehrter Mann, was immer er übernimmt, daß Falschheit dabei fern ist.'

Des Königs Herz blühte auf, da er weibliche Güte an ihr hörte und wahrnahm. Mit Innigkeit sprach er: „Guter, tritt näher und sitze vor uns, seliger Mann, die Herrin erlaubt es Dir. Höre ihre und meine Rede, wir wollen Dir gehorsam sein: wie Du entscheidest, so soll es geschehen, das haben wir Beide hier gelobt. Nun rede der Wahrheit gemäß, Niemand zu lieb noch zu leid, sondern wie es Dir ums Herz ist." — „Ja," sprach die Königin Oenone, „ich weiß, Du bist so lauter und offen, daß

ich dich um nichts anderes bitten will, als was er da gesprochen hat." — „Herrin, da Ihr die Entscheidung in meine Hände gelegt habt, so wird, ob Gott will, nicht gelogen. Ich sage bei meiner Ehre, daß, wenn Ihr Beide Euch liebt, auf Erde nie nichts besseres geschah. Ihr seid einander werth, denn Euere beiden Herzen sind der Tugend zugethan, darum ist Euch Wonne vorbehalten, sollt Ihr mit einander alt werden." .... (Der König sprach:) „Wohl mir, daß ich Dich kennen lernte! wohl auch meiner lieben Schwester (selig müße sie immer sein!), daß sie Dich auserkoren hat! willst Du mir beistehen, so werde ich alles Kummers ledig. Greif her an mein Herz, wie es bebt und pocht! alle Trauer flieht von mir, und wenn Du willst, so werde ich frei von allem Leid. Mich hat ein Kummer erfaßt: das längere Hinausschieben (der Erfüllung meiner Wünsche) bereitet mir Schmerz." Die Wahrheit brachte ihn zu diesem Bekenntnis, ja die Wahrheit zwang ihn, weil eine große Liebe ihn ergriffen hatte. Er benahm sich nicht, wie jetzt Mancher thut, der Herz und Sinn an falsche Minne wendet. Wie Schade, daß ich diesen nichts anwünschen kann! Ich gönnte ihnen von Herzen, daß sie vorn an ihrer Stirne mit einem Horne verunstaltet wären: so wären sie Alle gekennzeichnet und die lieben Frauen könnten einen Jeden der Ungetreuen erkennen, die man mit schönem Anstand sich benehmen sieht, deren Falschheit aber doch hoch sich erhebt. Mit schönem Anstand benahm sich auch der König, aber alle Falschheit war fern von ihm. Treue Liebe hatte ihn mächtig ergriffen, darum däuchte ihn das Warten lang. Wo rechte Liebe entzündet wird, da erweckt das sehnsüchtige Entbehren Betrübnis und Leid. Deshalb sprach einst ein feingebildeter Mann, der hieß Ovidius: Amor amor, dulcis labor. —

Dies der Inhalt der beiden Blätter. Er ist nah beisammen und vermag nur die Sehnsucht nach dem Ganzen von Neuem

zu wecken. Könnten wir nur erst nähern Aufschluß bekommen über die Incunabel, über deren Druckort und Jahreszahl (Mone versichert, es nicht mehr zu wissen), so hätte doch die Nachforschung ein bestimmtes Ziel; denn ich bin überzeugt, daß sich von der schönen Handschrift, die im fünfzehnten Jahrhundert der Scheere des Buchbinders zum Opfer fiel, noch mehr Blätter als diese zwei erhalten haben.

* * *

1[a] daz ich nameliche
an ime nieman betriegen kan.
ist daz's mir iuwer wille gan,
sô bringe ih'n her in kurzer vrist.'
'nû kiuse ich wol, daz dû mir bist
mit vil ganzen triuwen bî.
swaz nû dîn rât, dîn wille sî,
daz füege swie dich dunke guot.
herze, lîp, sin unde muot
hân ich dir vil gar ergeben
und wil swie dû mich heizest leben.'
'Begienge ich an iu valscheit,
daz wurde mîner sêle leit
und wære dervon mîn êre kranc,
mîn werder muot, mîn hôchgedanc
wære gar versunken
und in unwirde ertrunken.
des mac weiz got niht ergân,
die wîle ich mîne sinne hân.'
mit urloube er gie zehant

---

3 daz mir Mone. 4. s. br. ihn her

da er den werden künic vant
in lieblîcher andâht.
waz er im mære hête brâht
des nam in wunder sêre,
wan in dâ vor niemêre
sô starkiu minne getwanc:
dâ von dûht' in sîn swîgen lanc.
er sprach 'mîn vil lieber man,
durch mînen willen nû sag' an,
hâst dû iht mære vernomen,
diu mir ze vröuden mügen komen?'
'jâ, herre, ir minneclîcher munt
erloubte mir an dirre stunt,
daz ich iuch bræhte z'ir gesiht.
nû sûmet iuch die lenge niht,
pfischieret iuch mit vlîze dar:
frouwen die erkennent gar
des mannes tugent unt sîne site:
in wonet vil starkiu wîsheit mite.

* * *

1b wol dem daz er ie wart geborn!'
der rede was er harte vrô.
mit vil gesellen fuor er dô
hin für der frouwen pavelûn.
manic stolz Galiziûn
stuont dâ zühteclîche
vor der küneginne rîche.
gemuoter herzen sælecheit
an maneger frouwen gemeit

23 ime 27 duhte 29 sage 44 mænich

dâ saz ouch dem gelîche,
als ob ein himelrîche
den ougen wære ûf getân
und drîn ir warte solten hân.
er mac wol himelrîches jehen
swer alle zît sol frouwen sehen
und im die heiles gunnen:
der lebet in hôhen wunnen.
des küneges herze aldâ verjach,
dô ez sî durch diu ougen sach,
daz himelrîche læge an ir.
er dâhte: got, nû füege mir
gelücke hie, des ist mir nôt.
ir herze im ouch vil willen bôt,
als er von verren dort her gie
und sî an in ir ougen lie:
sî hete schiere dâ erkorn,
daz an im wurde niht verlorn.
ûf si zühteclîchen stuont,
als die edeln frouwen tuont,
und enpfienc in nâch ir êren.
daz kunde im fröude mêren.
si fuorte in sitzen sâ zehant
ûf vil schœne stuolgewant,
dâ mite diu wise verdecket was:
daz wâren bluomen unde gras.
manic schœne umbehanc
hôch, breit unde lanc,
wâren gehangen umbe sie,
dâ von sô süeziu dræhe gie

49 daz saz 52 dar in ir 64. 65 siu 66 ime 75 mænich

* * *

1c des meien kraft sie brâhte dar,
der was der mâlære.
swer ungemuot dar komen wære,
der muoste wol gemuot dâ sîn.
diu vil lieben vogellîn
uobten alsô gelpfen braht
beidiu tac unde naht,
daz holz, berc unde tal
in gelîche gegen gal.
diu zît manic herze brâhte,
daz'z nâch minnen sich verdâhte.
daz wart an dem künege schîn:
dô er und diu künegîn
schône bî einander saz,
sîn selbes er sô gar vergaz,
daz er sî niuwan an sach
und vor liebe niht ensprach.
Als er versinnen sich began,
dô sprach er als ein hüvescher man
'frouwe, liebiu frouwe mîn,
lât mir von iu erloubet sîn,
daz ich iu sage, waz mir geschach.
dô ich iuch alrêrst gesach,
dô kom mir in daz herze mîn
ein liebe, diu muoz iemer sîn
vaste zwischen mir unt iu.'
'ei, guote herre, saget von wiu?

---

79. gar 89 daz 90 an] en 101 Diese Zeile steht ohne Zweifel in der Handschrift und ist von Mone, da er den Vers mitzählt, nur ausgelassen. 105 hiu

wan ir gesâhet mich nie mê:
wie mohte iu dô ie sô wê
von mînen schulden geschehn?'
'daz lâze ich iuch vil wol ersehn,
sol ich und ir die lenge leben:
ich kan und wil mich iu ergeben
für eigen iemer mêre.'
'herre, durch iuwer êre
lât solhe rede belîben.
ich hân vernomen, daz den wîben
ist der rede vil verjehn,
die doch mit wârheit kunnent spehn

* * *

1[d] in kurzer wîle dar unt dan,
unstæte hât ouch manegen wanc,
ir beider gruntveste ist kranc:
ez wîchet swaz man drûf geleit.
mir ist ouch für wâr geseit,
daz er lîhte vriunde sich bewiget
swer alle zît niugerne pfliget.'
'frowe, iu ist vil wâr gesaget.
nû sî got über sie geclaget
die niugerne unde untriuwe pflegent
und vriunde schiere sich bewegent!
der enbin ich einer niht:
ich wil und hân mit stæte pfliht,
swaz ich nû geleben sol.
diu krône stüende mir niht wol,
ob ich unstæte wære.

---

118 unde 120 diust 123 Vgl. Freidank 97, 26.

getriuwe unde gewære
sol ieglich künec von rehte sîn.
reine, süeziu frouwe mîn,
ine spriche niht umb' iuwern lîp:
daz dehein sô krankez wîp
in al der werlde iender lebe,
der ich mit valsche dienest gebe,
des berede ich mich vil wol
mit swelhen dingen als ich sol.
mir hât Willehalm de Punt
von iu gesaget an dirre stunt
manic schœne mære guot.
mîn dunk, mîn sin und mîn muot
hât sîn volge gesworn
und iuch ze wunnen mir erkorn
und ze frouwen iemer mê.
mîn dinc nâch sælden mir ergê!
sich hât vereinet des mîn lîp,
daz mir iemer alliu wîp
niht fröuden mahten bringen,
sol mir an iu mislingen.'
'her künic, ine gloube niht
daz von kurzer angesiht

* * *

2ª mir müezen des die wîsen jehn,
daz unverdâhter muot niht treit
liebe noch gesellecheit.
swer unverdâht grôz dinc bestât,
ein trûric ende ez dicke hât.

---

141 kride oder krede: Mone. 145 mænich 147 sine 149. 152 iemmer 155 herre

von diu meget ir vil wol lân
solhen muot ze sedel gân,
wan er ist umbe sus verswant.'
'nein, dâ für sî mîn lîp ein pfant,
mîn êre und mîn sælecheit,
daz niemer wirt an mir verleit
gein iu, frouwe, alsolich muot,
der getriuwelich ist unde guot.
ir jeht, von kurzer angesiht
wahse starker liebe niht.
ez stê kurz oder lanc,
swenne komet der anevanc
daz ein dinc geschehen sol,
sô kan ez sich gefüegen wol.
ein wîse man hât schiere bekant,
wâ stæter dienst ist gewant.
des hân ich mich hinz iu gewegen.
got müeze mîn mit sælden pflegen:
ich wil und hân mich iu verselt,
mîn varende muot sî abe gezelt,
er ist gevangen und sô bewart,
daz er muoz lâzen wilde vart.'
'Wie sol ich iu gelouben hân?
dar an zwîvelt mîn wân:
ich wæne jâ, ich wæne nein.
ist aber, daz mich iuwer mein
meinet als ir habet verjehn,
war an sol ich die wârheit sehn?
daz muoz mir werden für geleit.'

---

167 niemmer 178 hin ze

'rehte triuwe, wâren eit
den tuon ich iu alhie zehant:
sô wirt mîn ernst iu bekant.
des wil ich niht langer sparn.'
'nein, ir müget wol schôner varn!

* * *

2b ich kan den rât niht eine tragen,
ich wil in mînem râte sagen:
swaz mir die râtent, des volg' ich.
ich hân ein teil vergâhet mich
gein einem man, daz ist mir leit.
des twanc mich doch sîn vrumekeit,
sîn zuht, sîn schœne unt sîn jugent,
sîn manlich muot, sîn reiniu tugent.
er half mir ouch von grôzer nôt:
dar umbe ich ime ze lône bôt
lîp, liute unde lant.
dô heter anderswar gewant
sîn herze unt sîn gemüete
in sô manlîcher güete,
daz ime sîn heil noch sælde birt
und vröude an ime gemêret wirt
und iemer êweclîche
hât ruowe in himelrîche.
ich erkenne alrêrst sîn edelheit
und reine herze, daz er treit,
an hôhen tugenden, die er hât,
und bî vil maniger getât,
die sîn triuwe an mir begie.

---

198 mir der râtet? volge 210 salde 212 iemmer 214 sine

sîn zuht verwandelt er nie
an mir ze dekeiner stunt.
getriuwerr lîp wart mir nie kunt.
er was ein schilt der êren mîn:
diu kunde im wol bevolhen sîn,
er pflac ir verre baz dann' ich.
trûtherre got, erhœre mich
durch dîner muoter êre
und beschirme in iemer mêre.
vil getriuwen ich in weiz,
des lît an mir gar sîn geheiz.
swaz er gebiutet, dêst geschehn,
ich wil im gar der volge jehn.
ich erkenne in sô durchliuhtic gar,
daz ich dar an niht missevar.
lebte vater und muoter mîn,
sîn rât vor in müeste sîn.

* * *

2c nû sît ir ouch sô wol verdâht,
her künec, swaz iu ist mære brâht,
daz ir diu kunnet sô vernemen,
daz ez wol müeze uns bêden zemen.
nû bitet in her nâher treten.
sîn tugent hât in des gebeten,
daz er niht valsches werben kan.
sist ein sô hôhe geêret man,
swes er sich underziuhet,
daz valscheit dâ von vliuhet.'

---

220 keiner 221 getriuwerre 224 danne 230 daz ist 231 dar 234 diu m. 237 herre 239 muoz 241 tugende

Des küneges herze ergrüete,
dô er wîplîche güete
an ir hôrte unde sach.
mit inneclîchem muote er sprach
ze dem, der tugende nie vergaz
'guote, genc her nâher baz,
sitze vor uns, sælic man:
vil wol dir des mîn frouwe gan.
hœre ir rede unt die mîn,
wir wellen dir gehôrsam sîn:
swaz d'uns heizest, dêst geschehn,
des haben wir beidiu hie verjehn.
nû rede nâch der wârheit
durch niemens liebe noch dur leit,
wan als dîn muot, dîn herze stê.'
'jâ' sprach diu künegîn Ainunê,
'ich erkenne dich in sô reinen siten,
daz ich dich für baz niht wil biten
wan als er dâ gesprochen hât.'
'frouwe, sît ir nû den rât
ganzlîche habet an mich gezogen,
ob got wil, sone wirt niht gelogen.
ich wil des ûf mîn êre jehn,
sol iu von einander liep geschehn,
daz in der welte nie noch nie
ein sô gefüege dinc ergie.
ir sît wol einandern wert,
iwer bêder herze tugende gert,
wunne ist iu behalten,
sult ir mit einander alten.'

256 heuzest 265 sidir 272 einer a. ein des andern?

sîn zuht verwandelt er nie
an mir ze dekeiner stunt.
getriuwerr lîp wart mir nie kunt.
er was ein schilt der êren mîn:
diu kunde im wol bevolhen sîn,
er pflac ir verre baz dann' ich.
trûtherre got, erhœre mich
durch dîner muoter êre
und beschirme in iemer mêre.
vil getriuwen ich in weiz,
des lît an mir gar sîn geheiz.
swaz er gebiutet, dêst geschehn,
ich wil im gar der volge jehn.
ich erkenne in sô durchliuhtic gar,
daz ich dar an niht missevar.
lebte vater und muoter mîn,
sîn rât vor in müeste sîn.

* * *

2c nû sît ir ouch sô wol verdâht,
her künec, swaz iu ist mære brâht,
daz ir diu kunnet sô vernemen,
daz ez wol müeze uns bêden zemen.
nû bitet in her nâher treten.
sîn tugent hât in des gebeten,
daz er niht valsches werben kan.
sist ein sô hôhe geêret man,
swes er sich underziuhet,
daz valscheit dâ von vliuhet.'

220 keiner 221 getriuwerre 224 danne 230 daz ist 231 dar 234 diu m. 237 herre 239 muoz 241 tugende

unt doch ir valsch vil hôhe bürt. —
man spurte den künec in schœner zuht,
valscheit von ime gar hete vluht,
getriuwiu minne in sêre twanc,
dâ von dûht' in daz beiten lanc.
der sende mangel kumber birt,
swâ liebe rehte enzündet wirt.
dâ von sprach hie vor alsus
ein hübescher man, Ovidius:
amor amor amor
dulcis dulcis labor.

---

304 doech 306 heite 309 sehnde [Folgende Stelle im Meleranz, V. 687—74 zeigt, daß der Pleier den Umhang gekannt hat: dâ was gébuochstabet an, alsô ich vernomen hân: 'mannes langer mangel daz ist des herzen angel'. die buochstab' an dem strichen vor die sprâchen 'dulcis labor': daz sprichet, sô mir ist geseit: 'minne ist süeziu arbeit'. Vgl. Bartsch ebd. S. 365].

III.

Wolfram von Eschenbach.

1859. 1861.

III.

Wolfram von Eschenbach.

1890. 1891.

1.

Über den Titurel.

(Germania IV, 301—308).

Bekanntlich war Lachmann der Ansicht, der Titurel sei Wolframs zweites Werk, er berief sich dabei (Wolfram S. XXVII) auf Str. 37, welche auf die zwei ersten Bücher des Parzivals verweisen, und stellte demgemäß in seiner Ausgabe die Bruchstücke zwischen diesen und den Wilhelm. Diese Ansicht ist die allgemein geltende geworden und es ist mir nicht bekannt, daß man jemals ein Bedenken dagegen erhoben hätte. Die Sache mag Manchem sehr unerheblich scheinen, für Wolfram und seinen dichterischen Entwicklungsgang, also für seine Beurtheilung überhaupt, ist sie es gewiß nicht.

Betrachten wir vor Allem die von Lachmann angezogene Strophe.

Wie (der êrenrîche) Gahmuret schiet von Belacânen,
und wie werdeclîchen er erwarp die swester Schoysiânen,
und wie er sich enbrach der Franzoisinne,
des wil ich hie geswîgen und künden iu von magtuomlîcher minne.

Daß Wolfram hier auf den Inhalt der beiden ersten Bücher des Parzival anspielt, das steht außer allem Zweifel. Nur scheint mir hiebei die Frage zu entstehen, ob er, wie Lach-

mann annimmt, wirklich auf seine Bearbeitung des Parzival, oder ob er nicht vielmehr bloß im Allgemeinen auf seine französische Quelle hier hinweise, die nach der gewöhnlichen Annahme für beide Werke, den Parzival wie den Titurel, eine und dieselbe war, in welcher die Erzählung von Letzterem nur eine Episode bildete, die Wolfram herausgenommen und besonders behandelt hat. Vor Beantwortung dieser Frage kommt es wesentlich darauf an, wie man die Worte des wil ich hie geswîgen erklärt, oder eigentlich ergänzt. Lachmanns Erklärung und Ergänzung kann, nach den daraus gezogenen Folgerungen, offenbar keine andere gewesen sein als die: davon will ich hier schweigen, das habe ich schon in meinem Parzival erzählt. Ich zweifle aber sehr, ob diese Deutung richtig, ob dies die Art und Weise ist, wie ein mhd. Dichter auf ein schon fertiges, großes, gewaltiges Werk würde hingewiesen haben. Ein ähnlicher Fall ist mir nicht bekannt, vielmehr kennen wir aus zahlreichen Beispielen, mit wie bestimmten Worten die deutschen Dichter auf ihre ältern Gedichte hinzuzeigen pflegen. Ich übersetze und ergänze die Stelle anders: davon will ich hier, an dieser Stelle, schweigen, mit andern Worten: dies übergehe ich hier (um es ein andermal zu erzählen), davon schweige ich für diesmal (mir vorbehaltend später darauf zurück zu kommen), und berichte euch hier von jungfräulicher Liebe, von Sigune und Schionatulander. Es ist also nicht sein eigenes, es ist kein von ihm schon vollendetes, sondern ein erst beabsichtigtes, ein so zu sagen zukünftiges Werk, welches Wolfram hier ankündigt.

Erwägen wir, ob sich für diese Deutung im Titurel selbst bestätigende Gründe auffinden lassen. Wie mir scheint, fehlen sie durchaus nicht: es sind vielmehr sowohl innere als äußere Gründe vorhanden, die den Titurel als eine Erstlings-, als eine Jugendarbeit erscheinen lassen.

Schon Simrock hat (Wolfram 3. Ausg. S. 762) darauf hingedeutet, daß der Titurel, wäre er vollendet, einen seltsamen Gegensatz zum Parzival bilden würde, dessen Held der höchsten Aventüre nachjagt, während Schionatulander sein Leben um den Besitz eines Brackenseils hinopfert. Das ist eine gute und feine Bemerkung, die ganz besonders von Seiten derjenigen alle Beachtung verdient, welche die tiefe Idee im Parzival als Wolframs Eigenthum erklären. Aber auch wer dieser Meinung nicht beipflichtet, sondern die Frage über des deutschen Dichters Antheil an der Gestaltung der Sage bis zur Auffindung des Werkes von Kiot für eine offene hält, wird doch keinen Augenblick den gewaltigen Unterschied verkennen, der in dieser Beziehung zwischen dem Parzival und Titurel besteht. In der That wäre es schwer zu begreifen, ja ein großes Räthsel, wenn Wolfram, nachdem er in seinem ersten Werke, gewiss mit vollem Bewußtsein und im offenen, feindlichen Gegensatz zu der Strömung der Zeit, die ganze Kraft seines Geistes und Talentes an die Lösung einer Aufgabe gesetzt, die seiner innern Neigung, seiner strengen, ernsten Richtung so durchaus entsprach, auch nur den Versuch gemacht hätte, für sein zweites Werk einen Stoff zu wählen, dessen Angelpunkt ein Jagdhund und ein Halsband ist und dessen tragische Conflicte nicht aus innerer Nothwendigkeit, nicht aus dem Ringen und Kämpfen um die höchsten Güter, sondern aus der kindischen Laune eines Mädchens, aus den thörichten Wünschen der Geliebten entspringen, dergleichen wir aus den britischen Romanen zur Genüge kennen, um dann, füge ich hinzu, in seinem dritten Werke, im Wilhelm, abermals in jene erste, nach höhern, ewigen Zielen strebende Richtung einzulenken. Wolfram scheint unter allen mhd. Dichtern am allerwenigsten der Mann, dem wir ein so unsicheres Hin- und Herschwanken, ein solches, auch

nur versuchsweises Abweichen von der einmal mit Entschiedenheit eingeschlagenen Bahn zutrauen dürfen.

Alle diese Bedenken schwinden, sobald man den Titurel vor den Parzival setzt und als eine Jugendarbeit betrachtet. Dann ist die Wahl des Stoffes eben so natürlich, als dessen Aufgeben vor der Vollendung erklärlich. Als Wolfram das französische Gedicht des Kiot von Parzival und dem Gral kennen lernte, mochte ihn die schöne Episode von Sigune und Schionatulander und dem tragischen Geschicke des jungen Helden, eine Episode, die wohl einen ziemlichen Raum einnahm und die Erzählung von Parzival in störender Weise unterbrach, vorzüglich anziehen und zu gesonderter Darstellung reizen. Der Gegenstand war für einen jungen Dichter verlockend genug: die gemeinsame Erziehung der beiden Kinder, das allmähliche Erwachen gegenseitiger Neigung, das schüchterne, verschämte Geständnis, die Trennung Schionatulanders, um Sigunen „unter schiltlichem Dache" zu verdienen, ihre Wiedervereinigung und abermalige Trennung wegen der Grille der Geliebten, die das kostbare Brackenseil nicht missen wollte, sodann endlose Fährlichkeiten, Gefechte und Heldenthaten, endlich der Tod des Helden, die Klage der Sigune und deren Treue über das Grab hinaus, lauter Momente, wie man sie zu einem Gedichte für die damalige höfische Welt und deren Geschmack nur wünschen konnte. Wolfram hatte sich mit jugendlicher Begeisterung an die Arbeit gemacht, und ich stimme Jenen gerne bei, welche diese Schilderung jungfräulicher Liebe weit über Alles stellen, was das Mittelalter Ähnliches darbietet; auch W. hat später nichts mehr zu Stande gebracht, was Dem an poetischem Zauber zur Seite gestellt werden dürfte. Im Parzival und Wilhelm ist es nicht mehr die ‚magtuomlîche minne', sondern die ehliche, die Gattenliebe, die Kinder- und Elternliebe, die Wolfram vorzugsweise und mit Vorliebe schildert und preist.

Mir scheint, als deute das erste Titurelfragment, die Schilderung der beiden Kinder und ihrer keimenden Liebe, der wundervolle Reiz, der über dem Bekenntnis der Sigune ausgebreitet ist, auf das noch jugendliche Alter des Dichters, auf eine frühere Zeit, wo dessen Herz selbst noch für die ersten zarten Regungen der Sehnsucht, des liebenden Verlangens offen und empfänglich war. In allen andern Stellen, wo er ähnliche Herzenszustände schildert, merkt man leicht, daß sein eigenes Herz bereits in ruhigerem Tacte schlägt.

Einige Stellen lassen vermuthen, daß Wolfram damals erst wenige Jahre verheirathet war. In der 18. Strophe, wo der Tod Schoisianens bei der Geburt von Sigune erzählt wird:

Sîn wîp in ze rehter zît gewerte eines kindes.
daz mich got erlâze in mînem hûs eins solhen ingesindes,
daz ich alsô tiure muose gelten!
die wîle ich hân die sinne sô wirt es von mir gewünschet selten.

glaubt man die angstvolle Besorgnis über den möglichen Verlust des eigenen geliebten Weibes nachklingen zu hören, und nicht minder scheint das hübsche Bild Str. 86

swâ kint lernt ûf stên an stüeln diu müezen ie zem êrsten dar kriechen

auf Beobachtung bei seinem eigenen Kinde zu beruhen. Im Parzival war das Kind, das hier noch erste Versuche im Stehen und Gehen machte, schon herangewachsen; ich bin nämlich geneigt, der schon öfter ausgesprochenen Meinung beizustimmen, daß zu der Schilderung der kindlichen Obilot, dieses „liebenswürdigen Backfisches,“ Wolframs eigenes Töchterlein gesessen habe. Aus dem Spielzeug der Mädchen, den Tocken, dagegen läßt sich, da in allen drei Gedichten davon die Rede ist und Wolfram, nach Simrocks nicht unwahrscheinlicher Vermuthung (S. 760), zwei Töchter

und somit deren Puppen lange Zeit vor Augen gehabt, für vorliegende Frage ein weiterreichender Beweis nicht ziehen.

Als Wolfram den Titurel zu dichten unternahm, hatte er gewiss die Absicht, ihn zu vollenden, eben so gewiss als Schiller den Geisterseher, Göthe den Prometheus und die Achilleïs, Uhland den Fortunat. Und eben so wie diese muß er beim Weiterschreiten auf Hindernisse gestoßen sein, die ihn von der Beendigung abhielten, auf Hindernisse, die theils im Stoffe, theils in ihm selbst, im Dichter lagen. Dieser Art sind 1. die Erkenntnis der Unmöglichkeit, eine begonnene Arbeit in der ursprünglich beabsichtigten Weise auszuführen, 2. Abnahme des Interesses am Gegenstande und 3. Veränderungen, die während der Arbeit in den Anschauungen, in der Denkart, in der künstlerischen oder ethischen Richtung des Dichters eintraten. Bei Wolfram mögen diese drei Momente zusammengewirkt haben. Von dem grellen Gegensatze, welchen Stoff und Idee im Titurel zu jenen im Parzival bilden, war eben die Rede. Er reichte hin, um, nach vorhergegangener Veränderung in seiner geistigen Richtung, das Aufgeben der begonnenen Arbeit zu erklären.

Auch die von Wolfram gewählte Form scheint darauf von Einfluß gewesen zu sein. Bekanntlich war Wolfram, was aus mehrfachen Anspielungen im Parzival erhellt, mit dem deutschen Volksepos vertraut wie kein zweiter höfischer Dichter; außer dem Nibelungenlied in seiner ältesten Gestalt (C) muß er auch die Kudrun gekannt haben. Das beweist, mehr noch als die Stelle im Parzival 25, 3 ff., das Metrum im Titurel, das nicht anders denn als eine Erweiterung und Umgestaltung der Kudrunstrophe mit Recht betrachtet wird. Aus diesen Gedichten scheint er die Anregung zum Dichten empfangen zu haben. Darum wählte er für seine erste Arbeit, die in die letzten Jahre des zwölften oder die paar ersten des dreizehnten Jahrhunderts fallen wird, die

strophische Form, die Weise des Volksepos, aber mit einigen nothwendigen Veränderungen, da es unerlaubt war, sich das strophische Metrum eines Andern anzueignen. Es ist, wie gesagt, zunächst die Kudrunstrophe, die er nachahmte; wie mir scheint, keine glückliche Nachahmung, denn ich gestehe offen, daß ich in ihr den Wohlklang nicht finde, den man ihr nachrühmt. Schon die langgestreckten Versglieder und die durchwegs klingenden Reime geben ihr etwas Schwerfälliges, die freie Beweglichkeit, wie sie dem Epos ziemt, Hinderndes. Man denke sich ein Gedicht von tausend und mehr Strophen in diesem Versmaß! Gewiss lag in dieser Wahl ein Missgriff, den Wolfram zu verdecken oder gut zu machen nicht im Stande war. In der That sind die Verse auch „für den, der scandieren kann", oft kaum zu lesen: selbst Lachmann hat die Verwahrlosung des Metrums nicht zu läugnen vermocht (Wolfram S. XXIX); nur ist er der Meinung, dieselbe liege in der mangelhaften handschriftlichen Überlieferung. Ich glaube vielmehr der Grund liege tiefer, er liege im Dichter selbst. Die künstlerische Behandlung der von ihm gewählten schwierigen Strophe gieng über seine Kraft: Wohllaut der Sprache, Anmut der Form und Gewandtheit in deren Handhabung besaß er jedesfalls in geringerem Grade, als viele andere, weit minder begabte Dichter. Veranlassung genug, auch aus diesem Grunde die Weiterführung des Titurel fallen zu lassen.

Aber noch andere Umstände mögen dazu mitgewirkt haben; wie mir scheint, vornehmlich das Auftreten Hartmanns von Aue mit dem Erek und Iwein, ferner die Bekanntschaft mit der Äneide Heinrichs von Veldeken und andern Epen, die in den zwar althergebrachten, aber erst durch diese Muster zur allgemein üblichen Form des (nichtvolksmäßigen) höfischen Epos erhobenen, kurzen Reimpaaren gedichtet waren. Zu diesem weit einfacheren und leichter zu handhabenden Versmaß griff nun, nachdem er den

Titurel aufgegeben, auch Wolfram im Parzival, und er verharrte dabei im Wilhelm. Daß er zwischenhinein auf den verunglückten strophischen Versuch verfallen sei, scheint mir, ich mag es betrachten von welcher Seite ich will, im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Ich bin noch nicht fertig, sondern glaube einen weitern Umstand in Betracht ziehen zu dürfen, der mir ebenfalls von nicht unerheblichem Gewicht zu sein scheint. Gervinus fand es höchst merkwürdig und für Wolframs Genius ein großes Zeugnis, daß er in den Titurel-Bruchstücken die Auswüchse seiner frühern Manier beseitigte. Er habe hier gelernt seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satirische Bitterkeit; selbst seine Bilder seien zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, oder wenn doch noch sonderbar, dennoch schüchterner als sonst u. s. w. Diese Beobachtung halte ich für ganz richtig, nur ziehe ich daraus den entgegengesetzten Schluß. Erstens ist es weitaus der seltnere Fall, daß ein junger Dichter mit einer ausgebildeten, bestimmten Manier beginnt, sich dann allmählich davon losmacht und zu höherer Freiheit der Form erhebt. Weit häufiger finden wir es umgekehrt, die Manier bildet sich erst später, nach und nach; Beispiele dafür, auch aus der neuern Zeit und aus der Gegenwart, ließen sich, wenn es nöthig wäre, in großer Zahl anführen. Aber die Möglichkeit des ersten Falls für Wolfram angenommen, wäre es dann nicht auffallend, daß die Auswüchse seiner Manier, von der sich Wolfram im Titurel befreit haben soll, in demselben Maße im Wilhelm wiederkehren, wo es eben so wenig als im Parzival an Ausbrüchen ironischer Bitterkeit und sonderbaren, barocken Bildern mangelt? Mit der Manier soll er angefangen, dann sie auf kurze Zeit abgelegt haben, um ihr bald darauf wieder von neuem die Zügel schießen zu lassen. Welche Widersprüche! Ich

meine, gerade die Abwesenheit der Ironie, der Satire, der Sonderbarkeiten, kurz der ganzen, in den beiden andern Werken so scharf ausgeprägten Manier, nicht weniger der Inhalt, die Form und Behandlung, all das deute im Titurel auf das jugendliche Alter des Dichters, auf eine Zeit, wo sein Herz noch von sanften Empfindungen erfüllt und durch trübe Erfahrungen noch nicht verbittert war, wo sein Geist noch nicht die spätere ernste Richtung genommen, wo er noch frei war von den Fesseln übler Angewöhnung (Manier), und der Dichterstolz, der später überall seine Person hervortreten ließ, sich seiner noch nicht bemächtigt hatte. Dieser Auffassung tritt jene oben gegebene Erklärung der 37. Strophe bekräftigend zur Seite und erhält umgekehrt durch die vorstehenden Erörterungen willkommene Bestätigung: ich glaube, wir dürfen nicht zweifeln, daß der Titurel eine Jugendarbeit, daß er Wolframs erstes Gedicht ist.

Ob diese Änderung in der Reihenfolge seiner Werke für die Beurtheilung Wolframs und seiner dichterischen Entwicklung günstig ist oder nicht, darum haben wir uns, wo es die Ermittlung der Wahrheit gilt, nicht zu kümmern; wie der Wilhelm im Ganzen weit gegen den Parzival zurücktritt, so kann sich dieser, wenn wir von der Idee und dem sittlichen Gehalt absehen, mit dem Titurel an frischer überquellender Poesie in keiner Weise messen: wir finden also in Wolframs Werken einen stäten stufenmäßigen Rückschritt.

2.

Über den Parzival und Wolframs Sprachgebrauch.

(Aus einer Recension, s. Germania VI, 235—243).

Obwohl man es nicht gerne hören mag, so ist es doch eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß sich Niemand um das tiefere Verständnis des Parzivals und der Graalsage größere und bleibendere Verdienste erworben hat, als Hr. A. Schulz, oder wie er sich, ich weiß nicht warum, zu nennen liebt, San-Marte. Seit einem Vierteljahrhundert widmet er, ohne zu ermüden und mit unverminderter Begeisterung, seinen Fleiß und die Muße, die sein Beruf ihm gewährt, der Erklärung der Werke Wolframs. Gewiss liegt in diesem unverdrossenen Eifer und dieser treuen Hingebung an einen großen, ihn ganz erfüllenden Gegenstand etwas Rührendes, ja mehr als nur das, etwas im hohem Grade Anerkennungswerthes, selbst wenn der Erfolg seiner Bemühungen ein minder bedeutender wäre, als er es in der That ist. Während die Philologen von Beruf, wenn sie sich, was selten genug geschieht, je mit Wolfram beschäftigen, an der äußern Schale herumtasten, über Lesarten streiten, oder, wenn es hoch kommt (und dann wissen sie sich schon damit), aus einer Fülle schwieriger Wörter und Namen ein paar heraussuchen und erklären, ist Hr. Schulz auf den eigentlichen Kern losgegangen und hat durch Übersetzungen und Erläuterungen, durch Untersuchungen über

die Sage und Eröffnung neuer unbekannter Quellen den Inhalt, die Idee und den Gedankengang des großen Gedichtes Wolframs zu erschließen und dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen gesucht.

An der ersten Auflage seiner Übersetzung (Magdeburg 1836) war allerdings mehr der gute Wille als die Leistung zu loben, welche philologische Kenntnisse gar zu oft vermissen ließ (ich erinnere nur an die göttliche Übersetzung von iuwelenslaht, eulenartig, Lieder 5, 20 durch „Juwelenpracht"). Um so gelungener ist die zweite Auflage (Leipzig 1858): sie zeigt, was liebevolle Hingebung und Ausdauer vermag. Zwar fehlt es auch hier nicht an einzelnen Mißverständnissen, an Verstößen und Versehen. Einsichtige und Billigdenkende werden aber dergleichen bei einem Gedichte, für dessen Erklärung von Seite der Philologen bisher so gut wie nichts geschehen ist und über dessen Dunkelheiten im Ausdruck schon die Zeitgenossen klagten, begreiflich finden und dem Verf. nicht zu hoch anrechnen. Im Ganzen halte ich die neue Übersetzung für wohlgelungen und stehe nicht an, ihr vor der Simrock'schen den Vorzug zu geben. Daß er die lästige Fessel der Reimpaare gesprengt und verschränkte Reime sich gestattet hat, scheint mir weit eher Lob als Tadel zu verdienen. Durch diese freiere Bewegung war es ihm möglich, den Sinn des Dichters schärfer zu erfassen und genauer wieder zu geben, was doch das erste und oberste Ziel jeder guten Übersetzung sein muß. Dabei zeigt sich überall das Bestreben, sich deutsch, d. h. neudeutsch, in der Sprache der Gegenwart auszudrücken. Dasselbe läßt sich weder dieser noch andern Übersetzungen Simrocks nachrühmen, die häufig an den Worten nur die Orthographie ändern oder einer Ausdrucksweise nachhängen, wie sie nie dagewesen ist, weder in alter noch neuer Zeit. Z. B. Laß mich für dich in diesem Streit ein kampfliches Geisel sein. Soll ich dann im

Kampf gedeihn, stets wird dirs Ehre bringen 323, 18—21. Kein gekrönter König ist so hehr, dem ich nicht ebenbürtig wär, ihm kampflich Rede zu stehn, der Rache Pflicht zu begehn 324, 15—18. „ein kampfliches Geisel,“ „im Kampfe gedeihn“ (d. i. als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen), „kampflich Rede stehen,“ „der Rache Pflicht begehn:“ ist das neuhochdeutsch, ist es deutsch überhaupt und wer hat sich jemals so ausgedrückt? Und dazu die Betonung! „ihm kampflich Rede zu stehn!“ Derlei Dinge sind aber nicht selten bei Simrock, alle seine Übersetzungen wimmeln davon und bereiten dem Leser stäte Augen- und Ohrenqual. Von solchen Ungehörigkeiten und Geschmacklosigkeiten hat sich San-Marte frei zu halten gewußt und den Parzival in durchweg verständlicher, lesbarer, oft anmutender Form einem größern Leserkreis zum ersten Male wirklich erschlossen.

Diesen und den übrigen großen Verdiensten um den Parzival und die Graalsage überhaupt hat nun Hr. Schulz durch Herausgabe des vorliegenden Werkes ein neues und bedeutendes hinzugefügt*). Das erste Heft ist dem französischen Trouvère Guiot von Provins gewidmet und bringt dessen in Deutschland noch wenig bekanntes satirisches Gedicht ‚la Bible‘ im Original sammt einer gelungenen metrischen Übersetzung von J. F. Wolfart. Für die Entscheidung über die Streitfrage, ob dieser Dichter eins sei mit Wolframs Kîot dem Provenzâl, den er als seinen Gewährsmann nennt, ist diese Arbeit von Wichtigkeit.

Was die von Simrock zuerst auf die Bahn gebrachte, sodann von A. Rochat in der Germania aufgenommene und weiter geführte Hypothese über Kiot betrifft, so bekenne ich offen, daß ich entschieden der entgegengesetzten Ansicht bin und von all den

*) Parzival-Studien. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Erstes und zweites Heft. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. XII und 102, XVI und 278 Seiten gr. 8.

gegen die Existenz Kiots oder vielmehr dessen Parzival und die Bearbeitung desselben durch Wolfram vorgebrachten Scheingründen kein Wort glaube. Zwischen Chrestien und Wolfram scheint mir noch hinreichender Raum zu sein für Kiot, der des Erstern Conte del Graal benutzte, vielleicht großen Theils sich aneignete, aber sich in polemischen Gegensatz dazu stellte. Jedesfalls liegt kein hinreichender Grund vor, aus dem Nichtvorhandensein eines Kiot'schen Parzival den Schluß zu ziehen, ein solcher habe nie existiert. Wie viele alte Gedichte sind nicht, auch in Frankreich, verloren gegangen, zumal minder beliebte und bekannte, zu denen Kiots Werk allem Anschein nach gehört hat! Wer möchte behaupten, daß dasselbe nicht dennoch irgendwo in Frankreich verborgen liege? Noch hat man dort den Romanen aus dem Gralsagenkreise kaum die oberflächlichste Aufmerksamkeit geschenkt und selbst was man über Chrestiens Parzival weiß, verdanken wir lediglich deutschem Fleiße. Die Behauptung, „Kiot der Provenzal" sei von Wolfram erfunden, um unter diesem Deckmantel seiner eigenen Gestaltung der Sage besseren Glauben und Eingang zu verschaffen, ist rein aus der Luft gegriffen und verdient kaum eine ernstliche Widerlegung. Sie widerspricht allen Erfahrungen, die wir bei unsern Dichtern bezüglich ihres Verhältnisses zu ihren Vorlagen und Quellen gemacht haben. Selbst wenn man zugeben wollte, Wolfram habe seinen Zeitgenossen gegenüber für seine Erfindung einer solchen Täuschung bedurft und sich dazu herbeigelassen, so kennen wir doch unsere höfischen Dichter leider gut genug, um zu wissen, daß das Erfinden nicht ihre starke Seite war, daß sie vielmehr alle zusammen nichts erfunden, sondern bloß Anderer Erfindungen besser oder schlechter bearbeitet haben. Auch dem Umstand, daß Wolfram den Kiot einen Provenzalen nennt, hat man meines Erachtens bisher viel zu großes Gewicht beigelegt; man vergaß

dabei die Unkunde Wolframs im Lesen und Schreiben, die so natürliche, ja nothwendige Quelle von Mißverständnissen und Irrthümern, in Anschlag zu bringen. Ich für mein Theil bin überzeugt, daß manches Dunkle und Unverständliche in Wolframs Gedichten, worüber wir uns vergeblich den Kopf zerbrechen, in einem Mißverstehen der französischen Texte seinen Grund hat. Wer wie Wolfram, um anderer Verstöße (z. B. Famurgan, das ihm ein Land ist) zu geschweigen, das französische aloér, allouer, allocare mit lignaloê (Wilh. 69, 12) übersetzen, oder aus den Worten des Originals li rois d'antiquité einen künec Antikotê (Wilh. 77, 26) hat machen können (s. Jonckbloet in seiner Ausgabe des Guillaume d'Orange 2, 221. 222), dem darf man auch zutrauen, daß er die beiden in Schreibung und Aussprache sich ähnelnden Wörter, daß er den wenig bekannten Ort Provins mit der berühmten Provence zu verwechseln im Stande war.

Bevor daher die Nichtexistenz eines französischen Parzivals von Kiot nicht mit triftigeren Gründen als bisher bewiesen wird, haben wir alle Ursache uns an die Aussage Wolframs und an den einzigen Dichter zu halten, dessen Name hier in Betracht kommen kann: an Guiot de Provins. Und mit Dank dürfen wir die Bemühungen begrüßen, die in einer sorgfältigen, mit den Mitteln zum Verständnis wohl ausgestatteten Ausgabe der Bible uns mit dem in Deutschland wenig gekannten Dichter, dem Charakter und Geiste seiner Poesie vertraut zu machen sucht. Es ist dadurch eine sichere Grundlage gewonnen, auf der eine liebevolle, nicht bloß aufs Zerstören ausgehende Kritik und Forschung mit Aussicht auf Erfolg weiter bauen kann.

Ein ganz anderes, aber für das tiefere Verständnis nicht bloß Wolframs, sondern des ganzen Mittelalters und seiner Poesie weit wichtigeres Gebiet betritt San-Marte im zweiten Hefte der Studien, indem er dort das Religiöse in den Werken

Wolframs, das darin herrschende Christenthum und den darin waltenden Bibel- und Kirchenglauben im Zusammenhange, mit Anknüpfung an die christliche Dogmatik, in liebevoll eingehender Weise erörtert und feststellt, und auf Grund dieser Untersuchung die Bedeutung des hl. Grals zu ergründen sucht. Eine mühsame, schwierige, aber geradezu nothwendige Arbeit, womit der Verfasser ein neues Anrecht auf den Dank aller Freunde der Wolframischen Poesie sich erworben hat. Wie anders als durch solche Forschungen läßt sich in die Menge von Beziehungen und Dunkelheiten, die dem Parzival eigen sind, Licht bringen, wie anders in die Tiefe dieser Poesie, die ihrem innersten Kerne nach tief religiös ist, eindringen und sie in ihrem Wesen erfassen? Unsere kritische Schule freilich pflegt solche Forschungen als Dilettantenarbeit zu verspotten oder, wie es eben kommt, sie achselzuckend zu ignorieren. Dadurch, daß sie den Regeln der höfischen Etiquette bis in die äußersten Spitzen nachgeht, über höfische Kunst in Vers und Reim zweifelhafte Gesetze ausdüftelt, und nach einer kritischen Schablone Texte herstellt oder auch verstümmelt, glaubt sie das Mittelalter zu kennen, wie man seine Tasche kennt, und auf Bestrebungen, die, über ihren beschränkten Kreis hinaus oder daran vorbei, dem Kern und Gehalt größere Wichtigkeit als dem Buchstaben, der äußern Form und Hülle beilegen, vornehm oder mitleidig herabsehen zu dürfen. Das Weltliche, Ritterliche, Höfische in der Poesie fesselt allein ihre Aufmerksamkeit; für die religiösen Anschauungen, für das dem Innern zugekehrte Seelen- und Gemüthsleben des Mittelalters fehlt dieser Schule aller Sinn und alles Verständnis. Und doch ist das Eine ohne genaue Kenntnis des Andern nicht zu verstehen. Denn der tiefe Grund, auf dem die Poesie des Mittelalters, die höfische nicht ausgeschlossen, wurzelt und aus dem sie ihre beste Nahrung gezogen hat, ist der religiöse Glaube und die Gottbegeisterung. Wer beim

Studium der altdeutschen Litteratur nicht auch nach dieser Seite hin und bis zu diesem Grunde vorzudringen sucht, erfaßt das Mittelalter und seinen Geist nur halb, und kaum das.

Auf welch' äußerliche und unfruchtbare Weise in der kritischen Schule, die sich mit ihrer Wissenschaftlichkeit brüstet, das Studium Wolframs selbst in bloß sprachlicher Beziehung betrieben wird, erhellt aufs deutlichste aus einer kürzlich erschienenen kleinen Dissertation von Oskar Jänicke: De dicendi usu Wolframi de Eschenbach. Halle 1860.

Über Wolframs Sprachgebrauch! Das wäre, vom philologischen Standpunkt aus betrachtet, allerdings eine sehr wünschenswerthe, wichtige Arbeit, die schon längst hätte gemacht werden sollen und bei der man viel lernen könnte. Leider erfährt man aus der kleinen Schrift über Wolframs Sprachgebrauch gar nichts, sondern nur über eine kleine Anzahl Wörter, die er gebraucht hat. Da hat sich nämlich ein offenbar fleißiger und strebsamer junger Mann zu der undankbaren Mühe verleiten lassen, zunächst aus den Werken Wolframs, dann aber auch seiner Zeitgenossen, des Hartmann, Gottfried, Wirnt, Fleck und Ulrich von Zatzighofen eine Reihe vorzugsweise dem Volksepos eigenthümlicher und geläufiger Ausdrücke zusammenzulesen und dabei festzustellen, welche von den genannten Dichtern sich dieser Ausdrücke öfter oder seltener oder gar nicht bedient haben. Es sind vorzugsweise kriegerische, auf Kampf, Muth, Tapferkeit sich beziehende Ausdrücke: wîgant, recke, degen, helt; mære, balt, gemeit, snel, ellenthaft, ellensrîch, veige, küene, vrech, vrevel, vermezzen, milte; hervart, wîc, urliuge, wal, gêr, ecke, sar-, ellen, marc, dürkel; künne, verch, raste, mete, wætlich; ander, ein helt ze handen, rôtez golt, und so weiter. Der Verfasser hat nun durch sorgfältige Lectüre herausgebracht, daß nur Wolfram aller dieser im Nibelungenliede vorkommenden

Wörter und meist öfter sich bedient hat; ihm zunächst kommt Ulrich, sodann Wirnt, nach diesem Fleck und Gottfried, zuletzt Hartmann, der sich des Gebrauches dieser Wörter am meisten enthalten hat. Was soll nun durch diese Untersuchung bewiesen werden? Erstens, daß Wolfram (neben ihm oder vielmehr ihm voran Ulrich) mit Vernachläßigung des höfischen Stils (im Parzival noch mehr als im Wilhelm) der Volkspoesie sich zugeneigt habe; zweitens, daß obige Wörter im Grunde lauter unhöfische seien, und folglich drittens, daß Hartmann, der dieselben am sparsamsten verwendet, der Regel, dem Gesetze der höfischen Poesie am genausten und sorgfältigsten gefolgt sei. In der That ein überaus mageres, noch dazu in seinen Folgerungen höchst unsicheres Ergebnis, das so viel Mühe und Zeitaufwand gar nicht werth war. Daß Wolfram die volksmäßige Poesie, namentlich das Nibelungenlied, gekannt und von deren Sprachgebrauch und Ausdrucksweise allerlei angenommen hat, ist eine längst bekannte und festgestellte Thatsache. Daß aber jene Reihe von Ausdrücken, oder doch diejenigen von ihnen, welche Hartmann gemieden, unhöfische, am Hofe oder in guter Gesellschaft verpönte gewesen seien (und dies zu zeigen ist, wenn er es auch nicht mit deutlichen Worten ausspricht, die Absicht des Verfassers), ist eine auf Lachmann zurückzuführende, aber nie bewiesene, und auch nicht zu beweisende Behauptung. Von der höfischen Sprache hatte sich Lachmann überhaupt die wunderlichste Vorstellung gemacht, und diese Vorstellung spukt noch immer in den Köpfen seiner Schüler, die sich aus dem Banne seiner Aussprüche nicht loszuwinden vermögen. Hartmanns Gedichte waren in seinen Augen das Ideal aller höfischen Poesie, dessen Verse betrachtete er als Muster höfischer Kunst und unhartmannisch und unhöfisch waren ihm synonyme Begriffe. Seine Schüler plappern ihm darin nach. vâlant z. B. und fürbüege (s. Erek XV) werden für unhöfische

Ausdrücke erklärt, weil sie Hartmann zwar noch im Erek, aber nicht mehr im Iwein gebraucht. Zu letzterm wird von Lachmann (zu den Nibelungen S. 18) bemerkt: das Wort finde sich nur in Gedichten, die sich nicht strenge an die Beschränkungen der Hofsprache binden. Es findet sich aber außer den Nibelungen, der Kudrun, dem Biterolf noch in der Eneit, im Flore und Engelhard (s. mittelhochd. Wörterbuch 1, 180), d. h. es findet sich überall dort, wo von dem, den Satel nach vorn festhaltenden Brustriemen (mittellateinisch antela) die Rede ist. Für diesen Riemen hatte das frühere Mittelalter nur diesen einen Ausdruck, (s. Fried. Pfeiffer, das Roſs im Altdeutschen. S. 18, 33 ff.), und doch soll dessen Anwendung unhöfisch gewesen sein! Und vollends vâlant! Wir finden es sehr oft im Tristan, Wigalois, Eraclius, Wälschen Gast, Silvester u. s. w. (s. mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 214). Wenn diese Ausdrücke aber unhöfisch sind, was ist denn eigentlich und wirklich höfisch? Höfisch ist im Grunde nur der Iwein, dieser galt Lachmann als der Gipfel und Höhepunkt der höfischen Kunst, zu dem sich Hartmann erst nach und nach emporgearbeitet. Alle ungewöhnlichern Wörter, die Hartmann sich in seinen frühern Werken (Erek, Gregor) noch gestattet, im Iwein aber nicht mehr gebraucht hat, sind deshalb unhöfisch*). Wo aber, wird man fragen dürfen, ist denn diese Sprache gesprochen, an welchem Hofe oder Höfen sind den Dichtern, sind Hartmann und seinen Zeitgenossen solche Beschränkungen der dichterischen Freiheit in Sprache und Rede auferlegt oder zugemuthet worden? Etwa an den thüringischen Höfen? Aber da

*) So wird zum Engelhart 863. 1185 mit tiefem Ernst die lächerliche Behauptung aufgestellt, die Verwendung des Adj. keiserlich in allgemein lobender Bedeutung sei unhöfisch, weil es außer der Eneit, der hl. Elisabeth, dem Lohengrin nur bei Gottfried und Konrad so gebraucht vorkomme!

war ja eine wahre Hecke der Unhöfischheit: Heinrich von Veldeken mit seiner niederrheinischen, Albrecht von Halberstadt und Herbort von Fritzlar mit ihrer mitteldeutschen Sprache, endlich Wolfram mit seinem bunten Gemisch von baierischer und thüringischer Mundart und seiner Fülle vulgärer Ausdrücke. Oder an den Höfen in Österreich, Steier und Kärnten? Da wurden aber die Nibelunge, die Kudrun, Walther und Hildegunde vorgetragen und die Lieder Neidharts gesungen, die so wenig als jene „an die Beschränkungen der Hofsprache sich banden.“ Also am Hofe der Staufer? Aber wer weiß uns zu sagen, wo dieser damals zu finden war und ob und was er in dieser Zeit Ausgiebiges für die deutsche Poesie, also auch, nicht für die Entwicklung und Ausbildung, sondern für die „Beschränkung“ der höfischen Sprache gethan hat? Eines ist gewiss: Gottfried hat nie weder dort noch anderswo hofiert; auch von Hartmann ist es zweifelhaft, wenigstens wissen wir nichts darüber. Jene Regeln und Gesetze der Hofsprache sammt ihren „Beschränkungen,“ auf deren Kenntnis und Erforschung die kritische Schule so großes Gewicht legt, haben auf die behauptete Weise nie in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung Lachmanns bestanden und sind lediglich einer großartigen Unkenntnis der deutschen Mundarten entsprungen. So lange seine Schüler diesen Mangel seiner Methode nicht einsehen, sondern auf der falschen Fährte ihres Meisters sich fortbewegen, ist von ihren Forschungen auf diesem Gebiete nichts Fruchtbares, Anregendes, die Wissenschaft wirklich Förderndes zu erwarten.

Um auf unsere kleine Schrift zurückzukommen, so erklärt es sich bei unbefangener Betrachtung sehr leicht, warum die oben angeführten Ausdrücke des Volksepos in Wolframs Werken häufiger als bei andern Dichtern Eingang gefunden haben. Nebstdem, daß er die volksmäßige Dichtung kannte und liebte,

war er ein geborner Baier, dem viele jener Worte von Jugend auf bekannt und geläufig sein mußten, denn Baiern und Österreich, auf deren Boden unsere Volksepen entstanden sind, bilden sprachlich ein Land. Auch Wirnt ist als Baier zu betrachten; hinzu kommt noch bei ihm seine Bekanntschaft mit dem Parzival und sein Hang zur Nachahmung und wörtlicher Benützung Anderer. Wo Fleck zu Hause war, bleibt bekanntlich noch zu untersuchen. Ulrich war allerdings ein Thurgäuer, aber weit herumgekommen und von der Sucht nach Anwendung ungewöhnlicher „wildfremder“ Wörter angesteckt. Dagegen war Gottfrieds und wohl auch Hartmanns Heimat das südwestliche Deutschland. Die baierisch-österreichische und schwäbisch-alamannische Mundart waren aber, mehr als man gewöhnlich annimmt, schon zu jener Zeit vielfach verschieden, nicht bloß im Laute, sondern auch in Wörtern und Ausdrücken. Daraus erklärt sich auf ganz natürliche Weise, daß Gottfried und Hartmann manche jener Worte einfach deshalb nicht gebraucht haben werden, weil sie ihnen, wenn nicht fremd, doch weniger bekannt und geläufig waren, ohne daß dabei eine Absicht vorauszusetzen ist oder gar „Beschränkungen der Hofsprache“ mit ins Spiel kamen. Dafür hatten sie und andere ihrer Landsleute wieder ihre besondern Ausdrücke, die den Baiern und Österreichern unbekannt oder ungeläufig waren. Manchmal wird auch der bloße Zufall angenommen werden dürfen. Jedesfalls steht so viel fest, daß aus dem Nichtvorkommen oder selteneren Gebrauch eines dieser Wörter bei Hartmann oder Gottfried ein Beweis für dessen Unhöfischheit nicht herzuleiten ist.

Gewiß ist Rudolf von Ems, obwohl etwas jünger, doch ein so höfischer, mit den wirklichen Gesetzen der höfischen Kunst vertrauter Dichter, als einer der in Rede stehenden. Nun, er gebrauchte, recht zum Beweise wie wenig unhöfisch ihm, der dem staufischen Hofe nahe stand, solche Ausdrücke schienen, dort wo

er Gelegenheit dazu hatte, also im Wilhelm von Orleans und sicherlich auch in dem mir nicht zur Hand liegenden Alexander und in der Weltchronik: wîgant (auch im Barlaam und sehr oft im Wilhelm), degen (häufig), helt (häufig), der mære (Wittekîn der mære 10661), balt (öfter, z. B. der degen balt 11719), gemeit, ellenthaft (überaus oft im Wilhelm), ellensrîch (mehrmals im Wilhelm), veige, vrech (mit vrechen rotten grôzen Wilhelm 729), hervart, urliuge, künne und gewiß noch andere, denen hier weiter nachzugehen mir jedoch Zeitverlust schiene.

Noch aus einem andern Gesichtspunkt läßt sich die Sache betrachten. Die Nibelunge, die Kudrun, die beiden großen Gedichte Wolframs, der Lanzelet, zum Theil auch der Wigalois und Erek wiederhallen von Schlachtgetümmel, endlosen Kämpfen, Mord und Todtschlag. Niemand wird sich daher wundern, viel und oft darin von Heerfahrten, Kriegen und Gefechten, von kühnen, schnellen Weiganden, frechen Recken, ellenthaften Degen, vermessenen Helden, von Wurfgeschossen und scharfen Schwertern, von dem Tode verfallenen „verch-wunden“ Helden, von blutiger Walstatt u. s. w. reden zu hören. Umgekehrt war dazu im Iwein, Tristan und Flore, Gedichten, die sich fast ausschließlich mit der Schilderung von Seelenzuständen und Angelegenheiten des liebenden Herzens befassen, und die, jenen in Erz und Stahl einherschreitenden Dichtungen gegenüber, wahre Stillleben und Idyllen sind, nur wenig oder keine Gelegenheit geboten: die Verfasser hätten, um jene Ausdrücke alle zu verwenden, sie an den Haaren herbeiziehen müßen.

Erwägungen solcher Art sind aber viel zu einfach und naheliegend, um bei der auf's Tiefsinnige und Ungewöhnliche ausgehenden Schule Beifall oder Beachtung zu finden. Gerade in derlei scheinbar unbedeutenden Fragen offenbart sich am deut-

lichsten das Geschraubte, Künstliche und Willkürliche in Lachmanns Methode, das jeden gesunden, in der dumpfen Schulstubenluft noch nicht erstickten natürlichen Sinn anwidert und abstößt. Wüßte man, was in Bezug auf Wolfram Noth thut und wirklicher Fortschritt und Gewinn wäre, so hätte der Verf., statt seinen Fleiß an so unfruchtbare Dinge zu verschwenden, den wirklichen Sprachgebrauch Wolframs (er ist eigenthümlich genug), seine oft sonderbaren Wortbildungen, namentlich aber den Einfluß, den die thüringische Mundart auf seinen baierischen Dialekt ausgeübt hat, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht*). Er würde sich dann, um hier nur einen Punkt zu berühren,

---

*) [Von diesem Einfluß hat Lachmann freilich nichts bemerkt, darum sehen auch seine Schüler nichts. Ebenso erschien ihm in den Handschriften des Parzival „der Mangel an Spuren des Niederdeutschen wunderbar" (s. S. XIX). Von den Spangenbergischen und Arnsberger Bruchstücken zu geschweigen, ist indes selbst die, doch im obern Deutschland geschriebene St. Galler Handschrift nicht frei von solchen Spuren. Namentlich die erste und mehr noch die zweite Hand (1—18, 30) lassen deutlich erkennen, daß sie eine in Thüringen geschriebene Vorlage hatten. Oder î für ie in dîneste 16, 16. 17, 11. dî 16, 13. wî 18, 4. sîche 17, 16. gefettîret 18, 4. û für uo in trûc 18, 5. fûr, mûtes 18, 17. mûse 18, 14. ê für æ : wêre 16, 30. nêmen 18, 2. soumêre 18, 19. ê für ei in zwênzich 18, 21. und ganz besonders her für er 16, 24: was sind diese Dinge, wenn nicht Spuren und Merkmale des Mitteldeutschen? Die häufigen Reimbindungen von organischem uo und üe mit kurzem u und ü (stuont : kunt Parz. 218, 17. 282, 1. 417, 9. fuoz : guz 572, 1. gewuohs : fuhs Wilh. 61, 8. ruorte : hurte 442, 1. stüende : künde Parz. 468, 21 ꝛc.), ferner î für ie in lîp (= liep) : sip 599, 3. preister oder prêster : meister Wilh. 464, 11 und Anderes mehr, sind trotz allem Widerspruch nur auf Rechnung eines Einflusses der thüringischen Mundart zu setzen. Gleicherweise entschieden mitteldeutsche Formen und Wörter, z. B. bevorn (: urborn) Parz. 221, 18., dem hochdeutschen Dialekt, der nur bevor kennt, eben so fremd als

besonnen haben, Müllenhoffs Behauptung zu wiederholen, die Partikel sân habe im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu veralten angefangen. Bei sorgfältiger Beschäftigung mit den Mundarten würde er bemerkt haben, daß sich die schwäbisch-alamannischen Dichter dieser Adverbialform kaum jemals (sie gebrauchten dafür sâ; im Flore 7687 ist mit beiden Handschriften stân zu lesen: man gêt für einen s t â n, vgl. mittelhochdeutsches Wörterbuch 1, 464, 12 ff.), die baierisch-österreichischen nur zuweilen (öfter Ottokar), die Mitteldeutschen dagegen, vorab die Thüringer, häufig und mit Vorliebe, bis hinab ins vierzehnte Jahrhundert bedient haben (man vergleiche Heinrich von Krolewiz, 2652. 2780. 3442. 4229 und öfter; Ebernant von Erfurt 1707. 2032. 2136 und öfter; der Meißner: Minnesinger von v. d. Hagen 3 92; Eraclius 23mal im Reim; livländische Reimchronik 2846. 2902. 3062. 3404. 3415. 3500. 3565. 3571. 3718 und öfter; Philipps Marienleben 5786. 7729. 8188. 8294. ff. Bartsch, mitteldeutsche Gedichte S. 50. 87. 90. 95., Passional, Jeroschin u. A. m.). Und dies ist ganz natürlich. Die althochdeutsche Sprache kennt für mox, statim nur die Form sâr (= mittelhochdeutsch sâ, wie dâ = althochdeutsch dâr); sân dagegen ist schon von frühester Zeit an die den Mundarten des gothisch-niederdeutschen Sprachgebietes eigenthümliche Form: gothisch suns, altsächsisch sân, angelsächsisch sôna, mittelniederländisch saen, friesisch sân, sôn, englisch soon. Zu den österreichischen Dichtern gelangte diese Form erst durch Vermittlung niederrheinischer und mitteldeutscher Dichtungen,

---

das Verbum trecken, ziehen, das Wolfram öfter gebraucht und nur aus dem Niederdeutschen entlehnt haben kann. Dergleichen Ausdrücke und Wortbildungen sind bei Wolfram nicht selten; sie nachzuweisen und zusammenzustellen wäre gewiß weit wichtiger und lehrreicher, als unnütze Arbeiten der oben gedachten Art.]

z. Th. vielleicht Wolframs selbst, denn die ältern österreichischen Gedichte kennen sie noch nicht, den schwäbischen und alamannischen blieb sie fremd oder doch ungewöhnlich. In Thüringen nun hatte Wolfram Gelegenheit, sich diese Form anzueignen. Wenn er in deren Gebrauch später, im Wilhelm, enthaltsamer war als im Parzival, so lag der Grund hievon, wenn eine bestimmte Absicht überhaupt anzunehmen ist, gewiss nicht in deren beginnender Veraltung oder in einer Rücksichtnahme auf die angeblichen „Gesetze und Beschränkungen der Hofsprache," die, wir wiederholen es, in der von Lachmann behaupteten Weise nie und nirgends bestanden haben.

IV.

Gottfried von Straßburg.

1858.

Über den Lobgesang auf Christus und Maria.

(Germania III, 59—80).

Zum Niederschreiben der nachfolgenden Untersuchung bin ich zunächst durch die unlängst erschienene kleine Schrift von J. M. Watterich „Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne“ Leipzig 1858 veranlaßt worden. Beim Durchlesen derselben sind mir nämlich nicht bloß Zweifel an der Richtigkeit dessen, was der Verfasser zur Begründung seiner Hypothese vorbringt, sondern alte, nie aufgegebene Zweifel neu vor die Seele getreten, Zweifel daran, ob Gottfried wirklich der Dichter des ihm zugeschriebenen Lobgesangs auf Christus und Maria sei. Unter den deutschen Philologen sind darüber nie die geringsten Bedenken laut geworden: v. d. Hagen sowohl (in seiner Ausgabe von Gottfrieds Werken und den Minnesingern), als auch W. Grimm (in seiner Ausgabe von Konrads gold. Schmiede, Berlin 1840), W. Wackernagel (im altd. Lesebuch S. 431—440 und Litt.-Gesch. S. 243) und Haupt, der 1844 in seiner Zeitschrift 4, 513—555 das Gedicht neu bearbeitet und vervollständigt hat, nehmen es als ausgemachte Sache an, daß Gottfried den Lobgesang gedichtet habe. Herr Watterich war demnach gewisser Maßen im Rechte, wenn er im Vertrauen auf diese Autoritäten Gottfrieds Verfasserschaft als unzweifelhafte

Thatsache hinnahm und auf diesem Grunde seine Hypothese, die über das bisher in tiefes Dunkel gehüllte Schicksal des berühmten Dichters plötzlich helles Licht verbreiten soll, aufrichtete.

Für diejenigen meiner Leser, denen das Büchlein des Herrn Watterich noch unbekannt ist, will ich das Ergebnis seiner Untersuchung mit kurzen Worten hier darlegen. Dem Verfasser ist nämlich der grelle Gegensatz, in welchem der Tristan und der Lobgesang zu einander stehen, ein ungelöstes Räthsel, zwischen beiden Gedichten gähnt ihm eine ungeheure Kluft, die nur durch die Annahme ausgefüllt werden könne, Gottfried habe, bevor er den Lobgesang gedichtet, mit seinem frühern Leben völlig gebrochen und es sei eine gänzliche sittliche Umwandlung mit ihm vorgegangen. Die bisherige, auf die Zeugnisse der beiden Fortsetzer des Tristan gegründete Meinung, Gottfried sei durch den Tod an der Vollendung des großen Gedichtes verhindert worden, beruhe auf einem Irrthum: Ulrich von Türheim wie Heinrich von Freiberg hätten viel zu spät gelebt, um den wahren Grund wissen zu können, und ihre Aussagen seien allzu unbestimmt; was sie gewußt, beschränke sich darauf, daß Gottfried den Tristan unvollendet hinterlassen habe. Der nächste Grund der Unterbrechnung sei jedoch nicht der Tod gewesen, sondern ein Kreuzzug, den Gottfried auf den Befehl seiner Geliebten mitgemacht habe. In dem einzigen Minnelied, das sich unter seinem Namen erhalten hat, erklärt er nämlich Str. 4, er sei ihr zu jedem Dienste bereit und würde, wenn sie es ihm geböte, um ihres Lohnes theilhaftig zu werden, selbst ze Babylône gerne varn. Unter diesem Babylon habe man nicht das asiatische, sondern Neu-Babylon, Kairo, zu verstehen; aus dem Scherze, aus der dichterischen Redensart, sei Ernst geworden: die Geliebte habe ihn beim Worte genommen und ihm befohlen, nach jener Stadt zu fahren, mit andern Worten, das Kreuz zu nehmen.

Der Kreuzzug, dem Gottfried sich angeschlossen, kann natürlich kein andrer gewesen sein, als der vierte, der 1215—16 vorbereitet im nächstfolgenden Jahre zur Ausführung kam und im Jahre 1221 mit der Eroberung von Damiette sein Ende erreichte. Diesem Zuge habe sich Gottfried zugesellt; „in dem christlichen Heere, das vom Sommer 1218 an diese Feste belagerte, befand sich neben Otto von Botenlauben, Neidhart von Reuenthal und andern berühmten Minnesängern auch der Dichter des Tristan. Von irdischen, weltlichen Wünschen erfüllt, hatte Gottfried den Kreuzzug angetreten, als ein völlig Anderer, als Gottesminnesänger sah er die Heimat wieder. Aber noch mehr. Nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich umgewandelt kehrte er von der Fahrt zurück" (S. 33). Darüber gebe uns das zweite geistliche, unter Gottfrieds Namen von der Pariser Handschrift überlieferte Lied, das Lied von der „willigen", von der „geistlichen Armut", den bestimmtesten Aufschluß. Der mystisch sanfte Ton, in welchem hier das Lob der demüthigen Tugend gesungen werde, lasse keinen Zweifel darüber, daß der Sänger (d. i. Gottfried) eben selbst ein williglicher geistlicher Armer gewesen, daß er, mit andern Worten, dem gerade in den Jahren 1217—1221 mächtig aufblühenden Orden des hl. Franz von Assisi angehört habe. Hiebei bleibe nur die Frage, ob Gottfried erst nach seiner Rückkehr in Deutschland selbst oder schon früher, auf der Kreuzfahrt, das Kleid des hl. Franciscus genommen habe. Der Verfasser hält das Letztere für das Wahrscheinlichere. „Einmal wäre der Eintritt des überall bekannten Meisters in den geringen Orden in Deutschland ein Ereignis gewesen, das nimmer ohne das größte Aufsehen hätte vor sich gehen können" (während doch Alle, die Gottfried kennen, wie von der sittlichen Veränderung des Dichters so auch von diesem Schritte schweigen); sodann „weise der Charakter der außerordentlichen That selbst

auf die Kreuzfahrt hin, als die Zeit, in welcher am wenigsten die Anregungen zu einem so frommen, hochherzigen Entschlusse fehlen konnten". Das Alles genügt dem Verfasser noch nicht, es stellt sich ihm „die Nothwendigkeit heraus, daß dem entschieden weltlichen Charakter Gottfrieds ein übermächtiges Ereignis entgegen getreten sein, daß eine höhere Gewalt in sein Leben eingegriffen haben müße". Nichts erscheint ihm daher „so geeignet, eine Wirkung, wie sie in Gottfrieds Bekehrung und Ordensannahme vor uns steht, zu erklären", als die Annahme, „der hl. Franciscus selbst habe unsern Meister der Welt abwendig gemacht und unter seine Jünger aufgenommen" (S. 38). Daß unter solchen Umständen von einer Vollendung des Tristan keine Rede mehr war, versteht sich von selbst.

Dies in Kürze der wesentlichste Inhalt der Schrift des Herrn Watterich, die, was man auch immer gegen seine oft mehr als kühnen Schlüsse sagen mag, mit hinreißendem Schwunge geschrieben ist. Ich habe, so verlockend es wäre, keine Lust, dem Verfasser in das Reich seiner luftigen Phantasien zu folgen, sondern werde, statt einer eingehenden Widerlegung*), den zwar nicht kürzern oder leichtern, wohl aber sicherern Weg einschlagen: ich werde seiner Hypothese einfach die Grundlage unter den Füßen wegziehen, indem ich darthue, daß Gottfried weder den Lobgesang noch das Lied von der Armut gedichtet hat, daß er beide unmöglich gedichtet haben kann.

Seit es in der altdeutschen Philologie eine wissenschaftliche Kritik gibt, hat bei Fragen über die Identität zwischen Dichtern und den ihnen zugeschriebenen Werken die Betrachtung und Prü-

---

*) [Diese ist etwas später vom litter.-historischen Standpunkt durch Dr. Steitz im Frankfurter Museum 1858, Nr. 11 in treffender Weise erfolgt.]

fung von Vers und Reim stets als eines der ersten und wichtigsten Kriterien gegolten, und dieses Kriterium wird auch, so lange eine Kritik besteht, die den Namen wirklich verdient, in Geltung bleiben. Mit Hilfe dieses Kriteriums wurden, um hier nur ein Beispiel anzuführen, dem Konrad von Würzburg durch Lachmann die ihm unterschobenen Erzählungen von der halben Birn (s. Auswahl S. III) und von alten Weibes List (Gesammtabenteuer 1, 189 ff. s. zur Klage 816), ferner durch Lachmann und Wilhelm Grimm das in v. d. Hagens Minnesänger 3, 337—344 abgedruckte Ave Maria (s. goldnen Schmiede S. XII.) aberkannt, auf der andern Seite demselben Dichter mehrere ohne seinen Namen überlieferte Gedichte zugesprochen, so das Turnier von Nantes durch Docen, so Partonopier und Meliur durch Wilh. Wackernagel (Litt.-Gesch. S. 213; vor ihm schon durch Jacob Grimm, Grammatik 1², 776). Beides, das Nehmen und Geben, konnte mit zweifelloser Sicherheit geschehen. Beispiele ähnlicher Scheidungen ließen sich häufen.

Um so größere Verwunderung muß es erregen, daß bisher noch keiner, selbst der neueste Herausgeber nicht, der doch dazu die meiste Veranlassung hatte, an den Lobgesang den Maßstab dieses Kriteriums gelegt hat; der Irrthum hätte Niemand verborgen bleiben können. In der That ist es kaum zu begreifen, daß eine Kritik, der sonst ein einziger, mit erträumten metrischen Regeln im Widerspruch stehender Versschluß hinreicht, um Walthern oder Reinmarn ein Lied abzusprechen, an diesem Gedichte, als einem gottfriedischen, keinen Anstoß genommen hat.

Unter allen Dichtern aus der classischen Zeit der mhd. Poesie hat, Hartmann und Walther nicht ausgenommen, keiner sich von dialektischen Eigenheiten so frei zu halten gewußt, keiner ist dem Ideal der höfischen Sprache, wie die Grammatik sie darstellt, so

nahe gekommen, als Gottfried von Straßburg. Versbau und Reim in seinem Tristan sind von tadelloser Reinheit; in den nahezu 20,000 Versen dieses Gedichtes findet sich nur zweimal a : â, (gar : jâr 469, 31 : wâr 484, 5), eine Freiheit, die sich auch die genaust reimenden Dichter jezuweilen gestattet haben *). Vergleicht man nun den Tristan in Versbau und Reim mit dem Lobgesang (ich habe es zunächst mit diesem zu thun und werde das Lied von der Armut später besprechen), so muß man erstaunen über den Unterschied, der sich zwischen beiden Gedichten sogleich bemerkbar macht. Während dort, in dem umfangreichen Epos, durchwegs die größte Genauigkeit und Correctheit waltet, herrscht hier in den wenigen Strophen eine Verwilderung, ja Rohheit des Verses und Reimes, wie sie nicht größer sein kann. Beide Gedichte verhalten sich in dieser Beziehung zu einander wie Tag und Nacht, sie bilden in ihrer äußern Form Gegensätze von einer Grelle und Unversöhnlichkeit, wie sie sich im Inhalt selbst kaum schärfer ausspricht. Und diese Gedichte sollten einerlei Verfasser haben?

Betrachten wir zuerst den Reim, wie er im Lobgesang erscheint. Da begegnen uns, obwohl ebenfalls nur selten und auf a: â beschränkt, folgende ungenaue Reime: hânt: genant 3, 5. rât: sât: stat 25, 5. ân: kan: man: dan 35, 12. — Dagegen finden wir ziemlich häufig m: n im Reime gebunden: turn:

*) Die scheinbare Ausnahme, die er sich öfter erlaubt, indem er van neben von im Reime braucht z. B. 6, 19. 9, 1. 13, 23. 16, 25. 116, 2. 118, 39 u. s. w., verräth, da sie sich auch bei andern Dichtern (vgl. Flore 239, Teichner: Liedersaal 1, 423. 439. 469, Karajan S. 17, Seifried Helbling VIII, 1014: Haupts Zeitschrift 4, 191, und Ottokar: Wackernagels Altdeutsches Lesebuch 1, 827, 25) trifft, keine besondere Mundart, sondern ist Überrest des ahd. -an für -on: s. Grammatik 1², 85. 336. 450.

sturm: hurm: wurm 19, 9. stein: helfenbein: honicseim 21, 1. swan: zan: stam: gan 23, 12. laden: gadem: baden 34, 5. lobesam: man: bran: kan 34, 9. zam: man: kan 38, 3. wünnesam: an: man 43, 5. honicseim: rein: mein 90, 5. seime: reine 65, 8. bôn (= boum): lôn: dôn 92, 3. Auf die beiden zuletzt verzeichneten werde ich später noch zu reden kommen. Vereinzelt erscheinen solche Reime schon bei Dichtern der classischen Zeit; bei Hartmann mehrmal im Erek, einmal im Gregor (s. Haupts Erec S. XV) 971 und 1. Büchlein, in seinen spätern Gedichten, im Armen Heinrich und Iwein, meidet er sie; Walther zweimal genam : spilman Nr. 36, 38 = Lachm. 63, 3. 5. heim : zein Nr. 141, 8 = Lachm. 30, 26; bei Wolfram zweimal rûm : poulûn Parz. 77, 28. garzûn 660, 27. bei Bernger von Horheim kam: wân ꝛc. Minnes. Frühling 112, 2. beim Freidank zweimal ruom: tuon 99, 3, œheim: dehein 141, 3. bei Singenberg arm: varn Minnes. Hag. 1, 298[a]. Gottfried von Neifen gram: kan 14, 25. bei Rudolf heim: ein Barlaam 16, 39. ebd. leim: stein 321, 21: dehein 386, 24. ruom: tuon guter Gerhart 6901. bei Burkhart von Hohenfels arm: varn Minnes. Hag. 1, 204[b]. turn: sturm ebd. 1, 209[a]. Mai und Beaflor man: nam 86, 4. bei Konrad heim: schein Troj. Krieg 5722. stein: heim ebd. 13682. (vgl. Silvester zu 80) und öfter. Von den Dichtern aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gebraucht diese Reime wohl am häufigsten der Stricker, die Fälle verzeichnet Bartsch im Karl S. LIII. Erst gegen Ende des Jahrhunderts fangen sie an zahlreicher bei den einzelnen Dichtern aufzutreten. In Heinzeleins Minnelehre: heim: enein 135. an: wünnesam 203. kam: an 1227: wolgetân 2231. kan: wünnesam 211. nam: man 575. arm: varn 1113. 2429: gevarn 2371. Ritter und Pfaffe ruom: tuon 131. 301. Hl. Martina ruom: tuon

1, 21. vernim: hin 7, 109 und öfter. Littauer lobesam: man 63. genam: man 304. Sigenot nam: man 5, 1. 25, 2. genam: dan 911. nam: an 18, 1: dan 23, 7. lobesam: dan 19, 13. heim: stein 32, 13. Eggenlied nam: dan 7, 4: man 83, 2. 221, 2. lobesam: man 29, 4. 76, 7: an 33, 4: bran 106, 7: tan 136, 5: gân 63, 11. bekam: man 55, 4. Ferner bei Hadlaub nam: hân 2, 6. kam: an 8, 3. fürkam: ergân 5, 1. wünnesam: kan, lobesam: kan: man: hân u. s. w. Bei Gottfried findet sich nur ein einziges Beispiel œheim: alein 291, 23, während 111, 31 œheim auf heim reimt.

Reime mit Wegfall des auslautenden ch: vrô: hô: sô 26, 5. hô: vrô: alsô 42, 3. gâ: nâ: dâ 66, 7, nâ: dâ: sâ 82, 6. aldâ: slâ 94, 3. hô und nâ gebrauchen, mit Ausnahme Gottfrieds, viele Dichter, z. B. Hartmann, Walther (dieser nur hô, nicht nâ) und Andre mehr, vgl. die in Grimms Gramm. 4, 935 gesammelten Belegstellen; nur gâ für gâch ist aus hochdeutschen Dichtern sonst nicht nachzuweisen und kann auch das mhd. Wörterb. 1, 453 bloß aus dem Lobgesang belegen*). In mitteldeutschen Sprachdenkmälern dagegen wird diese Form öfter getroffen, ja sie ist dort die regelmäßige, z. B. Herbort von Fritslar, 2301. 4222. 8015 u. s. w. Vergl. Frommann zu 179 und Jeroschin S. LXVIII.

Ein auffallender, bei oberdeutschen Dichtern ebenso seltener, als bei den, der Spirans entschieden abgeneigten Mittel- und Niederdeutschen häufiger Fall (vgl. Frommann zu Herbort 179.

*) [Ältere Beispiele gewährt das unüberarbeitete Gedicht von Reinhart Fuchs (s. J. Grimms Sendschreiben, Leipz. 1840), wo indes nicht gâ, sondern durchaus gâh geschrieben ist: gâh: sâ 795. 970. 1690. 1699: dâ 1730; merkwürdig genug hat der Überarbeiter diese Reime sämmtlich entfernt.]

W. Grimm zu Athis S. 15. Jeroschin S. LXVIII. Parz. 222, 26 unervorht : ort, 182, 5. porten : vorhten, s. Gramm. 1², 351, 437; ferner das Niederrheinische) ist die Unterdrückung des inlautenden h in vorhte: porte 33, 4. Doch fehlt es auch bei entschieden alamannischen Schriftstellern hiefür nicht ganz an Beispielen: er wirt dâ bî hie unde dort gesichert gar von arger vorht: Bruchstücke eines größern Gedichtes auf K. Ludwig den Baier, in meinem Besitz*); ferner in einem mit Unrecht dem Marner zugeschriebenen Liede wuohs : muoz Minnes. Hagen 2, 253ª. missetât : brâht ebd. 256ᵇ. hâte : brâhte : dâhte Rudolf von Fenis Minnes. Frühl. 80, 13. lieht : verriet : nieht : geschiet ebd. 82, 20. Auch die bei ältern und jüngern Dichtern aus diesen Gegenden so häufig erscheinenden Reime von niet = niht auf liet u. s. w. (ein Beispiel noch aus dem 14. Jahrhundert bei Hadlaub niet : liet Minnes. Hagen 2, 288ª) sind hieher zu ziehen, vgl. Grammatik 1², 351. 439.

Im Tristan zeigt sich natürlich kein solcher Reim.

Noch auffallender als die im vorstehenden besprochenen Erscheinungen sind die im Lobgesang mehrfach vorkommenden Reime, in denen s mit z gebunden wird. glas : besaz : vaz : laz 4, 12 : baz : haz 16, 11 : vaz : adamas 93, 1. vaz : adamas : spiegelglas 25, 1 : was : erlas 31, 5. was : daz : haz : saz 52, 13. las : vergaz : haz : glas 92, 9—13. vlîz : wîs : rîs 18, 5 : rîs : prîs 40, 5 : âmîs : prîs 85, 3. genôzelôs : gôz : genôz : grôz 47, 12. Mit einer einzigen Ausnahme (Wigalois 288, 29. 30 : verlôs : slôz) hat sich kein Dichter aus der classischen Zeit je einen solchen Reim erlaubt, weder Gottfried, Hartmann, Walther, Fleck, noch selbst Wolfram, der es mit dem reinen Reim doch sonst nicht so genau zu nehmen pflegt, noch

*) [S. m. Forschung und Kritik 1, S. 78.]

der Stricker und Andere (die in der Grammatik 1[2], 414 aus dem Parz. 434, 15. 434, 25. 485, 12. Flore 7. 8. Boppe Minnes. Hagen 2, 385[b] beigebrachten Beispiele fallen sämmtlich weg*). Gegen die Mitte des Jahrhunderts fangen diese ungenauen Reime an durchzubrechen, obwohl noch in mäßiger Zahl und nicht bei Dichtern, die sich die guten alten Meister zum Vorbild genommen haben, wie z. B. Rudolf und Konrad. Gottfried von Neifen (1234—1255) gras : saz : daz 48, 19. Ulrich von Winterstetten (1239: Stälin, wirtenberg. Geschichte 2, 615) kôs : grôz : genôz Minnes. Hagen 1, 136. Marner (in einem Liede, das ihm aber wohl nicht gehört, vgl. Minnes. Hagen 4, 536) bezaz : las Minnes. Hagen 2, 253[a]. 254[a] ff. rîs : vlîz ebd. 255[b]. Konrad von Altstetten was : laz ebd. 2, 65[a]. wîz : prîs ebd. Teschler haz : glas : was ebd. 2, 126[b]. was : vergaz : baz 130[a]. erkôs : blôz : genôz 125[b] : grôz 126[a] u. s. w. Erst zu Ende des Jahrhunderts nimmt diese Reimverwilderung überhand. Heinzeleins Minnelehre was : daz 129. wirs : mirz 2093. vlîz : prîs 845. ûz : alsus Ritter 367 u. s. f. (vergl. die gesammelten Stellen S. 138 meiner Ausgabe). Hl. Martina spiegelglas : baz 209, 73. gelas : haz

---

*) In gleicher Weise sind die von Scholl in seiner Ausgabe der Krone von Heinrich vom Türlein (Stuttgart 1852) aus einem Gedichte von 30,000 Versen (S. XIII) angemerkten drei Fälle, wo z und s mit einander gereimt werden, folgendermaßen zu bessern. V. 549 lies werkes unkunders (: Lunders) nie geworhte meisters hant: ein ungethümeres Werk schuf nie eines Meisters Hand; die Handschriften haben des werkes unkundirs. — 2745. künec und her, mich dunket des (: wes); Beispiele vom Genitiv der Sache bei dunken stehen im mittelhochdeutschen Wörterbuch 1, 360[a] oben. — 25580 lies und an vröuden was sô laz (die Handschrift so krank was), so arm an Freuden; vgl. Parz. 562, 8. diu maget wart an freuden laz.

3, 37. was : vaz 3, 107. genas : haz 4, 20. daz : was 7, 75. daz : was 273, 51. 282, 27 u. s. f. Sigenot was : daz 37, 4 : naz Eggenlied 114, 7. vergaz : gelas 43, 7. Eggenlied wîs : vlîz 44, 9. hûs : ûz 45, 7. saz : was 101, 1. Hadlaub verlôs : grôz Minnes. Hagen 2, 285 b. was : baz 278 b. 276 b und öfter. wîz : prîs 280 b. mûs : ûz 281 b. ûz : hûs 283 b. Littauer palas : saz 306. ûz : hûs 53. 295.

Schon aus diesen Reimen allein wäre der zwingende Beweis zu führen, daß Gottfried unmöglich der Verfasser des Lobgesangs sein kann. Wir sind aber noch lange nicht zu Ende.

Von der Apokope des Dativs im Reim, selbst bei Wörtern, wo sie althergebracht ist und andere Dichter sie sich zuweilen gestattet haben, wird sich im Tristan kein Beispiel finden. Im Lobgesang tritt sie nur einmal ein 64, 9 in dem reinen muot: guot : bluot : tuot, wo indes wohl besser du blüejest im den reinen muot zu lesen ist. Dagegen finden sich, was viel schlimmer und ein handgreifliches Zeichen von der Rohheit späterer Zeit ist, eine Anzahl Reime, in denen das auslautende unbetonte e, was nur höchst selten und von keinem correcten Dichter geschieht, gegen allen Sprachgebrauch unterdrückt wird. Solche Reime sind mân' : getân : plân 23, 5. 89, 1. ân' : kan : man : dan 35. 12. rein' : honicsein : mein 90, 6. klein' : nein : enein 43, 13. stern' : wern : entwern 20, 1. 29, 1. 63, 1. für mâne, âne, reine, kleine, sterne. Beispiele dieser tadelnswerthen Apokope des auslautenden unbetonten e weiß ich erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts und nur bei éinem Dichter nachzuweisen: bei Reinbot von Turne, der in seinem hl. Georg sêl' : Michahêl 4875. 6082 : Israhêl 3053. got : bot' (= bote) 484. gert' (= gerte) : swert 1616 : gewert 5604. gemachet : erwachet(e) 1817. unverzaget : saget(e) 5276 reimt. Gebildete und genau reimende Dichter dagegen haben sich später noch,

so Konrad von Würzburg (vgl. Haupt zu Engelhard 420), dieser und ähnlicher fehlerhafter Kürzungen enthalten. Selbst zu Ende des Jahrhunderts sind sie nur selten und vereinzelt zu treffen, z. B. Wartburgskrieg Minnes. Hagen 2, 17[b]: wert: gert(e). Bruder Eberhard von Sax ebd. 1, 69 dornen ân': heilsam. Häufiger begegnen sie erst bei Heinzelein (s. die zu S. 139 meiner Ausgabe verzeichneten Fälle) und im vierzehnten Jahrhundert.

Ein weiteres, sehr merkwürdiges Zeugnis von dem Mangel aller künstlerischen Bildung gewährt folgender, schon oben im Vorbeigehen aufgeführter Reim: si ist ein wabe des lebenden honeges seine (: reine) 65, 8. Zuerst steht hier gegen allen Gebrauch inlautend m statt n, denn bei allen Dichtern, die auslautend n mit m im Reime binden, wird im Inlaut das unorganische n wieder zu m (vgl. Grammatik 1 [2], 386). Beispiele aus ältern, noch ungenau reimenden Dichtern, z. B. bilgerîne (wofür jedoch eben so gut bilgerîme gelesen werden könnte): lîme Kolmas Minnes. Frühling 121, 3. schône : kôme Dietmar von Eist ebd. 32, 3. Hiltgrîmen : erschînen Biterolf 9237. Heime : eine ebd. 12,894 können ebenso wenig dagegen gehalten werden, als der bei Wolfram Wilhelm 46, 5. Wigalois 14, 1 und Wigamur 2518 erscheinende, althergebrachte und gleichsam typisch gewordene Reim künic : frümic (vgl. König Ruther 6. 7. kunige : frumige: Benecke zu Wigalois S. 438 und Grammatik 1 [2], 386). Dieser Reim ist aber noch in anderer Beziehung merkwürdig. seine muß hier nothwendig Genitiv sein; als Genitiv Plur. erklärt es Wackernagel im Glossar S. 470[b], also mit Auflösung des Satzes: si ist ein wabe der seime des lebenden honeges. Diese Erklärung scheint mir nicht richtig. seim heißt zwar schon für sich allein der aus der Wabe fließende reine Honig, nectar. Viel häufiger

erscheint jedoch das zusammengesetzte Wort honicseim, so auch im Lobgesang selbst 21, 1. 90, 5, und ich zweifle, ob seim im Mhd. je im Plural gebraucht wurde*). seim steht gewiss auch 65, 8 im Sing.; da aber der Dichter den Genitiv nicht im Reime auf reine brauchen konnte, so suchte er sich dadurch zu helfen, daß er die Genitivflexion dem ersten Wort der Zusammensetzung zutheilte: des lebenden honeges seine steht statt des lebenden honecseimes. Analoge Fälle stehen mir zwar im Augenblicke keine zu Gebote, ich zweifle aber nicht, daß sie sich in späterer Zeit, wo das Gefühl für Reinheit und Correctheit der Sprache und Form mehr und mehr zu schwinden begann, irgendwo werden nachweisen lassen.

Mundartlich, nicht der höfischen Sprache gemäß ist har für her: ir bernden himel, neigt iuch har : war : enbar 12, 1. In schweizerischen und elsäßischen Urkunden und Handschriften kann man dieser Form auf jedem Blatte begegnen. Gereimt finde ich sie nur: sine mohte hin noch har (: war) Reinhart 1171. lange har (: gevar) Ulrich von Winterstetten (Minnes. Hagen 1, 136[b]). wer gêt dâ har (: dar) Burggraf von Luenz (ebd. 1, 211). bizhar : swar Rudolf von Rottenburg (ebd. 1, 86). er kêrt ez hin, er kêrt ez har (: war) Boner 38, 15. daz ich zuo dir bin komen har (: war) Liedersaal 1, 177. sage waz hât dich har (: dar) gefüert in dise ouwe ebd. 1, 578. vgl. Gramm. 1^3, 130. 3, 179, wo noch auf die mir gerade nicht zugänglichen Fragmente 36[a], 37[a] (in Müllers Sammlung Bd. 3) verwiesen ist [= Gesammt-Abenteuer 2, 266. 70: har : dar : gar]. Im Reime kommt har so wenig bei

---

*) [Das seitdem erschienene Heft des mittelhochdeutschen Wörterbuchs 2^2, 242 gewährt kein Beispiel weder vom Plural noch von der Form sein.]

Gottfried als bei Rudolf von Ems und den übrigen ältern höfischen Dichtern vor.

Hiezu stelle ich das 92, 3 im Reime erscheinende bôn (: lôn : dôn), das für boum steht und bis jetzt nur noch einmal durch den Reim belegt ist, in dem zu Ende der Weingartner Liederhandschrift (S. 333) hinter der Minnelehre von Heinzelein folgenden kleinen Gedichte: so wissent daz ich min craft wider gewinne als der bon (: lon). bôn = boum ist eine, zwar auch andern Dialekten, z. B. dem mitteldeutschen (s. Tochter Sion. Graffs Diutiska 3, 6. Ausg. von O. Schade V. 95: trôn = troum: Sîôn) und dem niederrheinischen (siehe Wernher vom Niederrhein 37, 4 bôngart) nicht völlig fremde, doch vorzugsweise ostschweizerische und oberschwäbische, noch heute in diesen Gegenden gebräuchliche Form. Im habsburgischen Urbar lesen die Handschriften durchweg bongarte für boumgarte (s. die Lesarten S. 113, 25. 124, 29. 150, 28. 222, 33. 293, 9), und in Oberschwaben lautet das Wort noch jetzt bongert. Ebenso begegnet in der unzweifelhaft in der Ostschweiz geschriebenen Pariser Handschrift neben boun (z. B. boun-gartegin Minnes. Hagen 1, 7ª. boun 109ª) zuweilen auch bôn (Minnes. Frühling zu 111, 12); gleicherweise in der Weingartner Handschrift zôn = zoum (s. meine Ausgabe, Stuttgart 1843, S. 150. Str. 22). Diesem Übergang des ou in ô (worüber Grammatik 1^3, 193 zu vergleichen) entspricht im nämlichen Worte in der österreichisch-baierischen Mundart â = au: der Teichner reimt pâm : kam, im Plural kæm : pæm, kæmen : pæmen (s. Karajan S. 17, vgl. Schmellers Grammatik S. 43). Übrigens ist in der Mundart der östlichen Schweizerkantone so wenig als in der österreichischen (auch der Teichner reimt lâft : slâft, sach : âch, affen : râffen) ô = au oder â = au auf dieses einzelne Wort beschränkt; wie noch jetzt ôg, glôbe, hôpt (auch

dieses findet sich im niederrheinischen: gelôbet : hôbet : tôbet Heinrich von Veldeken Minnes. Frühling 63, 29 ff.), kôf, lôb, lôf, sôm u. s. w. (vgl. Stalders Dialect. S. 35), so wurde schon im dreizehnten Jahrhundert in den Bodenseegegenden regelmäßig urlôb, hôbet, lôf u. s. w. nicht nur geschrieben, sondern gewiss auch gesprochen. Die Handschriften des habsburgischen Urbarbuches lesen rôchhaber 235, 20. 23. rôfet 141, 3. lôpschâf 130, 18. sôm, sôme 238, 16. 229, 7. 235, 32, und weitere Beispiele kann die nächste beste Urkundensammlung die Fülle liefern. Obwohl ich nun nicht behaupten will, dieses ô für ou sei der elsäßischen Mundart gänzlich fremd, so ist doch soviel sicher, daß es sich hier bei weitem nicht so häufig findet. Man wird daher nicht weit neben das Ziel schießen, wenn man die Heimat eines Dichters, der neben har (= her) boum mit lôn im Reime bindet, in der Nähe des Bodensees sucht, der ihm nicht unbekannt ist und zu einem hübschen Bilde dient, indem er sagt: wan mîner sünden der ist mê dan wâges in dem Bodensê 7, 5. 6.

Ich verzeichne noch einige eigenthümliche Reime, die ebenfalls auf diese Gegend deuten. ich bin der wæner eine (: kleine) 6, 10. Hier steht eine vielleicht statt einer, wahrscheinlicher jedoch statt ein (vgl. sô bin ich doch der werden ein Walther Nr. 75, 17. Lachm. 66, 37. sîner junkherren ein Barlaam 377, 34), und dann haben wir hier dieselbe Erscheinung, auf die schon Holtzmann in Betreff der Laßbergischen Nibelungen Handschrift (Nibel.-Lied S. IX) aufmerksam gemacht hat, die Neigung nämlich, gewissen Wörtern auslautend ein unorganisches e anzuhängen, z. B. hienge, der knehte, der hofe, ein bischofe u. s. w. Auch in andern Handschriften aus diesen Gegenden bemerkt man diese Eigenheit. Im Reim braucht eine in dieser Form sonst nur noch Konrad Fleck, ein Dichter also, der ver-

muthlich ebendort zu Hause war, im Flore 3368 er was der rîchsten eine (: kleine). 6786 daz er was der besten eine (: steine).

Ebenso verhält es sich wohl mit dem schwachen adverbialen Genitiv Plur. der tagen (vgl. Grammatik 3, 135): daz ich der tagen (: klagen : sagen) sô lützel hete der minne 6, 3, wovon sich zwar vereinzelte Beispiele auch bei andern Dichtern (vgl. Grammatik 4, 585. 509. Hahns Grammatik 1, 93), doch nirgend so häufig treffen, als in Handschriften, die aus der Ostschweiz stammen (vgl. die von Lachmann zu den Nibelungen 461, 2. aus den Handschriften ABC gesammelten Belege).

Indem ich unerlaubte rührende Reime (dîn : dîn 12, 9. gewan : gewan 31, 2. ansehen : ansehen 84, 9. 13), Wortformen wie antlüt 88, 9. (vom Herausgeber unnöthig in antlütz verändert und verkürzt, denn wer bôn : lôn reimt, dem darf man auch die altschweizerische Wortform antlüt, antlit zutrauen) und anderes der Art übergehe, will ich zum Schlusse nur noch etwas, scheinbar Unwichtiges, in Wirklichkeit aber sehr Bezeichnendes hervorheben, ich meine das Wort wünne, das bekanntlich von einigen Dichtern mit, von den andern ohne Umlaut gebraucht wird. Im Lobgesang erscheint es sehr oft, stets mit künne (15, 10. 17, 4. 40, 10. 58, 10. 79, 10. 90, 4), nie mit brunne oder sunne gebunden, die nur unter sich gereimt werden: 13, 10. 38, 10. 60, 10. 62, 10. Daraus erhellt, daß der Verfasser des Lobgesangs wünne mit dem Umlaut sprach. Umgekehrt reimt Gottfried im Tristan wunne nur mit sunne 8, 16. 9, 33. 42, 15. 277, 11. 316, 11. 421, 3. 431, 11. 441, 29. und brunne 436, 19, nie mit künne, das, wenn ich richtig beobachtet, nur einmal mit günne gereimt wird, und beweist dadurch, daß er das Wort nur in der alten unumgelautenden Form kannte und brauchte. So geringfügig dies vielleicht

Manchem scheinen wird, so liegt doch auch darin ein so strenger Beweis, als irgend einer der vorausgehenden, der Beweis nämlich, daß Gottfried nicht der Verfasser des Lobgesanges sein kann.

So viel über den Reim. Der Versbau ist um nichts sorgfältiger und entspricht der Incorrectheit und Verwilderung, die wir in jenem gefunden haben, während die Verse im Tristan mit einer Kunst, einer Zierlichkeit und einem feinen Gehör für Wohllaut gebaut sind, wie in keinem andern epischen Gedichte des Mittelalters. Lachmann freilich hatte sich darüber eine andere Ansicht gebildet, indem er behauptete, Gottfried „habe bei den genauesten Reimen und bei scheinbar regelmäßigem Silbenfall gröblich gegen die innere Reinheit der Verse gesündigt“ (zu den Nibelungen S. 4). Wenn man aber sieht und weiß, daß sich die sämmtlichen Ausstellungen, die er gegen Gottfrieds Verse aufzubringen im Stande war, auf ein paar Punkte beschränken, auf Versschlüsse z. B. wie was er, mac des iht, waz red ich, leb ich, lag er, nu sag an, daz tet er, den bat ich (s. zu Iwein 4098), oder minnet er, erwachet er, und Betonungen wie verirreter Tristan 481, 10. der verirrete Marke 383, 33. der verwâzene nît 210, 5 (vgl. Iwein S. 532 zu den Nib. 305, 1. 1193, 1. zur Klage S. 318), auf einige Fälle also, die mit dreien seiner metrischen Regeln nicht im Einklang stehen, so wird man fragen dürfen, ob jener herbe Tadel irgend damit begründet ist, und ob wir uns in Beurtheilung der gottfriedischen und überhaupt der mittelhochdeutschen Verskunst für alle Zukunft nach jenem Machtspruche zu richten haben.

Ich meine nämlich, wenn es sich um Reim und Versbau, wenn es sich um das Abstrahieren metrischer Regeln handelt, so könne Gottfried mit Recht verlangen, in erster Reihe und vor allen Andern darum befragt zu werden. Angenommen auch,

Gottfried habe sich Neuerungen, Abweichungen vom Herkömmlichen erlaubt, so war es zu allen Zeiten und bei allen Völkern in diesen Dingen ein Vorrecht ausgezeichneter Geister, nicht bloß Gesetze zu empfangen, sondern selbst Gesetze zu geben, und dadurch auf Mit- und Nachwelt maßgebend und bestimmend einzuwirken. Bekanntlich war es Gottfried, der den vollkommen reinen Reim einführte, und „ihm schlossen sich die kunstreichsten unter den übrigen Dichtern an“ (W. Grimm, Geschichte des Reims. S. 184). Einem Manne, der ein so feines Gefühl für den Gleichklang an den Tag legte, wird man im Voraus zutrauen, daß er auch innerhalb des Verses Alles vermieden haben werde, was ein gebildetes Ohr in damaliger Zeit hätte verletzen können. Das ist auch, wie schon bemerkt, in hohem Maße der Fall.

Nun stellt aber Lachmann die Regel auf: „im Auslaut der letzten Senkung oder vorletzten Hebung vor vocalisch anlautender letzter Hebung dürfen nach betontem kurzem Vocal nur Liquide, dann ch, sch, z und alle Consonantenverbindungen stehen, nicht aber eine Media b, g, d, eine Tenuis p, k, t (die Präposition mit allein mache hier eine Ausnahme, also mit im, mit art sei zulässig), einfache Aspirata f, h,“ auch s nicht. Falsch seien daher, obwohl im Tristan vorkommend, Versschlüsse wie die oben angeführten; erlaubt dagegen dár var ích, vón der árt, ûf den éit, tét sich ín, daz hárnasch án, kámpf án, gienc dés niht ábe, den bérc ábe, wáz daz íst u. s. w. Der eigentliche Grund, warum dem einen Consonanten erlaubt sein soll, was dem andern verboten ist, wird wie gewöhnlich verschwiegen*), wohl aus dem einfachen Grunde, weil es gar keinen stichhaltigen Grund

*) [Einen solchen vermag ich wenigstens in der Bemerkung zum Iwein 498 (S. 474): „an einer Versstelle, die nur reine Verhältnisse duldet“ nicht zu erkennen.]

dafür gibt. Lachmann hat beobachtet, daß bei einigen Dichtern, bei Hartmann, Wolfram, Ulrich von Zatzighofen und ein paar Andern, auch in der Nibelungen-Handschrift A, Versschlüsse wie die getadelten gar nicht oder nur selten vorkommen. Damit war die Regel fertig. Nun steht aber jenen eine ganze Reihe anderer, darunter gerade die kunstreichsten Dichter gegenüber, die so frei waren sich an die Regel nicht zu kehren: außer Gottfried, der freilich am öftesten sich dagegen versündigt und deshalb für alle andern büßen muß, Walther von der Vogelweide (dáz was ích Nr. 26, 12=Lachmann 40, 30), Reinmar der Alte (vró was ích Minnes. Hagen 1, 189[b]. sích des án 192[b]. dáz tet ích 196[b]. dés bat ích 199[a]), Bligger von Steinach (nú sag án: Umhang 29, s. vorn S. 72), Wirnt (rók án Wigalois 41, 2), Neidhart (dánne ob ér 36, 4. ích was íe 37, 2), der Stricker (s. die von Bartsch Karl. S. LXXVII. verzeichneten Fälle, wo im Versschluß auch f, s, t steht), Fleck (íuch des ábe Flore 4069. sích des é 6171. sehent, daz vingerlîn was ír 7028. dáz lob ích 1014, so ist zu lesen, nicht daz lóbe ích), Rudolf von Ems (öfter), Ulrich von Winterstetten (sô swig' ích Minnes. Hagen 1, 171[b]), Rubin (dés bit ích ebd. 1, 315[a]), Konrad von Würzburg und Andere mehr. Ja selbst Hartmann hat einmal (der dewederen mag ích Iwein 4098), ebenso Türheim (díu lac óbe Wilh. 183[b]), dieser sogar noch öfter (únd was íe, dér was íe, Máhmet íst), die Regel verletzt (Lachmann sucht sie freilich durch die sinnreiche Schreibung macch ich: zu 4098 zu retten), und dadurch schrumpfen die Hauptstützen dieser Regel auf einige wenige zusammen. Unter diesen Umständen wird es keines weiteren Beweises bedürfen, daß diese angebliche Regel, die überall gläubig wiederholt wird und mit deren Hülfe man Walther (zu 44, 34), Wolfram (S. XII.) und Reinmar dem Alten (zu Iwein S. 476, Minnesangs Frühling S. 310) Lieder,

die solche Versschlüsse zeigen, als unecht und unterschoben abgesprochen hat, daß diese Regel, sag' ich, weil ihr jede Begründung fehlt, gar keine Regel ist, sondern höchstens den Werth einer Beobachtung hat.

Die zweite Regel, gegen die sich Gottfried versündigt haben soll, schreibt vor, daß bei Wörtern, „die der vocalisch anlautenden letzten Hebung vorangehen und nicht vollständig, sondern abgekürzt sind, die Kürzung nur nach einer langen Silbe oder Liquida eintreten dürfe". Hiezu will ich nur so viel bemerken, daß auch hier keine Regel vorliegt, die irgend eine allgemeine Giltigkeit hat. Es ist bekannt, daß einzelne Dichter die überklingenden Reime ebenso lieben und suchen, als andere sie meiden. Letztere, die besonders daraus zu erkennen sind, daß sie sich keiner dreisilbigen Participia Präsentis im Reime bedienen, pflegen nicht nur die kurz-, sondern auch die langsilbigen Verba der zweiten schwachen Conjugation zu kürzen, indem sie dankte, lachte, fluochte, minnte, wîste, lônte, zeigte, vrâgte, betrâgte u. s. w. schreiben, mit Syncopierung des Ableitungsvocals, so Hartmann, Wolfram, der Stricker und Andere. Diese, die Hauptpfeiler jener Regel, haben sich solcher Versschlüsse, wie minnet er, erlachet er, allerdings, und zwar aus Scheu vor dem überklingenden Reim, enthalten, während Gottfried, Rudolf von Ems und diejenigen, die mit diesen die Neigung zum überklingenden Reime theilen, sie sich ohne Bedenken gestattet haben. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum ein Dichter, der im Reime die vollen Formen lachete : machete, roubete : betoubete, sinneten : minneten, vrâgeten : betrâgeten u. s. w. braucht, nicht auch sinneter, minneter, erwacheter, erlacheter für metrisch und grammatisch zulässig halten sollte: zwischen beiden besteht lediglich kein Unterschied.

Ich komme zur dritten und schwersten Versündigung, deren sich Gottfried gegen Lachmanns Metrik schuldig gemacht hat. Die Regel lautet: „Auf eine kurzsilbige Hebung mit unbetontem e muß ebenfalls eine Senkung mit unbetontem e folgen. In diesem Falle aber darf das unbetonte e der Senkung nicht Auslaut eines Wortes sein, auch keinen andern Consonanten nach sich haben als n“. Danach ist also des ándéren táges, éinen ándéren vánt, gár verzwívélen téte, dehéinen líebéren tác richtig und gut; der ándére vánt, únde in kúrzérem zil, oder auch únde in kúrzérme zil ganz falsch. „Der Grund dieser Regel“, fügt Lachmann hinzu, „sei unbekannt, sie finde sich aber bei allen guten Dichtern, bei Wolfram, Hartmann, in den Nibelungen, bei den Verfassern der Klage und des Biterolf, bei Zatzighofen (beiläufig: seit wann werden die drei letzten zu den „guten Dichtern“ gerechnet?) beobachtet.“ Nur Gottfried, der demnach zu den schlechten Dichtern gehört, „hatte kein Ohr für die feineren Regeln des Versbaus“, denn er schreibt der verírréte Márké 385, 33. dér verwázéne nít 210, 15. verírréter Trístán 481, 10 und, setze ich noch bei, umb dáz verwéiséte kint 48, 23. er rúnéte súozé 436, 25. mít ir víngére zwein 275, 30. Zum Glücke steht er aber darin doch nicht ganz allein: „die ältern Dichter haben alle diesen Fehler gemacht, am häufigsten Heinrich von Veldeken, und auch Konrad begeht diese Nachlässigkeit“, ebenso der Stricker (vergl. kleine Gedichte herausg. v. Hahn S. XV.). Selbst mit Ulrich von Zatzighofen ist es nicht ganz richtig (daz Verwórréne tan lesen Lanz. 5062 beide Handschriften, wie 6789 für daz Verwórréne tan, wofür der Herausgeber auf Lachmanns Antrieb dâ zem Verwérrénen tan und fü'r dáz Verwórren tan setzt), und auch der Verfasser der Klage scheint zu schwanken: 1355 haben alle Handschriften bis auf A, die zergangen liest, zergángéne

wünne. Da aber „dies wider die zu Iwein 6575 aufgestellte Regel verstößt, so fällt es (wie natürlich) schwer, dem Dichter der Klage diesen Fehler zuzutrauen“ (Lachmann zur Klage S. 318); es liege daher am nächsten, zu bessern zergángen ír wünne. Noch mehr: in Hartmanns Iwein 6575, an der eben angeführten Stelle, lesen die Haupthandschriften übereinstimmend ime sélbéme saget; „da aber der nach der Anmerkung S. 340 (d. h. nach obiger Regel) mangelhafte Vers nothwendig zu verlängern war“, so hat Lachmann „die einfachste Ergänzung gewählt“ und nun lautet im Texte der Vers: iemer ime selben sagt; iemer ist von Lachmann hinzugefügt, natürlich ohne Handschrift.

Das beste kommt noch. Zur Klage Seite 318 sagt Lachmann: „im Parzival 300, 18 war und ûf geérbéter pín leicht zu verbessern, so daß Wolframs beide Werke nun auch die Regel bestätigen.“ Jetzt heißt es in Lachmanns Ausgabe:

ungezaltiu sippe in gar
schiet von den witzen sîne,
unde ûf gerbete pîne
von vater und von muoter art.

Diese vorgebliche leichte Verbesserung ist nun aber nicht mehr und nicht weniger als ein grammatischer Fehler. Entweder muß es heißen von den witzen sînen oder aber, da das den Substantivum nachgesetzte Pronomen Possessivum gewöhnlich unflectiert bleibt, von den witzen sîn: so verlangt es die Grammatik und so, nämlich sîn: úf geérbéter pîn, lesen ohne Ausnahme alle Handschriften des Parzival. Diese Änderung erinnert an einen merkwürdigen Ausspruch Lachmanns in Betreff der Nibelungenzeile 856, 1, wo A liest: dô sprach der starke Sîfrit mit hêrlîchen site: „hêrlîchen (statt hêrlîchem) sei eigentlich ungrammatisch, aber (nach der Regel nämlich, wonach der starke adjec-

tivische Dativ auf m, außer vor m, in der letzten Senkung nicht gebraucht werden dürfe) metrisch richtig"*). Ich für meinen Theil bin der Ansicht, eine metrische Regel, die mit der Grammatik im Widerspruch steht, tauge gar nichts.

Gewiss ist es in hohem Grade lehrreich zu sehen, auf welchen Grundlagen ein großer Theil der Lachmannischen Metrik aufgebaut ist, und wie sich die Überlieferung sowohl als die Grammatik biegen und fügen müßen, nur um eine willkürlich ersonnene Regel aufrecht zu halten. In der That, man weiß nicht, worüber man mehr erstaunen muß: über die Willkür und Gewaltthätigkeit, womit Lachmann seine metrischen Gesetze aufstellte und durchführte, oder über die Leichtgläubigkeit, womit dieselben, ohne alle Prüfung, hingenomen und als unumstößliche Wahrheit bis zur Stunde verkündet werden.

Nach obiger Darstellung wird es wohl kaum noch der Versicherung bedürfen, daß alle drei Regeln, deren Verletzung Gottfried zum Vorwurf gemacht wird, jeder thatsächlichen Begründung entbehren. Nur der Vollständigkeit wegen will ich der zuletzt besprochenen noch beifügen, daß Verse wie bî éinémo brúnnén Otfried II. 14, 8. mit thémo fíngáre réiz III. 17, 36. thes kéiséres zínsés IV. 6, 30. ther mán bisuórgéta tház IV. 9, 12. thes keiséres fiant IV, 24, 6. themo kéisóre sâr ebd. 10. Verse also, die jenen von Lachmann als falsch erklärten genau entsprechen, schon im Althochdeutschen häufig vorkommen, woraus dann nothwendig folgt, daß die so bitter getadelten Verse Gottfrieds, weit entfernt, verwerfliche, von ungebildetem Gehör zeu-

*) [Dies sind Lachmanns eigene Worte; ob er sie selbst irgendwo hat drucken lassen, ist gleichgültig, enthalten sie doch nur die nothwendige Schlußfolgerung der Regel, die er zu den Nibelungen 856 aufgestellt hat: hêrlîchen statt hêrlîchem ist in der That ungrammatisch].

ende Neuerung zu sein, vielmehr auf altherkömmlichen, durch jahrhundertlange Uebung geheiligten metrischen Gesetzen beruhen. Gottfried und seine ihn bewundernden Zeitgenossen haben sich gewiss nicht träumen lassen, daß man ihn um deswillen einst einen Stümper in der Verskunst heißen würde.

Ein großer, nicht wegzuläugnender Vorzug in den Versen des Tristan besteht in der grammatischen Correctheit, worin Gottfried alle epischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts weit übertrifft. Grammatisch correct nenne ich Verse, in denen die Worte mit ihren vollen Formen, wie die Grammatik sie verlangt, und unverkürzt gelesen werden können. Das Gegentheil sind Verse, bei denen der Leser ganze Silben und Flexionen zu verschlucken genöthigt ist. Meister in dieser letzteren Art von Versen ist Wolfram, dessen Verse darum als die Blüte der höfischen metrischen Kunst bezeichnet zu werden pflegen. Verse wie folgende: sô müeze mir allez daz zergân 114, 7. nâmen daz kleine weiselîn 47, 24. den wart ouch dâ gekoufet durch in 57, 13. hie mite strichen die kiele hin 293, 11. ouch wâren diu lieht und ir schîn 380, 22. mit diseme zwîvel enweste er war 383, 15. sind überaus selten im Tristan, sie sind so selten, daß überall bei ihrem Vorkommen die Frage entsteht, ob nicht Verderbnisse vorliegen. So dürfte 114, 7 al daz, 293, 11. hie mite die kiele strichen hin, 57, 13 mit M dâ wart gekoufet ouch durch in zu lesen sein. In der That ist in Gottfrieds Versen der Silbenfall nicht bloß scheinbar, wie Lachmann behauptet, sondern wirklich so regelmäßig und correct, wie bei keinem andern Dichter, seinen Nachahmer Konrad etwa ausgenommen.

Auch hierin bildet der Lobgesang das gerade Gegentheil zum Tristan. Es versteht sich, daß ein Dichter, der im Reime die Unterdrückung des auslautenden unbetonten e nicht scheut, im

Innern des Verses gegen solche Kürzungen noch weniger bedenklich ist. Wir finden daher nicht nur gebær du 1718. wer möht dîn 63, 2. enwær dîn 72, 5, sondern diu sêl die 74, 6. kiusch 28, 5 ff. sechsmal in einer Strophe, hiut 38, 1. 5. 9. 39, 1 ff. 40, 1 ff. sechsmal, 64, 2. 86, 2. lîht 48, 7. Ferner Syncope in strîtn diu beide 1, 8. in dem herzn daz hœhste guot 2, 11 (wo die Änderung herze dez, obwohl diese Kürzung des Dat. Sing. sich zuweilen findet, unnöthig ist). neigt iuch har 12, 1. lêrt dîne 78, 6. 7. 12. gewizzniu 94, 5. In Str. 68, 3. steht überbreit statt überbreitet, eine Kürzung, die sich Hartmann noch im Erek, in seinen spätern Arbeiten nie mehr erlaubt hat. Merkwürdiger als alles das sind aber die im Übermaß gebrauchten dreisilbigen Participia Präsentis mit langer Antepenultima, die aber nicht drei-, sondern immer nur zweisilbig gelesen werden müßen: inbrinndiu minne 15, 2. du brinnder stern, du brinnder mân' 23, 5. du wahsdez liep 32, 1. in wallnder sünde unmuoze 36, 8. brinnder dunst 57, 5. dîn süeziu brinndiu minnegluot 58, 12. du brinndiu minne 64, 2. den minne minnden wandels frî 74, 12. der brinnden minne fluz; der minnde giuzet; inbrinndiu minndiu herzen; diu minndiu bluot 76, 1. 2. 4. 7. ach wahsdiu tugent, ach wahsdez guot 87, 11. ach wahsedez liep 88, 1. ach klingder bach 88, 7. ach brinnder mân' 89, 1. ach glenzder sunne 89, 2. Solche Participia kommen im Tristan ebenfalls häufig, doch nie zwei-, sondern immer nur, wie sich's gehört, dreisilbig vor, z. B. dur ruowe wéinénde nider 66, 21. die selbe wállénden man 67, 29. 70, 9. mit nâhe mérkénder spehe 164, 32. mit wéinénden herzen an 165, 36. mit vlíegénden schenkeln 173, 5. gelîche vlíegénde her 173, 24. Tristan do'z náhténde wart 367, 19. an der vlíehénden schar 226, 10. und schiet er wéinénde dan 442, 23. swie

wir'z verswîgénde sîn 447, 7, daz kiut der mínnénden hol 447, 27. Ist die Antepenultima kurz, so versteht es sich, daß das Wort zweisilbig gelesen wird: in disen tobenden ünden 63, 5. und klagende sprach er wider sich 60, 39 u. s. w. Von jenen barbarischen Kürzungen (oder klingt wahsder, klingder, glenzder, wo die Schreibung allerdings vom Herausgeber herrührt, nicht barbarisch?) gewährt der Tristan auch nicht ein einziges Beispiel.

Eine, wenn auch nicht geradezu seltene, doch jedesfalls ungenaue und nachläßige Betonung zeigt sich mehreremal im Lobgesang in zweisilbigen, mit den Partikeln un- und in- zusammengesetzten Wörtern auf der letzten Hebung und Senkung: und álle ùnzúht 15, 7. die niht verderbet kein ùngúnst 35, 6. so entliuhtet ime der süeze ìngánc 10, 11. Hier wird un- und in- in die Senkung gesetzt, was gegen eine Hauptregel der altdeutschen Betonung verstößt, von welcher sorgfältige und gebildete Dichter nur ausnahmsweise abgewichen sind. Gottfried betonte solche Substantiva im Tristan stets regelrecht, indem er sie als zwei Hebungen mit fehlender Senkung braucht. sus lac si in der únmáht 34, 24. an zwîvel unde an úntrôst 176, 39. únmúot 383, 13. ínzíht 384, 14. 397, 12. 388, 9. vergl. ferner úrsprúnc 285, 6. 297, 40. 451, 30 u. s. w. Etwas anderes ist es mit dreisilbigen Wörtern, deren erster Silbe schon seit Otfried häufig der Ton entzogen wird (vgl. Lachmann über althochdeutsche Betonung S. 18 ff.), und die auch bei Gottfried meist in die Senkung fällt, z. B. ùnwárhéit 390, 26. ìngrüéne 426, 21. ùnmúoze 430, 29.

Hier will ich noch die Betrachtung einiger ungewöhnlicher Wortbildungen anfügen. sus gîstu blüender bluomen ber ân alle wer dîm liebsten ingesinde 61, 12. ber scheint ein Femininum zu sein und Wachsthum, Trieb zu bedeuten. Das Wort

kann in diesem Sinne nirgends sonst nachgewiesen werden, vgl. mittelhochdeutsches Wörterbuch 1, 144. — daz aller liebste spil wil ich für elliu spil flôrieren 81, 4. flôrieren heißt sonst (vgl. mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 354) schmücken, zieren, hier (durch Blumen der Rede?) rühmen, preisen. Gottfried, so geneigt er auch der Anwendung französischer Ausdrücke ist, braucht das Wort weder in dem einen, noch im andern Sinne. — inbrünstiu herzen hitze 15, 4. inbrünste steht hier für inbrünstic, eine offenbar fehlerhafte Wortbildung, denn man kann inbrünste so wenig sagen, als etwa ungünste, unkünste für ungünstic, unkünstic, oder künfte für künftic; das mittelhochdeutsche Wörterbuch 1, 253 hat nur diesen einen Beleg. — Noch wunderlicher ist der Ausdruck jugende: ach jugendiu jugent, ach jugender muot 87, 9. jugende scheint Participium Präs. zu sein und setzt dann ein Verbum jugen (jung werden oder verjüngen?) voraus, aber ein solches Wort hat es wohl nie gegeben. Wahrscheinlich steht es verkürzt für jungende, verjüngende, und reiht sich dann den oben angeführten barbarischen Verkürzungen an = jungnde. Im mittelhochdeutschen Wörterbuch 1, 777 finde ich es nicht verzeichnet und der Herausgeber hat es unerklärt gelassen.

Mehrere andere auffällige und wohl kaum einem höfischen Dichter geläufige Ausdrücke übergehe ich als von minderm Belang, um hier nur noch einer eigenthümlichen Erscheinung zu gedenken.

Eine ganz besondere Vorliebe hat nämlich der Verfasser des Lobgesangs für das Participium bernde und er wird nicht müde, dasselbe in seiner einfachen Form und allen möglichen, grammatisch öfter bedenklichen Zusammensetzungen anzubringen. ir berndiu fruht hât bernden regen 3, 9. berndez leit 9, 7. in sîner bernden wünne 11, 10. ir bernden himel 12, 1.

mit bernder wirde 13, 1. von berndes regens güete 13, 4. ûf bernde bluot 13, 7. daz bernde minnetranc 14, 9. bernder gnâde ein fruht 15, 5. bernder tugende ein edel krût 21, 5. dîner bernder tugende zwî 29, 9. bernder êren zwî 30, 5. bernder fröude ein anevanc 30, 9. dîn bernder sunnen schîn 33, 5. diu bernde stunde 34, 2. êrenbernde blüete 47, 14. iemer berndez leben 53, 1. ein bernder boum 64, 11. berndiu minnebluot 67, 4. berndiu bluot 73, 13. dîner bernder gnâden zwî 81, 12. dîn berndiu süeze 86, 14. berndiu heide 89, 4. der bernden tugende güete 93, 4. der fröude bernder sunne 14, 10. reinebernder muot 14, 1. liehtebernder tac 15, 1. wünneberndez herzengelt 17, 2. liehtebernder morgenrôt 17, 5. wünneberndez fröuden tach 19, 5. helfebernder kraft ein turn 19, 9. ein sældeberndiu stunde 21, 8. wünnebernden sin 22, 11. fröudenberndiu wünne 40, 10. von herzenberndem (?) leide 45, 10. fröudebernder rât 49, 1. der wunderbernden lüste 49, 14. in vil strengebernder nôt 57, 2. wünnebernder schîn 59, 6. wünnebernden sin 59, 11. ein fröudebernder sunne 60, 10. in wünneberndem werde 64, 8. dîn minnebernder muot 72, 5. dich minnebernde minnebluot 74, 1. von wandelberndem sinne 81, 14. für durstebernden smerzen 88, 8. vol der wünnebernden wünne 90, 4. ein fröidebernder dôn 92, 2. ach wünnebernder êrentac 93, 3. Dem Verfasser des mittelhochdeutschen Wörterbuchs hat der Lobgesang allein mehr Beispiele dieses Compositums gewährt, als die übrigen von ihm gelesenen mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler zusammengenommen. Die fünfzigmalige Wiederholung eines und desselben Ausdrucks in einem Gedichte von 1300 Versen geht aber fast über das Maß des Erlaubten hinaus; wer möchte einem Meister der Rede wie Gottfried, der das Wort im Tristan, in 20,000 Versen, nur

ein paar Mal (ein vröudeberndiu sunne 8, 15. diu sunnebernden vensterlîn 430, 19. ir wunnebernde wîse 436, 14), gebraucht, eine solche Armseligkeit und Geschmacklosigkeit zutrauen?

Noch mehr, wer möchte einem Dichter von Gottfrieds poetischer Begabung ein Gedicht von dieser Form und Anlage überhaupt zutrauen? So wenig Jemand in Abrede stellen wird, daß der Lobgesang, namentlich zu Anfang, manch tiefen Gedanken, manch schönes ergreifendes Bild enthält, und daß es ihm im Einzelnen auch nicht an einer gewissen Wärme und Innigkeit des Gefühls fehlt, ebensowenig kann geläugnet werden, daß das Gedicht, als Ganzes betrachtet, das gerade Gegentheil eines poetischen Kunstwerks ist. Darüber sind, bis auf Herrn Watterich, alle Litterarhistoriker, selbst diejenigen, deren Urtheile sonst, besonders über geistliche Poesie, weit auseinander zu gehen pflegen, einerlei Meinung. In der That, wie sollte auch diese Häufung und unvermittelte Aneinanderreihung von Bildern und Gleichnissen, wie sollten diese Wortspiele und Tändeleien, die nirgends ungehöriger erscheinen als in einem geistlichen Liede, wie das durchs Ganze gehende erzwungene Pathos einen andern als erkältenden, ja peinlichen Eindruck hervorbringen können? Mit jeder neuen Strophe nimmt der Verfasser unter gewaltigen Anstrengungen einen neuen Anlauf, und dennoch gewahrt man, trotz aller Unruhe und Bewegung nirgends einen Fortschritt des Gedankens: der Leser hat fortwährend das Gefühl eines Träumenden, der eine Reise antreten soll und ungeachtet alles Drängens und Treibens nicht von der Stelle kommt.

Jene Bilder, Gleichnisse und Attribute der hl. Jungfrau hat der Verfasser des Lobgesangs allerdings ebensowenig selbst erfunden, als Konrad von Würzburg in der goldenen Schmiede: sie beruhen hier wie dort auf uralter Überlieferung. Wohl aber

sind beide für den Gebrauch verantwortlich, den sie davon gemacht haben. Was bei andern deutschen Dichtern, welche Lieder zum Preise der Jungfrau Maria gesungen, nur mäßig und eben dadurch den Eindruck verstärkend gebraucht wurde, das ist hier zu einem Blumenstrauß zusammengebunden, der in seiner bunten, betäubenden Überfülle nicht mehr erfreut, sondern die Sinne verwirrt und keinen reinen Genuß aufkommen läßt. Einer solchen maßlosen und allem Geschmack widersprechenden Häufung zerstreuter Bilder und Gleichnisse wird Niemand einen wahren Dichter von künstlerischem Bewußtsein und poetischer Schöpferkraft für fähig halten. Mit Recht hat man dem Lobgesang und der goldenen Schmiede den herrlichen Leich Walthers von der Vogelweide („got, dîner trinitâte u. s. w. Nr. 80. = Lachmann, S. 3—8) gegenübergestellt, der durch die wahre Frömmigkeit und feurige Innigkeit, durch die stäte Frische der Gedanken und Bilder und durch das schöne Maß, das der Dichter zu bewahren weiß, eben so wohlthuend anspricht und ergreift, als die Überladung in den beiden Andern verletzt und zurückstößt. Gewiß würde Gottfried, die Walthern allein von allen ebenbürtige Dichternatur, hätte er sein Talent je einem solchen Gegenstande zugewendet, nicht hinter diesem zurückgeblieben sein.

Um den Lobgesang gedichtet zu haben, müßten noch ganz andere, nicht weniger wunderbare, viel tiefer greifende Veränderungen, als jene sind, von denen Herr Watterich uns berichtet, mit Gottfried vorgegangen sein: er, der eigentliche Schöpfer des genauen Reims, „der in solcher Reinheit und Vollendung nie wiederkehren wird“ (s. W. Grimm, Geschichte des Reims S. 184), müßte mit dem sündigen Menschen zugleich auch den Dichter ausgezogen, er müßte die früher so meisterhaft geübte, ihm gewiß nicht bloß angebildete, sondern angeborne Kunst abgestreift und wie ein getragenes Kleid bis auf die Erinnerung

von sich geworfen haben, und derselbe Dichter, dessen Tristan den Glanzpunkt der höfischen Poesie bezeichnet, wäre dann auch der erste Urheber ihres Verfalles, eines Verfalles, wie er nach unsern bisher gemachten Beobachtungen erst fünfzig und mehr Jahre später sich in der Poesie zu zeigen beginnt.

Veränderungen dieser Art wird Niemand bei Gottfried für möglich halten, selbst Herr Watterich nicht. Denn obwohl er S. 5. den „begeisterten Freunden und Bewunderern" des Tristan mit „dem züchtigenden Urtheil der Geschichte" droht, so weiß er doch den Kunstwerth dieses Gedichtes sehr wohl zu würdigen und verräth sich an manchen Stellen seiner Schrift als einen viel größeren Verehrer des Tristan, als er sich selbst zu gestehen scheint. In der That gilt seine Begeisterung zum großen Theil weit weniger dem „Sänger der Gottesminne" als dem „Sänger der Frauenminne", und wir hegen starke Zweifel, ob er je zu seiner Schrift sich hätte anregen lassen, ohne die Überzeugung, der Verfasser des Lobgesangs sei eins mit dem Dichter des vielgeschmähten und doch wieder so hoch gerühmten Tristan.

Daß dieser Annahme nicht weniger als Alles widerstreitet, glaube ich in überzeugender Weise dargethan zu haben.

Wie aber, wird man mir einwenden, verträgt sich dieses Ergebnis mit der Angabe der Pariser Handschrift, welche uns den Lobgesang unter Gottfrieds Namen überliefert, und mit dem Zeugnisse Konrads von Würzburg, der in der goldnen Schmiede das Gedicht dem Gottfried ausdrücklich zuschreibt? Was die erstere betrifft, so dürfte es zur Genüge bekannt sein, wie wenig in Bezug auf die Namen den häufig unsichern und sich widersprechenden Angaben unserer Liederhandschriften zu trauen ist, und mit Recht hat man sich bisher nie dadurch abhalten lassen, sobald sich gewichtige Gründe dagegen aufdrängten, einem Dichter Lieder abzusprechen. Weit wichtiger ist Konrads Zeugnis,

und allerdings scheint nur dieses den Blick so mancher Gelehrten getrübt oder doch von einer genauen Untersuchung abgehalten zu haben, die den Irrthum und die Wahrheit unzweifelhaft längst hätte an den Tag bringen müßen. Aber auch angenommen, jene Stelle enthielte wirklich, was man bisher aus ihr herausgelesen hat, so blieben nichts destoweniger meine Beweise in voller Kraft bestehen und nur so viel ließe sich daraus folgern, daß dem Dichter des Tristan schon zu Konrads Zeit der Lobgesang untergeschoben war.

Nachdem Konrad den Wunsch ausgesprochen, der hohen Himmelskönigin in der Schmiede seines Herzens ein Lied aus Gold und Edelsteinen zu würken, gesteht er, nicht diejenige Kunst und Meisterschaft zu besitzen, um sie nach voller Würdigkeit loben und preisen zu können. Das wäre selbst dann unmöglich, wenn seine Rede wie ein Adler sich in die Höhe zu schwingen vermöchte. Nun sei aber seine Wortfügung ungelenk, er sei fremd in dem Frühlingsgarten der Kunst, wo die (Rede-) Blumen gebrochen werden, wie sie zu einem ihrer würdigen Kranze gehören; der Glanz erhabener Gedanken lasse ihn ungeblendet, seltene Reime kommen bei ihm nicht zur Blüte und eben so wenig klinge in ihm der ununterbrochen leise dahin rauschende Strom klarer Erfindung. Dann fährt er fort (94—103):

ich sitze ouch niht ûf grüenem klê
von süezer rede touwes naz,
dâ wirdeclichen ûffe saz
von Strâzburc meister Gotfrit,
der als ein wæher houbetsmit
guldîn getihte worhte.
der het, ân alle vorhte,

dich gerüemet, vrowe, baz
denn' ich, vil reinez tugentvaz,
immer künne dich getuon.

Wenn ich nicht irre, so war es Docen (Museum für altd. Litteratur 1, 164), der zuerst aus dieser Stelle auf das Vorhandensein von Gedichten Gottfrieds auf die hl. Jungfrau den Schluſs gezogen hat: der Lobgesang, von dem bei Bodmer, Maneßische Handschrift 2, 183. 184 bloß neun Strophen abgedruckt waren, erschien nämlich vollständig, d. h. so weit er in der Pariser Handschrift enthalten ist, erst in v. d. Hagens Ausgabe Gottfrieds 2, 102—115. V. d. Hagen pflichtete dieser Vermuthung Docens bei, indem er die Anspielung auf den Lobgesang bezog, und seitdem galt die Sache, ohne alle weitere Prüfung, einfach für ausgemacht. Wir müßen deshalb die Stelle genauer ansehen, und es wird zu diesem Ende nöthig sein, sie zu übersetzen.

Nicht bloß der Mangel glänzender Gedanken und reicher Erfindungsgabe ist es, den Konrad beklagt: er entbehre auch der süßen thaufrischen Rede, wie sie Gottfried von Straßburg in so hohem Maße besessen habe, der wie ein rechter Meister der Kunst, als erster der Schmiede, d. h. der Dichter, ein goldnes, kostbares Gedicht geschaffen; „der würde, ohne allen Zweifel, dich besser gerühmt haben, als ich es jemals zu thun im Stande bin“. Dies ist nach meiner Überzeugung der grammatisch einzig zuläſsige Sinn. Wie ist es möglich, daraus auf geistliche Gedichte zu schließen, die Gottfried verfaßt habe? Dann könnte es nicht het, das unbedingt nur der Conjunctiv des Präteritums sein kann, der bei Konrad hete und hæte lautet, sondern es müßte hât heißen. het, hette lesen aber mit Ausnahme der Würzburger Handschrift alle übrigen Handschriften, neun an der Zahl. In

jener Würzburger Handschrift (auf die, zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, Docen sich damals berief) hat aber die Stelle folgende Änderung erfahren:

der ie, ân alle vorhte,
dich vil reine tugende vaz
hât gerüemet bezzer unde baz
denne ich, vrouwe, müge getuon.

Und so etwa müßte die Stelle allerdings lauten, wenn sie den Sinn enthalten sollte, den man bisher hineingelegt hat. Wir haben hier die, vielleicht unbedachte, vielleicht absichtliche Änderung eines Schreibers, der die Stelle entweder missverstanden hat, oder wirklich der Meinung war, Konrad sage hier, Gottfried habe zum Lobe der Jungfrau Maria bessere Gedichte, als er im Stande sei, gemacht. Ein ähnliches Missverständnis obiger, keiner andern Deutung fähigen Verse ist dann ohne Zweifel Veranlassung gewesen, Gottfried schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts den Lobgesang eines Namenlosen unterzuschieben. Hieraus erhellt auch, wie ungegründet der von W. Grimm (goldene Schmiede S. XVII) gegen Konrad erhobene Vorwurf ist: „in der Äußerung seines Bedauerns, seinem Gegenstande nicht gewachsen zu sein, wie in der zur Schau gelegten Bescheidenheit, womit er seinen Vorgänger über sich stelle, liege nur eine versteckte Eitelkeit: er habe diesen in glänzender Rede zu übertreffen gehofft." Soweit wir Konrads Charakter aus seinen Werken zu beurtheilen vermögen, lag ihm eine solche eitle Selbstüberhebung ferne, und wenn er seinen Meister und sein Vorbild, dem er nachzueifern so sichtlich bemüht war, über sich stellt und ihn als größern Dichter anerkennt, so war es ihm damit gewiss vollkommen Ernst. Unter dem goldenen Gedicht (so konnte er, beim Bilde bleibend, es nennen, wie er Gottfried einen kunstreichen Hauptschmied

nennt, ohne Furcht missverstanden zu werden), kann nur der Tristan gemeint sein, auf welchen gerade die beiden Zeilen

ich sitze ouch niht ûf grüenem klê
von süezer rede touwes naz

eine unverkennbare Anspielung enthalten. Konrad hatte dabei jene prächtige Stelle im Sinne (Tristan 123, 13 ff.), worin der Dichter in seiner unnachahmlichen Weise um die Gabe der Rede flehend sich zum Helikon wendet, zu dem Wohnsitze Apollos und der neun Musen,

von dem die brunnen diezent,
ûz den die gâbe vliezent
der worte unt der sinne (123, 27—29),

zu dem obersten Throne,

von dem diu wort entspringent,
diu durch daz ôre klingent
und in daz herze lachent (124, 19—21).

Sie, die Musen, haben den Quell der Rede und der Gedanken (die Hippokrene) schon manchem Mann in so reicher Fülle zu Theil werden lassen, daß sie ihm einen Tropfen daraus mit Ehren nicht versagen können. Nun angenommen auch, fügt der Dichter am Schlusse hinzu, das sei geschehen und ich meiner Bitte um die Gabe der Rede reichlich gewährt: ich sei im Stande, meine Worte allen Ohren süß zu machen und alle Herzen damit zu erquicken; angenommen, meine Rede schreite so rein und zierlich einher,

— daz si niwan ûfme klê
unde ûf liehten bluomen gê (125, 1. 2),

dennoch könne er sich nicht entschließen, seine Gedanken einem Gegenstande zuzuwenden, an dessen Preis sich schon so mancher

vergeblich bemüht habe. Der Nachdruck, den Konrad auf die süße Rede legt, die Gottfried in der That wie keinem zweiten Dichter des Mittelalters eigen war, und die Wiederholung des Bildes vom grünen Klee beweisen es auf's deutlichste, daß ihm bei seiner preisenden Erwähnung des Meisters gerade diese Stelle aus dem Tristan vorgeschwebt hat. Von geistlichen Liedern zum Lobe der Jungfrau Maria ist überall gar keine Rede.

Ich werfe noch einen Blick auf das von der Pariser Handschrift allein und ebenfalls unter Gottfrieds Namen überlieferte Lied von der Armut, das allem Anschein Herrn Watterich zum Ausgangspunkt seiner Hypothese gedient hat. Es ist bei dem geringen Umfang dieses Gedichtes selbstverständlich, daß es einer Untersuchung in Beziehung auf Reim und Metrik nicht so viel Stoff gewähren kann als der Lobgesang. Indessen reicht das Wenige, was es in dieser Beziehung darbietet, vollkommen hin, um zu zeigen, daß auch hier nicht an Gottfried zu denken ist. Nachdem ihm einmal der Lobgesang unterschoben war, gieng es in einem hin, noch ein zweites Lied geistlichen Inhalts mit seinem Namen zu schmücken. Zuerst fällt das Adjectivum geile 5, 7 auf, das bei allen höfischen Dichtern, auch bei Gottfried, geil lautet. Es scheint eine dem oben S. 125 besprochenen eine analoge mundartliche Form zu sein, die das mittelhochdeutsche Wörterbuch 1, 494 nur noch einmal, in einem Liede des tugendhaften Schreibers (Minnesinger Hagen 1,149[a]), nachzuweisen vermag. Ebenfalls mundartlich und im Mittelhochdeutschen unerhört (das mittelhochdeutsche Wörterbuch 1, 181 hat diesen einzigen Beleg) ist das zweimal 7, 4 und 11, 6 im Reime mit liuten : triuten erscheinende erbiuten (goth. biudan, althochdeutsch piotan) statt erbieten, wie es bei allen andern Dichtern sonst lautet. Auffallend ist ferner das Adjectivum unwende 13, 6. für unwendec, die bei Gottfried (38, 25 diu tœdec unde

unwendec sint 65, 36. dô ime diu vart unwendec wart) und sonst [Nibelungenlied Holtzm. 2154. Flore 1924. unwendic : stric : sic Krone 24071. unwendec : bendec j. Titurel 116, 3.], auch im althochdeutschen (vgl. Graff, althochdeutscher Sprachschatz 1, 763 unwendic) gebräuchliche Form; es scheint österreichisch: deist unwende Neidhart 28, 35 (s. Haupt zu 50, 10), Helbling 1, 547. Urstende 124, 2. [vergl. jetzt mittelhochd. Wörterbuch 3, 686. und 695.] Auf ein paar andere, minder bedeutende Reime will ich weiter kein Gewicht legen, in der Meinung, die besprochenen werden zum Beweise meiner obigen Behauptung genügen.

In einem Punkte bin ich indes Herrn Watterichs Ansicht, darin nämlich, daß ich in Übereinstimmung mit ihm die Verfasser beider Gedichte, des Lobgesangs sowohl als des Liedes von der Armut, für Klostergeistliche halte. Die langathmige Form der Strophen, die Unkunst im Versbau und Reim, das Hereinbrechen und Sichbreitmachen des Dialektischen, endlich der Inhalt selbst machen Dichter dieses Standes wahrscheinlich. Der Lobgesang zeigt große (auch Hrn. W. S. 36 und vor ihm schon v. d. Hagen Minnesinger 4, 99 aufgefallene) Ähnlichkeit mit einem Gedichte des Dominikanerbruders Eberhard von Sax (ebd. 1, 68 ff.) aus dem Rheinthal unweit Feldkirch, das aber viel reiner gereimt ist und leicht jenem (nicht umgekehrt, wie Herr Watterich meint) zum Vorbild gedient haben könnte. Der Lobgesang wird kaum weit über das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts zurückreichen. Etwas älter scheint das Lied von der Armut zu sein: daß es ein Mitglied des Franziskaner-Ordens zum Verfasser habe, läßt allerdings der Inhalt vermuthen. —

In der vorstehenden kleinen Untersuchung habe ich, auf dem nicht mühelosen, aber auch allein zum sichern Ziele führenden Wege den Beweis zu liefern mich bemüht, daß und warum Gott-

fried von Straßburg der Verfasser der beiden ihm beigelegten Gedichte nicht sein kann. Ich habe mir zu diesem Behufe nichts zurecht zu legen oder für meine Zwecke zu drehen und zu wenden nöthig gehabt, sondern an den Gegenstand der Untersuchung einfach den Maßstab der Prüfung und Vergleichung gelegt. Hoffentlich ist mir der überzeugende Beweis gelungen. Ob auch in den Augen desjenigen, der mich zur Ausführung der Arbeit veranlaßt hat, muß ich dahin gestellt sein lassen. Leider vertragen sich, zumal in sprachlichen Dingen, überströmende Begeisterung und nüchterne Forschung nur selten gut mit einander; diese strebt und trachtet nach festen Grundlagen, während jene in ihrem hohen Fluge leicht das Wesen preisgibt, um einem täuschenden Scheine nachzujagen. Unter der Berührung der Kritik ist das blendende Bild, das Hrn. Watterichs rege Phantasie mit lebhaften Farben vor unsern Blicken hingezaubert hat, in Nebel zerronnen und über dem Leben des großen Dichters waltet das frühere undurchdringliche Dunkel.

V.

Konrad Fleck.

1855.

Über Konrad Fleck und seine Lebenszeit.

(S. „Zur deutschen Litteraturgeschichte“ S. 29—36).

Oben S. 56 habe ich eine Stelle aus dem wälschen Gast mitgetheilt, worin Thomasin edlen Jungfrauen mehrere Heldinnen aus Gedichten zur Nachahmung empfiehlt. Unmittelbar darauf, V. 1041—1078, folgt eine Reihe männlicher Namen, Helden aus Gedichten, die sich die Jünglinge zum Vorbild nehmen sollen, nämlich Gawein, Elies, Erek, Iwein, Artus, König Karl, Alexander, Tristan, Segremors, Kalogreant, Parzival. Da der wälsche Gast eines der wenigen ältern Gedichte ist, dessen Entstehungszeit wir genau wissen — er ist nach des Verfassers eigener Angabe 28 Jahre nach der Wiedereroberung Jerusalems durch Saladin (2. Oct. 1187), also im Jahre 1215 oder 1216 gedichtet —, so werden diese beiden litterarischen Stellen für die Litteraturgeschichte der beiden ersten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts von erheblicher Wichtigkeit. Zu ihrer Erläuterung bringt der Herausgeber des wälschen Gastes S. 528 bis 532 zwar allerlei bei, ich finde aber nicht, daß gerade die hiebei in Betracht kommenden schwierigen Fragen, von denen er einige nur obenhin berührt, durch seine Untersuchung einer sicheren Entscheidung näher gebracht wären. Grund genug, der Sache erneute Aufmerksamkeit zu schenken.

Die meisten der von Thomasin genannten Namen gehören bekannten und erhaltenen Gedichten an, von denen wir auf anderen Wegen wissen, daß sie schon vor 1215 vorhanden waren, und diese bieten deshalb keine Schwierigkeiten; so Erek und Enite, Iwein, Tristan, Parzival; Gawein, Segremors, Kalogreant und Keie sind in fast allen Artusromanen stehende Figuren*). Zur Erklärung der Andromache, Penelope, Oenone und Lavinia wurde oben das Nöthige bemerkt. Die Geschichte Alexanders des Großen war in mehrfachen Bearbeitungen ebenfalls vor 1215 vorhanden, vom Pfaffen Lambrecht, Biterolf und Berchtold von Herbolzheim. Es bleiben uns somit bloß fünf Namen übrig, bei denen es zweifelhaft sein könnte, ob und welche deutsche Gedichte oder Bearbeitungen Thomasin dabei im Auge gehabt hat: Galjena, Blanscheflor, Sordamor, Elies und Karl.

Die Erstere und der Letztere gehören unstreitig zusammen und éinem Gedichte an. Galjena, die Tochter eines maurischen Königs Galastrie von Toledo, war der Sage nach die erste Gemahlin Karls des Großen und beide bilden die Hauptfiguren eines zwischen 1190—1210 am Niederrhein entstandenen Gedichtes von den Jugendabenteuern Karls in Spanien, von welchem Lachmann in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1836, 172 ff. Bruchstücke mitgetheilt hat. Es ist kein Zweifel, daß Thomasins Anspielungen gerade auf diese Bearbeitung des Romans zu beziehen sind. Daß in den Bruchstücken der Name

*) [Gawein und Segremors, vielleicht zusammen mit Kalogreant, waren jedoch Haupthelden eines besondern, leider nur in wenigen Bruchstücken noch erhaltenen Gedichtes (s. altd. Blätter 2, 152—155. Germania 5, 161—163). Dasselbe ist, wie die Reime lehren, in Mitteldeutschland entstanden (mur : vur; vrunden : stunden; urlobe : hobe = hove; trûwen : bûwen; swêre : lêre; vart : gekart) und die ausgebildete Form weist es in den Anfang des dreizehnten Jahrh.)

Galîe lautet, darf nicht stören; es ist das die deutsche Namensform, die auch in einer jüngern Bearbeitung derselben Sage, wovon Bruchstücke in Beneckes Beiträgen 2,611—618 und in Maßmanns Denkmälern 1,155—157 abgedruckt sind, erscheint*). Die französische, wohl auch die üblichere, war Galiena, Galiene (s. Histoire littéraire de la France, Band 22, 441. 442. 500), und dieser hat, wenn die Überlieferung der Handschriften richtig ist, Thomasin, der vielleicht aus dem Gedächtnisse citiert, sich bedient.

Unter der Blanscheflor hat Thomasin wohl kaum das bekannte Gedicht des Konrad Fleck gemeint, obwohl hiebei die geltende Ansicht über das Alter dieses Gedichtes kein Hindernis für mich wäre; denn wie der Enite Erek, der Galiena König Karl, der Sordamor Elies, also Figuren je des nämlichen Gedichtes einander gegenübergestellt werden, so müßte man unter den Männernamen nothwendig auch den des Flore erwarten. Er wird aber nicht genannt. Wir haben daher unter der Blanscheflor ohne allen Zweifel die in Gottfrieds Tristan vorkommende zu verstehen, die Gemahlin Riwalins und Tristans Mutter, dieses edele Vorbild treuer Liebe; und wie der Sordamor ihr Sohn Elies, so wird dem Tristan seine Mutter Blanscheflor entgegengesetzt, zugleich die einzige Frau des berühmten Gedichtes, welche anständiger Weise jungen Frauenzimmern zur Nachahmung empfohlen werden konnte. Rückerts gegen diese Annahme im Voraus erhobene Bedenken haben nichts zu bedeuten; denn zu dem Schlusse, Thomasin habe überall nur Hauptthelden und -Heldinnen von Gedichten nennen wollen, liegt um so weniger Grund vor,

*) [Das vollständige ältere wie das jüngere Gedicht, die zusammen mit noch andern karolingischen zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein Compilator in ein Werk von ungeheuern Umfang vereinigte, ist nun durch A. v. Keller herausgegeben unter dem Titel: „Karl Meinet" (d. i. Charles-Magne). Stuttg. 1858.]

als meines Wissens weder Andromache noch Sordamor je die Mittelpunkte besonderer Romane gebildet haben.

Nachdem Galjena und Karl sowie Blanscheflor in deutschen Gedichten, die ganz gewiss schon vor dem Jahr 1215 vorhanden waren, nachgewiesen sind, bleibt ein Gleiches nur noch für die beiden zu éiner Erzählung gehörigen Namen Sordamor und Clies zu thun übrig. Aber gerade hier hat sich bisher der Hauptstein des Anstoßes gezeigt. Daß der altfranzösische Dichter Chrestien de Troie, der durch seine zahlreichen Werke mit der altdeutschen epischen Litteratur in so vielfachem und merkwürdigem Zusammenhange steht, auch einen handschriftlich noch erhaltenen Roman Cliges oder Cliget verfaßt hat, ist bekannt; ebenso wissen wir aus dem Zeugnisse Rudolfs von Ems in seinem Alexander, daß der Verfasser von Flore und Blanscheflur, Konrad Fleck, unter demselben Titel eine Erzählung gedichtet habe, ohne allen Zweifel eine Bearbeitung des altfranzösischen Romans von Chrestien. Da jedoch nach der bisherigen Annahme Konrads dichterische Thätigkeit nach 1230 fällt, so ist es natürlich nicht wohl möglich, daß Thomasin im Jahre 1215 bei Erwähnung der beiden Namen Konrads Gedicht gemeint haben kann.

Außer der Fleckischen ist aber von einer andern, namentlich ältern poetischen Bearbeitung dieses Stoffes lediglich nichts bekannt. Man ist daher auf einen Ausweg verfallen und hat die Vermuthung ausgesprochen, Thomasin habe an jener Stelle kein deutsches Gedicht, sondern den Cliges des Chrestien im Auge gehabt. Diese Vermuthung ist so unwahrscheinlich wie möglich. Wenn, wie wir gesehen haben, sämmtliche von Thomasin genannte Namen bis auf die in Rede stehenden in Gedichten nachgewiesen werden können, die vor 1215 ganz bestimmt deutsch vorhanden waren, ist es denkbar, daß hier auf einmal eine Ausnahme gemacht worden sei, und daß Thomasin, der Wälsche, der in

deutscher Sprache und für Deutsche dichtete, seinen jungen Lesern ein französisches Gedicht, das einzige unter einer Reihe von deutschen, zur Lectüre empfohlen habe? Es ist dies um so mehr zu bezweifeln, als Thomasin an einer andern Stelle, die unmittelbar auf jene litterarische folgt und damit im Zusammenhang steht, Z. 1135—1137, denjenigen ausdrücklich dankt, die uns der âventiure vil in tiusche zungen hânt verkêrt. Um die vorhandenen Widersprüche zu lösen und die Hindernisse zu beseitigen, müßen wir uns deshalb nach andern und bessern Gründen umsehen, und kehren zu diesem Ende zu Konrad Fleck zurück.

Worauf stützt sich die Ansicht über das Alter dieses Dichters? Lediglich auf das Zeugnis des Rudolf von Ems, der ihn im Wilhelm und Alexander beidemal nach dem Freidank nennt. Da nach der geltenden Meinung Rudolf in den beiden Dichterverzeichnissen chronologische Aufzählung beabsichtigt und Freidank, wie wir aus der Bescheidenheit wissen, jedesfalls um 1230 in dichterischer Thätigkeit war, so folgt nothwendig daraus, daß Konrad Fleck in eben diese Zeit gesetzt werden muß. Der Flore selbst gibt hiefür keine Bestätigung. Alles was Sommer, der diesem Gegenstande die sorgsamste Aufmerksamkeit geschenkt hat, in dieser Beziehung aus dem Gedichte selbst herausfinden konnte, besteht darin, daß Flecks Stil Gottfrieds Tristan voraussetze (S. XXXIV). Dennoch war er des Glaubens, Konrad habe erst um 1230 gedichtet. Der Einzige, der in die Richtigkeit dieser Ansicht einigen Zweifel zu setzen scheint, ist W. Wackernagel; wenigstens drückt er sich höchst vorsichtig aus, indem er (Litt. Gesch. 177) bemerkt, Konrad habe den Flore später als Hartmann den Erek, und früher als Rudolf den Alexander gedichtet. Das ist nun freilich ein großer Spielraum, ein Spielraum von mindestens dreißig Jahren.

Für die über Konrad herrschende Ansicht gibt es also durchaus kein weiteres Zeugnis, als das des Rudolf von Ems. Ist dieses für sich allein hinreichend, das Alter eines Dichters auf einzelne Jahre hin zu bestimmen? Gewiss nicht. Zugegeben, Rudolf habe in seinen Verzeichnissen wirklich die Dichter nach der Zeitfolge aufzählen wollen, ist es wahrscheinlich, daß er, zu einer Zeit, wo die Verbreitung von Denkmälern der Litteratur durch Abschriften der Natur der Sache gemäß nur langsam vor sich gehen konnte und von hundert Zufälligkeiten abhieng (die beiden Gedichte Flecks gehören zu den wenig verbreiteten: das eine ist verloren, das andere nur in zwei späten Handschriften erhalten), immer und überall genau wußte, oder auch nur wissen konnte, in welchem Jahre oder zu welcher Zeit ein Gedicht entstanden und zuerst ausgegeben worden sei? Das wird Niemand behaupten wollen. Es hat mir schon früher geschienen und es scheint mir neuerdings im erhöhten Grade misslich, auf das einzige Zeugnis Rudolfs hin so bestimmte Zeitberechnungen anzustellen, wie man bisher und gerade auch in Bezug auf Konrad gethan hat. Auch W. Wackernagel rathet in dieser Beziehung zur Vorsicht (Litt. Gesch. 153); mit vollem Rechte. Man darf behaupten, daß den Zeugnissen Rudolfs ohne den Hinzutritt anderer bestätigender Momente für die Zeitbestimmung eines Dichters entweder gar kein Werth oder doch nur ein sehr bedingter zukomme.

Der von W. Grimm neuerdings versuchte Beweis, Freidanks Bescheidenheit sei schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet worden, ist, auch wenn er gelungen wäre, für unsere Frage schon deshalb von keiner Bedeutung, weil das Jahr 1230, gelte es nun für die Bescheidenheit oder für ein zweites verlorenes Gedicht Freidanks, nach wie vor in Kraft bleibt. Viel wichtiger ist für uns eine jüngst von Diemer gemachte Entdeckung

bezüglich des Konrad von Fußesbrunnen. Auf das einzige Zeugnis Rudolfs hin, der ihn im Wilhelm zwischen Freidank und Konrad Fleck nennt, hat man auch diesen Dichter nach 1230 gesetzt, obwohl schon das Alterthümliche in Reim, Ausdruck und Vortrag in der Kindheit Jesu mit einer so späten Zeit nicht recht vereinbar schien. Herrn Diemer ist es nun gelungen, den Konrad von Fußesbrunnen urkundlich nachzuweisen, gerade in jener Gegend, auf die ich in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 8,161 hingedeutet hatte, in Niederösterreich (Feuersbrunn bei Krems), und zwar in Urkunden aus den Jahren 1182—1186 (s. österreichische Blätter für Litteratur und Kunst. 1854. Nr. 10. S. 70). Wir haben also künftig den Konrad von Fußesbrunnen unter den Dichtern des zwölften oder doch aus dem ersten Jahrzehent des dreizehnten Jahrhunderts aufzuführen.

Hat sich Rudolfs Zeugnis oder vielmehr die Schlüsse, die man daraus zu ziehen sich gewöhnt hat, in diesem Falle als falsch gezeigt, so brauchen wir ihm auch in Beziehung auf den Konrad Fleck, den er unmittelbar nach dem von Fußesbrunnen nennt, keinen Glauben zu schenken, sobald nämlich Gründe hinzutreten, die für ein höheres Alter desselben sprechen. Solche Gründe sind vorhanden. Wie wir gesehen haben, hat Thomasin mit den beiden Namen Sordamor und Clies ein deutsches Gedicht gemeint; eine ältere, deutsche Bearbeitung dieses Romans als die Fleckische gibt es nicht; gegen das höhere Alter des Konrad sprechen weder innere noch äußere Beweise: es hindert uns also nichts, diesen Dichter in eine frühere Zeit zu setzen und zu behaupten, daß seine Bearbeitung des Clies schon vor dem Jahee 1215 gedichtet wurde und daß Thomasin dieses und kein anderes Gedicht gemeint hat.

Ja schon vor Thomasin wird auf das Gedicht angespielt: Wolfram nennt im Parzival zweimal die Sordamur und zwar

mit Nebenumständen, die er kaum seiner Quelle, dem Kiot, nachspricht, sondern die seine Bekanntschaft mit dem Gedichte des Konrad voraussetzen lassen. Im zwölften Buche 586, 27 heißt es:

frou Minne, ir teilt ouch iuwern vâr
Sûrdâmûr durch Alexandern?

und im vierzehnten Buche 712, 2—9 sagt Artus zu Itonje, seiner Nichte:

ôwê, liebiu niftel mîn,
daz dîn jugent sô hôher minne schîn
tuot, daz muoz dir werden sûr.
als tet dîn swester Sûrdâmûr
durch der Kriechen lampreire.

Wie wir aus dem altfranzösischen Roman des Chrestien de Troie*) erfahren, von welchem Ginguené in der Histoire littéraire de la France 15, 209—221 eine ausführliche Analyse gegeben hat, wurde Sordamur (d. i. sœur d'Amour), eine Schwester Gaweins und der Itonje und Nichte Königs Artus, die Gemahlin des jungen Griechenkönigs Alexander, der von seinem Vater auf seinen Wunsch nach England an Artus Hof geschickt worden war, um dort die Ritterschaft zu lernen: Umstände und Verhältnisse, die nur aus dem Gedichte, das von Clies, dem Sohne der Sordamur und Alexanders, seinen Namen führt, bekannt sein konnten. Nach Lachmann ist das fünfte Buch des Parzival bald nach 1203, das sechste nach dem Sommer 1204 (s. Wolfram S. 19), das dreizehnte (627 bis 678) dagegen spätestens 1211 (s. Walther zu 20,4) gedichtet, und das ganze vielleicht erst im Jahre 1215 (s. Wolfram S. 19) vollendet worden

*) [Alles dahin Einschlägige hat W. L. Holland in seiner verdienstlichen Monographie: „Chrestien von Troie", Tübingen 1854, S. 43—63 fleißig zusammengestellt.]

(der Willehalm, über dessen Vollendung er starb, erst zwischen 1215—1220, s. zu Walther 17,11). Die Entstehung des Clies von Konrad Fleck, oder wenigstens des Anfangs desselben, fällt also, da Wolfram die Sordamur zuerst im zwölften Buche erwähnt, noch vor 1211. Durch diese neugewonnene Bestimmung wird immer deutlicher, daß sich die eigentliche Blütezeit der mittelhochdeutschen Litteratur in wenige Jahrzehnte, die beiden ersten des dreizehnten Jahrhunderts, zusammendrängt.

Der Flore ist, wie er Z. 138. 7982 selbst sagt, Konrads erstes Werk. Den Clies hat er unvollendet hinterlassen, und Ulrich von Türheim, der Fortsetzer von Gottfrieds Tristan und Wolframs Willehalm, hat auch dieses Gedicht zu Ende gebracht. Diese von Lachmann (s. Sommers Flore S. 34) ausgesprochene Vermuthung scheint mir sehr annehmbar, und ich trage kein Bedenken, ihr beizupflichten. Jedesfalls ist sie viel natürlicher als die Annahme, es haben kurz nach einander zwei Dichter aus der gleichen Gegend einen und denselben Roman poetisch bearbeitet. Von des Türheimers Arbeit redet Rudolf von Ems im Wilhelm an zwei Orten; einmal an der bekannten litterarischen Stelle Z. 2256 ff. als von einem erst kürzlich vollendeten Gedicht:

— Der wîse Türheimære —
der hât Artûse einen man
von Kriechen niulîche
gesant in sîniu rîche
mit sô guoter sprüche kraft,
daz ich mich der meisterschaft
von der hôhen wîsheit,
die er an Clîes hât geleit,
niht gelîchen wil noch sol.

Das andere Mal etwas weiter zurück Z. 4384 ff.

— daz süeze wort minne
hât in frömede sinne
en manege wîs geteilet sich.
daz hât mîn friunt her Uolrich
von Türheim mit wîsheit
an Clîes wîslîche geseit.

Bestimmter auf eine Fortsetzung des Konradischen Werkes deutet Rudolf im Alexander, nachdem er von Konrads beiden Gedichten gesprochen, von Flore,

und wie der strengen Minne kraft
Clîesen twanc,

fügt er hinzu:

sîn hebete mîn friunt alsô lôn
an gefüeger sprüche dôn,
die sint gnuoc guot unde sleht.

Unter diesem friunt, wie Rudolf auch oben ihn nennt, versteht Sommer S. 34 den Ulrich von Türheim, eine ohne Zweifel ganz richtige Vermuthung, die ich aber zur Gewißheit erheben möchte, indem ich statt des Wortes alsô, worin bestimmt ein Fehler steckt, Uolrich lese: sîn hât ouch mîn friunt Uolrich lôn, d. h. darum (um das Gedicht von Clies) hat sich auch mein Freund Ulrich verdient gemacht, durch kunstvolle und gute Sprüche, womit er das Gedicht bereichert hat.

VI.

Freidank-Walther.

1855. 1856.

1.

Über Freidank.

(S. „Zur deutschen Litteraturgeschichte“, S. 37—87.)

Die Untersuchung über das Alter des Konrad Fleck und seiner beiden Gedichte hat mich, da nach den bisherigen Ansichten beide Zeitgenossen sind, auch auf den Freidank geführt und mir Veranlassung gegeben, die Bescheidenheit und namentlich die von W. Grimm über deren Verfasser aufgestellte Hypothese einer genauern und einläßlichern Prüfung zu unterwerfen, als sie derselben bis jetzt zu Theil geworden ist. Das Ergebnis werde ich auf den nächstfolgenden Seiten in aller Kürze darzulegen suchen.

Der gegen W. Grimms schon vor zwanzig Jahren ausgesprochene Behauptung, unter Freidank sei Walther von der Vogelweide verborgen und dieser sei Verfasser der Bescheidenheit, von allen Seiten laut gewordene Widerspruch hat ihn zu fortgesetzter Forschung angespornt, und das Resultat derselben liegt in einem am 15. März 1849 in der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrag „Über Freidank“ gedruckt vor uns. Mit erstaunlichem Fleiße hat der Verfasser alles auf die Streitfrage irgend Bezügliche und dieselbe Beleuchtende und Erläuternde gesammelt, und gewiss wird Niemand der Gelehrsamkeit, dem Scharfsinn und Geist, womit die zur Unterstützung seiner Hypothese dienlichen Beweise beigebracht, vorgetragen und

entwickelt werden, die gerechte Anerkennung versagen. Wenn dem ungeachtet und trotz dem Gewicht des mit vollem Recht hochgeachteten Namens die alten Zweifel nicht nur nicht verstummen, sondern vielmehr von Neuem und in verstärktem Maße wach werden, so muß es all den dafür vorgebrachten Gründen und Beweismitteln an der überzeugenden und siegreichen Kraft fehlen, womit eine Wahrheit früher oder später durchzudringen pflegt und sich die Anerkennung nöthigen Falls erzwingt. Von namhaften Gelehrten, deren Beistimmung von Bedeutung ist, weiß ich außer W. Wackernagel Niemand zu nennen. Nicht nur Gervinus, auch Lachmann konnte keinen Glauben fassen (s. Walther 3. Auflage S. 137) und mit aller Entschiedenheit hat sich J. Grimm (Gedichte des Mittelalters auf K. Friedrich I. S. 10) dagegen ausgesprochen. Aber alle haben nur vereinzelte Gegengründe, zum Theil ganz gelegentlich vorgebracht; eine der Hypothese und ihren Scheingründen Schritt für Schritt folgende Widerlegung hat noch Niemand versucht, und doch kann auf diesem Wege allein die Frage zur endlichen Entscheidung gebracht werden.

Das erste, was uns in Grimms Vortrag begegnet, besteht in der neuen Ansicht und deren versuchter Begründung, daß die beiden historischen Abschnitte über Rom und Akers, von denen der letztere bis dahin zum Hauptbeweis für das Alter der Bescheidenheit gedient hat, ursprünglich nicht zu der Spruchsammlung, sondern zu einem andern, nun verlornen historischen Gedichte Freidanks gehören und erst später der Bescheidenheit einverleibt worden seien. Diese Ansicht hat dadurch etwas Ansprechendes, weil die beiden Abschnitte in den meisten Handschriften fehlen, obwohl schwer einzusehen ist, wie dieselben, die ebenfalls aus nichts als aus lose aneinandergereihten Sprüchen und Sentenzen bestehen, je Theile einer Erzählung können gebildet haben.

Ist sie dennoch richtig, so fällt damit auch die bisherige Annahme, wonach die Bescheidenheit um 1229/30 gedichtet wäre, hinweg, und nichts hindert mehr, dem Gedichte ein höheres Alter beizulegen. Von der durch Beseitigung dieser Schranke für seine Untersuchung gewonnenen Freiheit macht nun W. Grimm den umfassendsten Gebrauch, und indem er aus dem zweiten Büchlein, dem Erek, Gregor und Iwein des Hartmann von Aue, aus dem Wigalois, aus den „Resten eines unbekannten Gedichtes", die wir oben als Bruchstück aus Bliggers Umbehang erkannt haben, aus dem Winsbeken und der Winsbekin, sowie dem wälschen Gaste eine Anzahl mehr oder weniger genau auch im Freidank enthaltener Sprüche und Sprichwörter zusammenstellt, und sich dabei auf eine schon früher (Bescheidenheit S. 117—120) ausgesprochene Behauptung beruft, daß wörtliche Übereinstimmung mit Freidank auf ein Abborgen aus seinem Gedichte mit Sicherheit schließen lasse, gelangt er zu dem überraschenden Schlusse, daß Freidank schon im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts in dichterischer Thätigkeit sich gezeigt habe, mit andern Worten, daß alle jene Sprüche aus der Bescheidenheit entlehnt und diese schon in so früher Zeit gedichtet worden sei. Streng genommen, kann man hinzufügen, muß sie, da der nach Lachmann (Iwein S. 486) schon vor 1197 gedichtete Erek wenigstens éinen fast wörtlich mit Freidank stimmenden Spruch — nicht Sprichwort — (Erek 431 = Freidank 40, 15) enthält, dem Hartmann schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts vorgelegen haben.

Also eine große Anzahl von den Dichtern aus der Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie, und darunter sehr bedeutende (bloß Wolfram und Gottfried waren von der Macht des eigenen Geistes zu sehr erfüllt, als daß sie von Andern etwas hätten annehmen sollen: Über Freidank S. 10), haben die Bescheidenheit

ausgebeutet und nur Freidank hat, durchaus selbständig in der Form, alles entweder unmittelbar aus dem Volksmunde oder aus seinem eigenen reichen Innern geschöpft! Heißt das nicht fast zu viel der Ehre häufen auf einen Einzigen und auf Unkosten Vieler? Unter den genannten Dichtern befindet sich nur Einer, dem man ein solches Plagiat zuzutrauen Grund haben könnte — Wirnt. Aber gerade der Wigalois — ein Gedicht von nahezu 12000 Zeilen — enthält nur einen einzigen mit Freidank stimmenden Spruch, was bei Wirnts Neigung andere zu benützen und seiner vorwiegend didaktischen Richtung doppelt zu verwundern ist. Übrigens kann zur Entschuldigung seiner Unselbständigkeit angeführt werden, daß er sein Vorbild, Hartmann von Aue, den er nachahmt und von dem er ganze Zeilen borgt, mit Namen nennt und ihm auf diese Weise gleichsam den Zoll seiner Bewunderung entrichtet. In ganz anderm Lichte müßen uns diejenigen erscheinen, die, wie W. Grimm nachweist, ganze Reihen von Sprüchen dem Freidank entnommen haben: denn Keiner thut ihm die Ehre an, ihn nur zu nennen, und erst nachdem er vielleicht schon todt war, um 1240, ist Einer, der ihn ebenfalls, wenn schon auf höchst mäßige und bescheidene Weise benützt hat, ehrlich und aufrichtig genug, seines Namens rühmend zu gedenken: Rudolf von Ems. Wenn man bedenkt, daß von dieser Zeit an fast kein Jahrzehent ohne irgend ein Zeugnis über Freidank und sein Spruchgedicht ist, so muß dies gänzliche Stillschweigen von 1200—1240, einer Zeit, die doch sonst der litterarischen Zeugnisse nicht wenige darbietet, im höchsten Grade auffallen, und es läßt uns, wenn die Behauptung W. Grimms richtig ist, den Charakter jener Männer, namentlich des Hartmann von Aue, auf dessen dichterische Kraft und Selbständigkeit wir bisher mit hoher Achtung zu blicken gelehrt wurden, von keiner vortheilhaften Seite kennen.

Wenn die Behauptung richtig ist. Es ist aber zu befürchten, daß sie es nicht ist. Die Abwesenheit jegliches Zeugnisses vor 1240 für Freidanks Namen ist auch ein Zeugnis, so sprechend, wie irgend eines. Offenbar hat W. Grimm zu viel beweisen wollen, darum beweist er nichts, oder vielmehr er beweist nur, was sich ohne vorgefaßte Meinung im Grunde von selbst verstände, daß nämlich Freidank seine Sprichwörter und Sprüche nicht allein dem Volksmunde oder lebendiger Überlieferung verdankt und daß auch die äußere Form nicht immer sein Eigenthum ist, sondern daß er sich, wie aus der Bibel und andern lateinischen Schriften (s. Bescheidenheit S. 73 ff.), so auch aus den Gedichten seiner Zeitgenossen und Vorgänger, deren Lectüre oder Bekanntschaft man bei ihm doch wohl wird voraussetzen dürfen, das für seine Sammlung ihm brauchbar Scheinende angeeignet und in genauerer oder freierer Fassung wörtlich wird aufgenommen haben. Dieser Ansicht ist, obwohl er neuerdings der Grimmischen Hypothese beistimmt, auch W. Wackernagel (Litt. Gesch. S. 280 und ebenda Anmerkung 44) und eine solche Möglichkeit hat W. Grimm selbst einmal angedeutet (Bescheidenheit S. 90), freilich nur um sie, weil nicht vereinbar mit seiner Behauptung, als undenkbar sogleich wieder zu verwerfen. Und dennoch ist dies in der That die einzig natürliche und ungezwungene Erklärung der von W. Grimm zu Gunsten seiner Hypothese gedeuteten Erscheinung. Oder gibt es etwas Natürlicheres, als daß ein Sammler von Sprichwörtern diese nimmt, wo er sie findet, aus dem Munde des Volkes oder aus Büchern?

Aber, behauptet Grimm, Freidank war gar kein Sammler. Sehen wir zu, auf welche Gründe sich diese Behauptung stützt. „Freidank hat nicht daran gedacht, Sprichwörter zu sammeln: das wäre eine dürftige Sammlung zu nennen, die bei der geringsten Sorgfalt leicht zehenfach (?) größer hätte ausfallen können:

beträgt doch, was ich bloß bei andern Dichtern jener Zeit (vor 1230?) gefunden habe und bei Freidank fehlt, leicht ebensoviel, als was in seinem Werke vorkommt" (Gött. gel. Anzeigen 1835 S. 411). In der That eine sonderbare Einwendung! Als ob Freidank wie ein Sammler von heute hätte zu Werke gehen und alles, was wie ein Spruch und Sprichwort aussah, um der Vollständigkeit willen auch aufnehmen müßen, gleichviel, ob es zu seinen Zwecken taugte oder nicht. Und dann, woher wissen wir, wie groß der Umfang von Freidanks litterarischen Kenntnissen war? In jener Zeit lagen die Bücher nicht Jedem so bereit, wie später und heute, und wir dürfen keck behaupten, daß, wie viel uns auch verloren sein mag, unsere jetzige Kenntnis der mittelhochdeutschen Gedichte bis 1230 an Umfang diejenige des größten Litteraturkenners jener Zeit, des Rudolf von Ems, weit übertrifft.

Einen weiteren Beweis dafür, daß Freidank kein Sammler war, findet Grimm darin, „daß seinem Werke ein Plan zu Grunde lag, zu dessen geistreicher Ausführung er die ihm bekannten Sprichwörter verwendet habe" (Gött. gel. Anz. 1835 S. 411). Ein Plan, ja, aber was für ein Plan! ein Plan, der sich in keiner einzigen Handschrift, auch der besten und ältesten nicht, nur einigermaßen consequent durchgeführt findet; ein Plan, der gestattet, daß ganze Reihen von Sprüchen an zwei und drei verschiedenen Stellen des Werkes ebensogut und mit dem selben Rechte stehen könnten und in einigen Handschriften auch wirklich stehen. In diesen ziemlich planlosen Plan haben schon einzelne Handschriften eine bessere Ordnung zu bringen gesucht; mit mehr Geschick hat das der Herausgeber gethan, ja man könnte sagen, daß er, dessen Anordnung sich von der aller Handschriften mehr oder weniger unterscheidet, den eigentlichen Plan in das Werk erst hineingelegt habe.

Nehmen wir an, es fiele heute Jemand ein, eine der neuern Sprichwörtersammlungen, die von Eiselein oder Simrock z. B.,

statt alphabetisch, wie sie zu größerer Bequemlichkeit der Leser und Sucher angelegt sind, nach gewissen Materien zu ordnen, so dürfte man mit Sicherheit darauf rechnen, ein Werk zu bekommen, das ungefähr ein eben so planmäßiges Ansehen haben würde, wie die Bescheidenheit, d. h. die bestimmten Rubriken würden aus einzelnen nur nothdürftig zusammenhängenden Sprüchen verwandten Inhalts bestehen und von einer Menge von Sprüchen würde der Ordner gar nicht recht wissen, wo er sie am passendsten unterbringen sollte. Setzen wir einen andern Fall, es käme ein dichterischer Kopf auf den Gedanken, die in einer solchen Sprichwörtersammlung enthaltene Volksweisheit in irgend einer poetischen Form zu einem lehrhaften Gedichte zu verarbeiten, also einen überlieferten Stoff gewissermaßen zu reproducieren, so kann man zehn gegen eins wetten, daß wir, wenn auch kein vortreffliches, doch immerhin ein Gedicht erhalten würden, das eine leitende Idee, logischen Zusammenhang und vor allem ein festes, der Zersplitterung in einzelne Theile widerstrebendes Gefüge zeigen würde. Eine ähnliche planmäßige Entwicklung und gedrungene äußere Form müßte nothwendig auch der Bescheidenheit eigen sein, wäre Freidank, statt ein bloßer Sammler und Bearbeiter überlieferter Sprüche, der vollkommen selbständige Dichter, der die volksmäßige „Überlieferung als freies Eigenthum betrachtet und dem empfangenen Gedanken das Siegel des eigenen Geistes aufgedrückt hat“ (Gött. gel. Anz. 1835 S. 403). Also auch der zu Gunsten Freidanks gedeutete angebliche Plan, der sich auf die allereinfachste, ja dürftigste Anordnung des Stoffes beschränkt, ist nicht geeignet, der Bescheidenheit den Charakter eines Sammelwerkes zu benehmen.

Es kommen aber noch andere Punkte hinzu, die der Ansicht, daß die Bescheidenheit nur ein Sammelwerk ist, erhöhte Wahrscheinlichkeit geben. Zwischen Sprichwort und Spruch ist be-

kanntlich wohl zu unterscheiden. Nun besteht die Bescheidenheit nur zum Theil aus Sprichwörtern, d. i. alter, seit Jahrhunderten mündlich fortgepflanzter Volksweisheit; sie enthält daneben eine große Menge von Sprüchen, Reflexionen und Sentenzen, wie sie einzeln jeder dichterisch begabte oder auch nur eigener Ideen fähige Kopf selbst machen und erfinden kann, die aber in solcher Fülle kaum das Eigenthum eines Einzigen, und wäre er noch so gedankenreich, sein können. Und gerade solcher Sprüche sind es viele, die dem Freidank mit andern ältern Dichtern gemein sind. Anzunehmen, diese Sprüche seien von allen diesen der Bescheidenheit entlehnt, das hieße ihnen doch ein merkwürdiges Armutszeugnis ausstellen, während andererseits die Aufnahme derselben in eine Spruchsammlung, die mit Absicht angelegt wurde, im Grunde gar nichts Auffallendes hat.

Ich gehe noch weiter, indem ich behaupte, daß, wie wenig wörtliche Übereinstimmung mit Freidank in Sprüchen älterer Dichter (vor 1230) auf ein Abborgen aus seinem Gedichte einen Schluß gestattet, umgekehrt bei gleichen Gedanken in der Verschiedenheit des Ausdrucks kein Beweis für Freidanks Selbständigkeit liegt, indem es hiebei zunächst auf die Form ankommt, in welcher ihm in Büchern die Sprüche und Sprichwörter dargeboten wurden. Konnte er Sprüche wie folgende:

1. er bedarf unmuoze wol
swer zwein herren dienen sol: Hartmann, 2. Büchl. 193. 94.
= swer zwein herren dienen sol
der bedarf gelückes wol: Freidank 50, 6. 7.

2. des wîp dâ sint gehœnet,
des well wir sîn gekrœnet: ebd. 701. 702.
= die man vil manegez krœnet,
des wîp sint gehœnet: Freidank 102, 18. 19.

3. swen dise edeln armen
niht wolden erbarmen: Erek 431.
= man sol sich gerne erbarmen
über die edeln armen: Freidank 40, 15. 16.
4. wir haben daz von sîme gebote:
swer umbe den andern bite,
dâ lœse er sich selber mite: Gregor 3400.
= merket, swer für den andern bite,
sich selben lœset er dâ mite: Freidank 39, 18. 19.
5. er (got) nidert hôchgemüete
und hœhet alle güete: Wigalois 197, 7. 8.
= got hœhet alle güete
und nidert hôchgemüete: Freidank 2, 5. 6.
6. mir ist ouch für wâr geseit,
daz lîhte friunde sich bewiget
swer alle zît niugerne pfliget: Bligger 122—24.
= des friundes schiere sich verwiget
der niuwer friunde pfliget: Freidank 97, 26. 27.
7. wir wîp kunnen manegen list,
der iu mannen unkunt ist: Eraclius 3139. 40.
= die wîsen kunnen manegen list,
der vremede tumben liuten ist: Freidank 79, 11. 12.

— konnte er diese Sprüche mit leichten Änderungen oder ganz unverändert aufnehmen, so war er bei andern, die er entweder in Liedern fand, oder in epischen Gedichten, aber in zwei Verspaare verschlungen und daher reimlos, durchaus zu Änderungen der Form und des Ausdrucks genöthigt.

z. B. in ist liep, daz man sie stæteclîche bite
unt tuot in doch sô wol, daz sie versagent: Reinmar der alte, M. S. 1, 69ª.

= verzîhen ist der wîbe site,
doch ist in liep, daz man sie bite: Freidank 100, 24. 25.
ich wæn von bœsme vazze
gât vil selten guot gesmac: Eraclius 1118. 19.
= ûz iegelîchem vazze gât
daz ez innerthalben hât: Freidank 111, 2. 3.
machest dû daz ende guot,
sô hâst du'z allez wol getân: Dietmar v. Eist, MS. 1, 39 a.
= ich enschilte niht swaz ieman tuot,
machet er daz ende guot: Freidank 63, 20. 21.

Die zuerst einander entgegengestellten Sprüche sind abgesehen davon, daß sie zeigen, wie leicht sie aus epischen Gedichten in eine Spruchsammlung übergehen konnten, auch in anderer Beziehung lehrreich: sie zeigen, daß in den Gedichten, in welche sie aus Freidanks Werk aufgenommen sein sollen, fast überall der originellere, bezeichnendere Ausdruck steht, z. B. 1. unmuoze statt gelückes, 6. niugerne statt niuwer friunde, ja die Fassung in Nr. 7 ist bei Freidank geradezu platt. Recht augenscheinlich zeigt sich aber die ungeschickte Entlehnung in Nr. 4: Gott hat uns verheißen, sagt Hartmann, daß, wer für den Andern bitte, sich selbst damit erlöse, und hier ist die Construction des Satzes vollkommen richtig und angemessen. Anders bei Freidank: da sollte statt des Conjunctivs bite nothwendig der Indicativ bitet stehen, wie es 60, 23 ganz richtig heißt: merket, swer sich selbe lobet; dann wäre aber der Reim gestört, daher die Hinzufügung des Flickwortes merket, das aber nur ein dürftiger Behelf ist und den Satz um nichts besser macht; ferner tritt bei Freidank an die Stelle des alterthümlicheren umbe der moderne Ausdruck für. Kann es zweifelhaft sein, wer hier vom Andern geborgt hat?

Anders verhält es sich mit den Sprüchen, die Freidank mit dem Winsbeken gemein hat: da der letztere in Strophen abgefaßt ist, so konnte ein Umschreiben in kurze epische Verse nicht ohne manigfache Änderung geschehen, aber das Abborgen ist darum nicht weniger deutlich zu erkennen. Das höhere Alter des Winsbeken wurde schon früher ziemlich allgemein angenommen und mit richtigem Gefühl hat ihn Gervinus dem Thomasin und Freidank voran an die Spitze der didaktischen Dichter gestellt. Neuere Untersuchungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß er zwar später als das erste Buch des Parzival, auf welches er Strophe 18, 5—8. anspielt (das fünfte Buch ist nach 1203 gedichtet: Lachmanns Wolfram S. XIX.), aber vor Wirnts Wigalois oder doch gleichzeitig mit diesem (um 1210/11) entstanden ist.

In der Ausgabe der Bescheidenheit (1834), also zu einer Zeit, wo ihre Entstehung nach 1228 für unzweifelhaft galt, theilte W. Grimm die mit dem Freidank übereinstimmenden Sprüche des Winsbeken zwar mit, aber nicht S. XC—CV, wo eigentlich, wenn Jeder unabhängig vom Andern, ihre Stelle war, sondern in den Anmerkungen zu den betreffenden Versen, und ohne die geringste Aeußerung, ob und welcher von Beiden den Andern ausgeschrieben habe. Seit die fatale Schranke, das Jahr 1229 oder 1230, hinweg geräumt ist, fallen auch alle früher etwa bestandenen Rücksichten und die elf mehr oder weniger genau übereinstimmenden Sprüche des Winsbeken und der Bescheidenheit werden nun (Über Freidank S. 11. 12.) zusammengestellt zum Beweise, daß, wenn ein Entlehnen des ersteren aus letzterem nicht gerade gewiss, doch sehr wahrscheinlich sei.

Den Winsbeken hat man bis jetzt allgemein für ein vortreffliches Gedicht gehalten. Sein Werth müßte aber in unsern Augen beträchtlich sinken, wenn in den 80 Strophen oder 800 Zeilen, aus welchen dasselbe besteht, die Entlehnung von mindestens

elf Sprüchen oder doppelt so vielen Zeilen nachgewiesen werden könnte; hat man doch dem Wirnt die Aufnahme von etwa gleichviel Versen aus Hartmanns Gedichten in seinem Wigalois, der an Umfang das Zwölffache des Winsbeken beträgt, zu großem Vorwurfe gemacht. Und wer bürgt uns dafür, daß dann das Übrige sein Eigenthum und er nicht noch andere Stellen anderswoher zusammengelesen habe? Damit hat es aber keine Noth. Der ganze Vortrag zeigt so viel Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit, des Vaters weise Lehren an seinen Sohn sind von solcher vom Herzen kommenden und zum Herzen dringenden Innigkeit, die Form so in sich abgerundet und vollendet, und alles so schön zu einem schönen Ganzen vereinigt, daß das Gedicht, weit entfernt eine Zusammenstoppelung fremder Gedanken zu sein, wirklich eine Zierde unserer Litteratur bildet und die Werke des Thomasin und Freidank weit übertrifft. Vergleicht man die gleichen Sprüche beim Winsbeken und Freidank, so wird man finden, daß sich erstere überall durch natürlicheren Ausdruck und edlere Form empfehlen und dadurch als die ursprüngliche Fassung zu erkennen geben. Z. B. daz wort mac niht hin wider in und ist doch schiere für den munt Winsb. 25, 7. = mit witze sprechen, daz ist sin: daz wort entkumt niht wider in Freidank 80, 12. muotes alze gæher man vil trægen esel rîten sol Winsb. 33, 8. = swem gâch ist zallen zîten, der sol den esel rîten Freidank 116, 25 u. s. w. Wenn hier Einer geborgt hat, so ist es sicherlich nicht der Winsbeke.

Ich glaube noch andere Entlehnungen Freidanks nachweisen zu können.

Bei einem neulichen Besuche in Heidelberg nahm ich auf dortiger Bibliothek unter anderm auch von der mir schon von frühern Jahren her wohlbekannten Handschrift der Bescheidenheit, der ältesten und besten, die wir davon besitzen, von neuem Einsicht,

und fand, weil mich Form und Inhalt anzog und der Abdruck in von der Hagens Minnesingern mir nicht gerade erinnerlich war, Anlaß, von den auf Blatt 17ᵇ — 19ᵇ dieser Handschrift stehenden Versen, die von derselben Hand, wie die Bescheidenheit geschrieben sind, genaue Abschrift zu nehmen. Über diese Verse, die zu der Bescheidenheit in einem auf alle Fälle merkwürdigen Verhältnisse stehen, bemerkt W. Grimm in der Vorrede zu Freidank S. IX Folgendes: „In der Heidelberger Handschrift A folgt unmittelbar auf Freidank Bl. 17ᵇ ein Gedicht, das bis Bl. 19ᵇ in doppelten Spalten fortlauft; eine Art Cento mit etwa 50 Versen aus dem Freidank, wovon eine Probe in der Anmerkung zu 66, 11. 12. mitgetheilt ist. Der Text von A liegt aber dabei nicht zum Grunde, denn es finden sich andere Lesarten (vgl. 80, 2) und einiges in A Fehlende (vgl. 43, 10—13)."

Auffallend ist hier vor allem der Ausdruck „Gedicht", indem man 32 zusammenhanglosen und in verschiedenen Tönen verfaßten Strophen doch wohl einen viel bezeichnenderen Namen beilegen könnte. Ich glaube, so wenig diese Strophen ein Gedicht sind, ebensowenig sind sie ein Cento oder auch nur eine „Art Cento". Es wäre das erste und, so viel mir bekannt, einzige Beispiel dieser Dichtungsart im deutschen Mittelalter. Die Homero- und Virgilio-Centonen, die dem Deutschen wohl zum Vorbild gedient haben müßten, sind bekanntlich Erzeugnisse später Zeit, wo der Quell lebendiger und selbständiger Poesie längst versiegt und der Geschmack in Überkünstelung und Unnatur ausgeartet war. Unser deutscher Cento, zu welcher Zeit wäre der wohl entstanden? Gar zu spät wird man ihn nicht setzen dürfen, denn die Handschrift, die ihn uns aufbewahrt hat, gehört mit ihrer schönen zierlichen Schrift jedesfalls, auch nach W. Grimms Meinung, noch in's dreizehnte Jahrhundert, und zwar, wenn ich anders Handschriften und deren Alter zu beurtheilen im Stande

bin, nicht gerade in das letzte Ende. Aber selbst so weit sie herabzurücken, erlaubt der Bau der meisten Strophen nicht: von den metrischen Spielereien und künstlichen Reimverschlingungen, die in der Lyrik schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts überhand zu nehmen begannen, haben diese Strophen (mit Ausnahme von Nr. 23, die sicherlich jüngern Ursprungs ist) nichts; vielmehr zeigen sie im Versmaß und Ausdruck eine Einfachheit, die ich schon um 1240—50 nicht mehr für möglich halte. Unter allen Umständen müßte demnach unser Cento von ziemlich hohem Alter sein.

Ist es nun glaublich, daß um 1210—40 etwa, wie ich einen Augenblick annehmen will, also zu einer Zeit, wo die Sangeslust in Deutschland in höchster Blüte war und selbst mäßig begabten Dichtern zierliche und reizende Lieder gelangen, Jemand auf den Gedanken verfallen sei, aus einer Anzahl zerstreuter Sprüche des Freidank und meinetwegen noch aus andern didaktischen Gedichten (denn mit Freidank stimmen die Sprüche nur zum kleinern Theil) eine Reihe von Liederstrophen in verschiedenen Tönen zusammenzustoppeln und auf diese Weise seine Zeit und Kraft, die zu Besserem ausgereicht hätte, zu vergeuden?

Die griechischen und lateinischen Centonen pflegen das Versmaß der Gedichte beizubehalten, die ihnen zu der Spielerei Gedanken und Worte leihen müßen. So leicht hat sich der Verfasser des deutschen Cento das Geschäft nicht gemacht; er hat sich im Gegentheil nicht geringe Mühe gegeben, die Freidankischen Sprüche in ganz neuer Gestalt zu reproducieren. Dazu gehörte immerhin ein gewisses Talent, denn es wird sicher Niemand läugnen, daß es ungleich schwieriger ist, den Inhalt epischer Reimpaare in gefällige, wohlgebaute Strophen umzugießen, als umgekehrt Sprüche aus der Liedform in einfache kurze Verse zu verändern. Alles erwogen ist es schon aus rein äußerlichen

Gründen höchst unwahrscheinlich, daß ein aus Freidank zusammengelesener Cento, oder auch nur eine „Art Cento", hier vorliege.

Der erste Eindruck, den diese Strophen beim Lesen in der Handschrift und beim Abschreiben auf mich machten, war der einer lebhaften Erinnerung an Spervogel, mit dessen Sprüchen sie in Inhalt und Form die auffallendste Ähnlichkeit zeigen. Im Inhalt: es sind eben solche kurze, oft auch innerhalb der Strophe nur lose zusammenhängende Sprüche, Sprichwörter, Reflexionen und Sentenzen, wie beim Spervogel, der nur Sprüche, epische Bilder, Fabeln und Priameln, keine Liebeslieder gedichtet hat. In der Form: der Strophenbau und der Vortrag trägt genau das strenge, einfache, ja fast dürftige Gepräge, das die Spervogel'schen Strophen von denen aller übrigen Liederdichter scharf und bestimmt unterscheidet.

Als ich später die Spruchgedichte Spervogels zur Hand nahm, bemerkte ich zu meiner Überraschung, daß nicht nur eine Anzahl Strophen unseres „Cento" (Nr. 16—22) in éinem seiner Töne (Minnesänger Hagen 2, 375 Nr. III) gedichtet ist, sondern daß sogar eine derselben und zum Theil noch eine zweite von mehreren Handschriften dem Spervogel zugeschrieben werden und unter seinem Namen laufen, was weder W. Grimm noch von der Hagen bemerkt, oder wenn bemerkt, doch nicht gesagt haben. Es sind die Strophen 17 und 21 (= Minnesänger Hagen 2, 375 Nr. III, 3. und ebendaselbst S. 377 Nr. VIII). Erstere steht zwar in der Weingartner Handschrift unter Reinmar und in der Pariser ein Mal unter Spervogel, das andere Mal unter Dietmar von Eist, also immer unter Namen von Dichtern, die dem zwölften Jahrhundert angehören; von Reinmar und Dietmar kann aber die Strophe schon deshalb nicht herrühren, weil keiner von beiden je in diesem Tone gesungen hat. Die alte Heidelberger und die Pariser Handschrift legen,

was ich nicht verschweigen will, die Strophen dieses Tones dem jungen Spervogel bei; doch auch dieser gehört, obwohl das Verhältnis des jungen zum alten noch gar nicht erörtert, noch auch das Eigenthum beider ausgeschieden ist, ebenfalls noch dem zwölften Jahrhundert an, und gerade mit seinen Tönen haben unsere Strophen die meiste Ähnlichkeit.

Kurz, statt eines „Cento", einer aus Freidank entstandenen Blumenlese haben wir hier eine Anzahl vordem unbekannter Strophen des Spervogels (denn auch von den übrigen wird man ihm das Meiste zuschreiben dürfen), und wie sonst noch Freidanks Sprüche mit denen dieses Sängers sich vielfach berühren, so hat er ihn auch hier ausgeschrieben.

Obwohl diese Strophen, Grimms Ansicht bestätigend, unter der Aufschrift „Freidank in Liedern" in v. d. Hagens Minnesängern 3, 468ᵃ ff. mitgetheilt sind, so kann ich doch einen erneuten Abdruck derselben nicht umgehen, da ich sie als Beweisstück für meine Behauptung brauche, und weil es überdies erwünscht sein muß, zu erfahren, welche Sprüche diese Strophen mit Freidank gemein haben. Diese Angabe hat nämlich, mit ein paar Ausnahmen, W. Grimm unterlassen und v. d. Hagen nicht nachgeholt. Zu diesem Ende füge ich die Parallelstellen unter jeder Strophe bei, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß mir die Auffindung aller gelungen ist. Doch verzeichne ich gegen 80 Zeilen, während W. Grimm nur von etwa 50 Versen spricht, die aus dem Freidank darin vorkommen sollen. Zur weiteren Rechtfertigung des Wiederabdruckes kann ich noch bemerken, daß er mir nicht nur zur Berichtigung mehrerer Lesefehler und Versehen v. d. Hagens, sondern auch zu einigen Textverbesserungen erwünschte Gelegenheit gibt.

Ich kann es mir nicht versagen, ein paar Stellen hier besonders hervorzuheben, die das Verhältnis, in welchem diese

Strophen zum Freidank stehen, klar zu machen geeignet sind. Zuerst die schon oben berührte, dem Spervogel beigelegte und auch von W. Grimm unter diesem Namen mehrmals (Bescheidenheit zu 116, 21. 22. und ebendaselbst S. XCII) angeführte Strophe Nr. 17. Ich bemerke, daß wie diese so auch andere Strophen dieses Dichters nicht immer nur éine logisch entwickelte Idee enthalten, sondern öfter aus mehreren neben einander gestellten Sprüchen bestehen, von denen der kräftigere und bezeichnendere ans Ende gesetzt und dadurch und durch die Verlängerung der Schlußzeilen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben wird.

Ich gebe die Strophe hier in einer Bearbeitung nach den fünf verschiedenen Handschriften.

Swer des biderben swache pfliget,
dâ bî des bœsen wol,
der hât sie beide verlorn.
Gewalt den witzen an gesiget;
ein sinnic herze sol
vil schône tragen den zorn:
Des jâres kumt vil lîhte ein tac,
daz er sîn heil volbringen mac:
unrehter gæhe nieman wonet, ern müeze ir dicke engelten,
guoter gebite noch nie gebrast mit schœnen zühten selten.

Von diesen Zeilen findet sich bei Freidank 80, 2 die vierte wörtlich, und 116, 21. 22 die neunte und zehnte mit einiger durch das Versmaß gebotenen Änderung, nämlich

unrehtiu gæhe schaden tuot,
reht gebite diu ist guot.

Freidank brauchte guot zum Reime auf tuot, darum mußte er ändern und guot gebite mit reht gebite vertauschen. Bei ihm begreift sich die Änderung vollkommen, der Verfasser der Strophe dagegen hätte, wenn er den Spruch entlehnt, die bei Freidank gefundene Fassung ohne Anstand beibehalten können. An die Stelle des Ursprünglichen und Ausdrucksvollen setzt Freidank eine matte, farblose Nachbildung.

Ferner die Strophe Nr. 32.

Vil stîge hin zer helle gât,
der aller möhte werden rât,
wan daz ich vürhte drîe breite strâze.
Derst einiu swer durch grôzen zorn
verzwîvelt, der ist gar verlorn,
daz kumt von starken sünden âne mâze.
Diu ander ist swer missetuot
und er sich dannoch dunket guot.
diu dritte ist swer sündet ûf gedingen
und trœstet sich unstæter jugent, dem mac wol misselingen.

D. h., viele Pfade führen zur Hölle, die alle leicht vermieden werden könnten; aber drei breite Straßen sind vor allem zu fürchten. Die eine: wenn man in Folge schwerer Sünden verzweifelt (sich selbst ums Leben bringt); die zweite: wenn man trotz seiner Übelthaten sich dennoch tugendhaft dünkt; die dritte: wenn man auf die Hoffnung (der Vergebung und späterer Bekehrung) sündigt und sich seiner unbeständigen Jugend tröstet, denn da mag es leicht fehlschlagen.

Hier fügt sich alles leicht und ungezwungen zu einander, und Sinn und Ausdruck ist vollkommen deutlich und klar. Anders bei Freidank, wo der Inhalt der Strophe auseinandergerissen und dadurch unklar und verworren wird. Zuerst 66, 5—12:

zer helle drî strâze gânt,
die z'allen zîten offen stânt.
derst einiu swer verzwîvelôt,
des sêle ist êweclîche tôt.
diu ander ist swer übele tuot
und er sich dannoch dunket guot.
diu dritte ist breit und sô gebert,
daz si diu werlt gemeine vert.

Die dritte Straße wird hier nicht, wie man erwarten sollte, näher beschrieben; es sei deshalb nicht nöthig, meint Grimm, „weil sich von selbst versteht, daß sie von denen betreten wird, die Sündigen mit dem Bewußtsein ihrer Sünden." Ob das Jedermann so selbstverständlich vorkommen wird, weiß ich nicht: ich für mein Theil bekenne offen, daß ich es ungesagt nicht errathen würde.

Der hier vermißte Inhalt der beiden letzten Strophenzeilen findet sich indes bei Freidank auch, aber an einer ganz andern Stelle 38, 17—22:

diu werlt sündet allermeist
ûf trôst, der selten wirt geleist,
daz si sich bekêren welle:
der trôst ziuht zer helle.
swer sündt ûf den gedingen,
dem mac wol misselingen.

Der in der Strophe schön ausgedrückte Gedanke erscheint hier sichtlich abgeschwächt und breit getreten, und noch dazu sind die Verse, obgleich sie schon in der ältesten Handschrift stehen, spottschlecht. Auch hier frage ich, wer hat entlehnt: der Verfasser der Strophe oder Freidank? die Antwort scheint mir nicht schwer.

Hier muß ich noch das Verhältnis berühren, in welchem Freidank und Rudolf zu einander stehen. Der Wilhelm und Alexander sind jünger als die Bescheidenheit und erst nach 1230 entstanden, das ist eine ausgemachte Sache. Eben so gewiß ist, daß Rudolf in ersteres Gedicht ein paar Sprüche des Freidank aufgenommen hat, einmal sogar mit Nennung des Namens. Rudolf hat aber schon viel früher zu dichten begonnen. Die Entstehung des Barlaam fällt zwischen 1220—1230, die des Gerhard, den er auf Bitten des in Urkunden 1209—1221 erscheinenden Rudolf von Steinach gedichtet hat, in die Jahre 1210—1220, und die trügelichen Mähren, deren er im Barlaam 5, 13 gedenkt, müßen daher jedesfalls in das erste Jahrzehent des dreizehnten Jahrhunderts fallen. Somit ist es sehr wohl denkbar, daß, wie Rudolf in seinen spätern Werken den Freidank, so umgekehrt dieser bei Abfassung der Bescheidenheit, um 1230, Rudolfs ältere Gedichte gekannt und benützt hätte.

Natürlich hält W. Grimm dies für ganz unmöglich: nach seiner Ansicht sind die paar Sprüche, die der gute Gerhard (der Barlaam zeigt nichts der Art) mit der Bescheidenheit gemein hat, aus dieser entlehnt, und dieser Umstand ist ihm ein weiterer, willkommener Beweis für das höhere Alter der Bescheidenheit.

Der erste dieser Sprüche lautet:

die wîsen jehent, swer sich lobe
sunder volge, daz er tobe: Gerh. 37, 38.
= merket, swer sich selben lobet
âne volge, daz er tobet: Freidank 60, 23.

Die Übereinstimmung beider ist augenscheinlich; doch könnte hier das Zusammentreffen ein zufälliges sein, wie ich denn glaube, daß das auch bei dem einen und einzigen gemeinsamen Spruch des Wigalois und der Bescheidenheit der Fall ist: beide Sprich-

wörter sind in dieser Form überlieferte. Rudolf verdankt das seine, wie er sagt, dem Volksmunde: die wîsen jehent (ähnliche Fassungen desselben im Parzival und den Fragmenten verzeichnet W. Grimm in der Vorrede zur Bescheidenheit S. 94); eben daher könnte auch Freidank es haben, obschon mir das armselige Flickwort: merket, dem wir schon oben begegnet sind, höchst verdächtig scheint.

Ein zweiter Spruch, den Grimm bei beiden nachweist: dâ tûsent jâr sint ein tac Gerhard 6741 = ein tac sî dâ tûsent jâr Freidank 4, 7., ist von gar keinem Gewicht und beweist nichts, weder für noch gegen Grimms Behauptung, denn es ist ein schon in frühester Zeit allbekannter biblischer Spruch, der kaum anders zu übersetzen ist: quia unus dies apud dominum sicut mille anni, et mille anni sicut dies unus (2. Brief Petri 3, 8.) und quoniam mille anni ante oculos tuos tanquam dies hesterna, quæ præteriit (Psalm 90, 4.)

Von größerer Bedeutung ist der dritte und letzte Spruch:

des nam er ein urkünde dort
an der schrift der wârheit,
diu von dem almuosen seit:
swer ez mit guotem muote gît,
daz ez lesche z'aller zît
die sünde alsam daz wazzer tuot
daz fiur: Gerhard 152—158.
= wazzer lescht fiur unde gluot,
almuosen rehte daz selbe tuot:
daz leschet sünde z'aller zît
dâ man'z mit guotem willen gît: Freidank 39, 6—9.

Der Zusatz swer ez mit guotem willen (muote) gît und z'aller zît, den beide haben, beweist nach Grimms Ansicht die Abhängigkeit der Auffassung. Ich widerspreche nicht; es frägt sich nur,

welcher von beiden der Abhängige ist. Über die Quelle dieses Spruches erfahren wir von Freidank keine Silbe; nach Rudolf ist er der Bibel (der schrift der wârheit) entnommen, und wirklich steht er im Ecclesiasticus (Jesus Sirach) 3, 33: ignem ardentem extinguit aqua et eleemosyna resistit peccatis. Woher weiß es Rudolf? von Freidank nicht, denn der sagt davon kein Wort. Wer ist hier der Entlehner? sicherlich nicht Rudolf. Er hat vielmehr den Spruch selbst der Bibel entnommen und ihn in Verse gebracht, und von ihm hat Freidank ihn entlehnt. Das ist auch hier augenscheinlich, und das ist in Beziehung auf den guten Gerhard das richtige Verhältnis.

Aus Vorstehendem geht deutlich hervor, daß Freidank, weit entfernt der schöpferische Geist zu sein, wozu ihn W. Grimm stempeln möchte, im Grunde wenig mehr ist als ein Sammler, ein Sammler, Ordner und Überarbeiter von Sprüchen und Sprichwörtern, die vor ihm zum Theil schon in gebundener deutscher Rede vorhanden waren. Genau betrachtet ist er selbst ehrlich genug, sich nur als solchen zu bezeichnen. Wäre er ein selbständiger Dichter, der den roh überlieferten Stoff in selbsteigene Form gebracht und ihm „das Siegel seines eigenen Geistes aufgedrückt" hat, so hätte er mit vollem Rechte von sich sagen dürfen, er habe die Bescheidenheit „gedichtet". Er sagt aber 1, 3. bloß: mich hât berihtet Vrîdanc, und zwar an einer Stelle, wo kein Reim ihm Fesseln angelegt hätte. berihten heißt aber nicht dichten und ebensowenig einen Stoff poetisch gestalten, wie das Wort an dieser Stelle der Grimm'schen Hypothese zu Gefallen schon erklärt wurde; der Sinn ist vielmehr: in Stand setzen, in die Richt bringen, ordnen. Zwar sagt Rudolf von Ems im Wilhelm von Orlens daz mære berihten im Sinne von erzählen, dichten; doch gebraucht er das Wort gerade dort,

wo er den Freidank nennt, und der Ausdruck ist nichts als eine Erinnerung aus der ihm wohlbekannten Bescheidenheit*), mit deren Eingangsversen er auch seinen Wilhelm anfängt. Sonst bedeutet ûz latîne (Lambrechts Alexander 15), in tiusche berihten (Gregor 1. Barlaam 5, 16. 403, 1. 2.) auch aus dem Lateinischen oder ins Deutsche übertragen, übersetzen; aber nirgends dichten, dichterisch gestalten.

Ist es mir im Bisherigen gelungen, ich will nicht einmal sagen zu beweisen, sondern nur im höchsten Grade wahrscheinlich zu machen, daß die Bescheidenheit, statt für die deutschen Gedichte vor 1230 Quelle zu sein, vielmehr theilweise aus diesen geflossen und daß Freidank nicht viel mehr als ein Sammler, Ordner und Überarbeiter ist, so fällt auch auf sein Verhältnis zu Walther ein grelles Licht: dann kann auch Freidank nicht Walther sein; im Gegentheil, nichts hindert uns dann mehr, auch hier ein Borgen aus Walthers Liedern, nur in viel höherem Maße als bei den Übrigen anzunehmen und die von W. Grimm in Idee, Gesinnung, Wort und Ausdruck nachgewiesene Übereinstimmung ebendaher zu leiten. Freidank hat Walther nicht etwa nachgeahmt, wie ein Schüler seinen Meister nachahmt, nein, er hat ihn förmlich ausgeschrieben und ausgebeutet. Das ist das wahre Verhältnis, in welchem beide zu einander stehen, und wer es unbefangen betrachten will, muß, ohne alle anderen Beweise, gerade aus Grimms Zusammenstellung dessen, was beide mit einander gemein haben, diese Überzeugung gewinnen.

*) Beiläufig, wann erscheint das Compositum bescheidenheit zuerst? Im Althochdeutschen mangelt es noch gänzlich. Der erste, bei dem ich es nachweisen kann, ist Gottfried von Straßburg: Tristan 78, 21. 116, 9. 17. Die Grammatik 2, 497. 498. gewährt dafür keine Beispiele. [Frühere Belege bringt auch das inzwischen erschienene mhd. Wörterb. 2², 102 nicht.]

Wie würde man über einen in der Gegenwart lebenden Dichter urtheilen, der in zwei verschiedenen Werken von mäßigem Umfang, in einem Bändchen lyrischer Gedichte z. B. und in einem didaktischen Gedichte dieselben Sprüche, dieselben Gedanken, Gleichnisse, Redensarten und Ausdrücke wiederholte und so gleichsam zu verschiedenen Zwecken sich selbst ausschriebe? Man würde ihn, wie vortrefflich sonst seine beiden Werke einzeln wären (wenn das im angenommenen Falle überhaupt möglich), dennoch einen mittelmäßigen, ideenarmen Kopf nennen, und mit Recht. Was in derlei Dingen heute wahr ist, das muß für alle Zeiten dieselbe Geltung haben. Gewiß war Walther ein viel zu reicher Geist, als daß man ihm ein solches Umprägen seiner eigenen Gedanken in zweierlei Form und ein solches Wiederholen derselben Ausdrücke u. s. w. zutrauen dürfte. Je mehr daher die Parallelstellen zwischen beiden gehäuft werden können, um so unwahrscheinlicher wird es, daß Walther Freidank sei. Hier heißt es nicht, je mehr desto besser, sondern je mehr desto schlimmer, desto schlimmer nämlich für die Hypothese von Freidank-Walther.

Bei genauerer Betrachtung hat Freidank sich sogar in der Bescheidenheit selbst ausgeschrieben. Zum Beweise, daß die Abschnitte über Rom und Akers S. 148—164, die nach seiner Ansicht einem verlornen historischen Gedichte angehören, ebenfalls von Freidank seien, gibt W. Grimm (Über Freidank S. 7. 8.) ein Verzeichnis von 34 eigenthümlichen Wörtern und Redensarten, die sich auch in der Bescheidenheit ein-, zwei- und dreimal wiederfinden. Also in etwa 400 Zeilen 34 Wiederholungen derselben Worte und Ausdrücke. Läßt sich dergleichen bei Walther auch nur voraussetzen, geschweige denn nachweisen?

„Aber“, sagt W. Grimm, der sich ähnliche Einwürfe selbst gemacht hat, „wenn ein solches Abborgen wirklich stattgefunden hätte, welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblößter Geist

müßte Freidank dann gewesen sein?" (Über Freidank S. 36). Wenn dies künftig das Urtheil über ihn sein wird, so kann ich es nicht hindern, obwohl es mich zu hart dünkt.

Daß der Einklang in den sittlichen und politischen Ansichten zwischen Walther und Freidank kein so durchaus vollkommener ist, wurde gegen W. Grimm schon mehrfach geltend gemacht (z. B. von Lachmann, Walther 2. Aufl. S. 137). Ein näheres Eingehen auf diesen Punkt ist deshalb hier um so weniger nöthig, als sich diese Übereinstimmung, selbst wenn sie viel größer wäre als es der Fall ist, schon aus der Art und Weise, wie Freidank den Walther benützt hat, und durch den gewaltigen Eindruck hinlänglich erklären ließe, den Walthers Lieder wie auf die ganze damalige Welt so auch auf ihn gemacht haben.

Auch die sprachlichen Ähnlichkeiten sind nicht so groß, wie W. Grimm zu beweisen sich bemüht; namentlich hinsichtlich der Metrik und des Reimes nicht. Denn obwohl in der Einleitung zur Bescheidenheit S. 127 und Über Freidank S. 47 behauptet wird, daß bei Freidank kein Reim sich zeige, der nicht auch bei Walther zuläßig wäre, so ergeben sich doch gerade hier so gewaltige Verschiedenheiten, daß sich das Gegentheil von Grimms Behauptung nicht bloß wahrscheinlich machen, sondern beweisen läßt.

Bei der Über Freidank S. 40. 41 gegebenen Zusammenstellung der Kürzungen, welche beide sich erlauben, vergißt W. Grimm eines, aber das Wichtigste anzugeben, nämlich: welche Kürzungen im Reime und welche bloß innerhalb des Verses vorkommen. Zwischen diesen beiden Arten von Kürzungen besteht bekanntlich ein mächtiger Unterschied: letztere beweisen wenig, erstere alles. Aber selbst den unzählichen Kürzungen des Präs. und Part. Prät. bei Freidank innerhalb des Verses weiß Grimm aus Walther bloß 4, sage vier Fälle, entgegen zu stellen: weint,

kêrt, lêrt, sticht, obschon diese gar nicht zu einem Beweise taugen, indem solche Kürzungen (nur das mehr oder weniger zeugt von Kunst oder Unkunst), mit Ausnahme etwa des Konrad von Würzburg, bei allen Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nachzuweisen sind*).

Ganz anders verhält es sich mit den Kürzungen im Reim, diesem für Heimat, Alter und Sprachgebrauch eines Dichters wichtigsten aller Beweismittel. Nun begegnen wir bei Freidank folgenden merkwürdigen Reimen: beriht: niht, geriht: niht, ungeriht: niht für berihtet, gerihtet, ungerihtet; viht: iht für vihtet, brist: ist für bristet, und einem noch viel auffallendern, aber von Grimm S. 41 nicht verzeichneten: meist: geleist 38, 17 für geleistet. Ein weiterer höchst lehrreicher Reim ist vât:

---

*) Es wird sich wohl später einmal die Gelegenheit ergeben, darzuthun, daß dem mittelhochdeutschen Vers eine viel freiere Bewegung eigen ist, als man ihm selbstgemachten Regeln zu lieb zugestehen will, und daß die „rafinierte Feinheit" in den Versen des Iwein, wovon Oskar Schade (Weimarisches Jahrbuch 1, 56) spricht, wohl in der Lachmannischen Ausgabe, nicht aber in den Handschriften zu finden ist.

[Obige vier Kürzungen Walthers fallen übrigens, neuern Forschungen zufolge, weg. weint kommt in einem Liede vor, Lachmann 36, 9—37, 23, worin dieser selbst „Walthers Sprache und Ton nicht erkennt" und das jetzt allgemein Walthern abgesprochen wird. — Das Lied Lachm. 85, 34—86, 38 ist von Wackernagel-Rieger mit Recht dem Leutolt von Seven zugewiesen (s. deren Ausgabe 266), wo aber die Kürzung lêrt nicht mehr erscheint, sondern der Vers nun lautet: lêret mich, wiech die behüete. — sticht Lachm. 54, 3. ist gleichfalls entfernt, auf Grund der Heidelberger Handschrift, wo der Vers lautet: daz stichet noch als ez dô stach = Wack.-Rieger S. 225, 18., in m. Ausg. Nr. 17, 48. — kêrt endlich (Lachm. 29, 14., m. Ausg. Nr. 146, 10) steht an einer auch sonst verdächtigen, offenbar verderbten Stelle.]

gât 73, 17. vervât: rât 78, 13. Vân, vât für vâhen, vâhet ist eine vorzugsweise mitteldeutsche Form, sie zeigt sich zum Beispiel auch im Grafen Rudolf K^b 20, bei Jeroschin S. LXVIII, im Passional und bei Andern; ausnahmsweise auch bei Gottfried im Lobgesang 73, 5 [der nun aber, wie oben S. 111 ff. dargethan ist, ihm nicht gehört.] Weitere Beispiele wird der zweite Theil meiner Beiträge bringen. Bei Freidank erscheinen beide Reime in demselben Abschnitte nah beisammen: er hat die betreffenden Sprüche einem mitteldeutschen Gedichte entnommen. [Die Stellen in Flecks Flore beweisen nichts dagegen, denn alle drei sind, einmal in Übereinstimmung mit den Handschriften, zu emendieren: lies 146 alsus wil ich'z vâhen an = BH. 1891 und daz bezzer vâhen an. 5584 nû sehent wie wir'z gevâhen an. Daß die Reime dadurch zu ungenauen werden, stört nicht, da Konrad auch sonst a mit â bindet: nieman: verstân.) Der alterthümliche Reim auf ôt steht bei Freidank zweimal: verzwîvelôt 66, 7. gemarterôt 175, 9. Die bessern Dichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts haben sich dieses Reimes, weil unhöfisch, fast alle enthalten; nur Reinmar und Neidhart gebrauchen ihn je einmal, vorausgesetzt, daß die Lieder, die ihn bieten, diesen beiden wirklich angehören. Übrigens werden die Reime auf ôt auch später noch gebraucht, aber immer nur von unhöfischen Dichtern.

Von allen den genannten oder auch nur ähnlichen Reimen zeigt sich bei Walther keine Spur, weder beriht, viht (im Gegentheil, er reimt berihtet: vernihtet 107, 17. 21. vihtet: verpflihtet 20, 26. 27. in klingendem Reime), noch brist, geleist, vât (Walthers Lieder — etwa 4000 Zeilen — enthalten das Wort vâhen, auch in voller ungekürzter Form, kein einziges Mal!), noch verzwîvelôt: recht zum entscheidenden Beweise, daß er mit Freidank nichts gemein hat, mit andern Worten, daß er die

Bescheidenheit unmöglich gedichtet haben kann. Wenn dessen ungeachtet zu behaupten fortgefahren wird, solche Reime seien, obschon seine Lieder nichts auch nur Ähnliches zeigen, bei Walther dennoch zuläßig, so ist das eben nichts weiter als eine Behauptung, eine Behauptung, die aller Begründung entbehrt und der man darum ebenso wenig Glauben zu schenken braucht, als der öfter wiederholten Ausflucht: Walther habe sich in dem Spruchgedichte Freiheiten gestattet, die in seinen Liedern nicht erlaubt gewesen wären. Ich bin im Gegentheil der Meinung, daß ein Dichter, der in einer so strengen Schule aufgewachsen ist, wie Walther, und dessen Lieder in Versbau und Reim von so untadelhafter Schönheit sind, dieselbe Strenge und Correctheit überall zeigen würde, im gesungenen Liede nicht mehr als in einem erzählenden oder Spruchgedichte, — hätte er ein solches je verfaßt.

Daß es trotz aller angeblichen Übereinstimmung mit Walther auch um Freidanks Versbau nicht eben glänzend bestellt ist, hat W. Grimm sich selbst nicht verhehlt. Er sagt (Über Freid. S. 38) in dieser Beziehung: „Ich bin bei der Herausgabe von Freidanks Werk der Ansicht gefolgt, daß man, weil er nicht wenige Sprüche aus volksmäßiger Überlieferung aufgenommen habe, eine strenge Beachtung der metrischen Gesetze nicht suchen dürfte, und glaubte ihn entschuldigt, wenn man schweren Auftact, nachläßige Behandlung der Senkungen und andere Verstöße gegen die kunstgerechte Form wahrnahm. Von diesem Vorurtheil bin ich zurückgekommen: ich glaube vielmehr, daß er den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachsteht, und hoffe, daß eine neue Bearbeitung des Textes davon überzeugen wird. Auch hierin tritt die Übereinstimmung mit Walther hervor, so weit sie bei der Verschiedenheit der Dichtungsart möglich ist“.

Was hier in Bezug auf Freidanks Nichtachtung der metrischen Gesetze gesagt wird, ist ohne Zweifel vollkommen richtig. Gewiss wird Niemand, der etwas von der Sache versteht, in der ersten Ausgabe seine Verse wohlgebaut oder wohlklingend finden: es ist unmöglich, eine Seite zu lesen, ohne sein Ohr durch Verse beleidigt zu fühlen, die entweder an Silbenüberfüllung leiden, oder, was im Grunde auf eines herauskommt, an Kürzungen, die alles erlaubte Maß überschreiten. Zur Begründung dieses Urtheils könnte ich eine reiche Sammlung von Beispielen, die ich mir zu meiner Belehrung angelegt habe, mittheilen; ich unterlasse es aber im Hinblick auf die in Aussicht gestellte neue Ausgabe der Bescheidenheit, die all diese metrischen Unebenheiten heilen wird. Auf die Ausführung, auf die Art und Weise, wie man aus schlechten Versen gute macht, darf man wohl begierig sein. An dem wirklichen Gelingen zweifle ich aber keinen Augenblick, hat man in dieser Beziehung doch schon das Mögliche geleistet, und Gedichten, deren Versbau nicht weniger verwildert war, mit Hülfe gewisser, aus einer winzig kleinen Anzahl von Dichtern abstrahierter Regeln und Gesetze zu so regelrechten Versen verholfen, daß ihre Verfasser, könnten sie es sehen, über ihre Kunst, von der sie bei ihrem Leben wohl kaum eine Ahnung gehabt, höchlich erstaunen würden. Also wie gesagt, ich zweifle nicht im Geringsten, daß in der verheißenen neuen Ausgabe Freidanks Verse in besserer Gestalt erscheinen werden; aber das bezweifle ich, daß sie trotz aller Kunst eine größere oder überhaupt eine Übereinstimmung mit Walther zeigen werden. Ich behaupte vielmehr und werde es nöthigenfalls beweisen, daß Freidankische Verse für Walther eine Unmöglichkeit sind, trotz einer künstlichen Verbesserung des Versbaues, die jedesfalls nur im Widerspruch mit der Überlieferung, d. i. der Handschriften, und mit Gewalt und auf Kosten der Treue hergestellt werden kann.

Die augenfällige Verschiedenheit der Lieder Walthers und der Bescheidenheit ist gegen die Grimm'sche Hypothese schon mehrfach geltend gemacht worden, und Grimm meint selbst (Über Freid. S. 34), „dies sei der einzige Einwand, der Gewicht habe". Ich lege im Gegentheil in der Reihe meiner Widerlegungen gerade auf diesen Punkt das wenigste Gewicht, und berühre ihn nur, um nichts zu übergehen. Aber der Einwand ist vollkommen begründet, und er gewinnt durch die neuesten Aufstellungen, die das Alter der Bescheidenheit in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts rücken, doppelte Kraft. Wenn Grimm (Über Freid. S. 34) fragend ausruft: „ob Goethe, der Liederdichter, nicht auch die Weissagungen des Bakis habe schreiben dürfen?" so vergißt er, daß Goethe auch den westöstlichen Divan geschrieben hat, das einzige seiner größern Werke, das hier zu einem Vergleich herbeigezogen werden kann; und daß Goethe, als er dieser, „seinem Alter, seiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht zusagenden Dichtart" sich zuwandte, im 64. Lebensjahre stand, also schon ein betagter Mann war, während Walther die Bescheidenheit zu einer Zeit verfaßt haben soll, als er in vollster Jugendkraft gerade seine schönsten, feurigsten Lieder sang. Das Lehrgedicht setzt immer eine Summe von Erfahrungen und Erlebnissen voraus und eignet sich darum nur für das reifere Mannesalter; in der Jugend dichtet dergleichen Keiner, zum mindesten kein Walther. Also auch hier nichts als Verwicklungen und Widersprüche ohne Ende.

Noch ist eine Frage näherer Betrachtung werth, die man bis dahin nur ganz obenhin berührt hat, die mir aber von erheblicher Wichtigkeit zu sein scheint: die Frage nach den Gründen, welche Walthern vermocht haben könnten, die Bescheidenheit unter erdichtetem Namen auszugeben. „Die Kühnheit der Sprache", sagt W. Grimm (Bescheidenheit S. 128.), „konnte ihm wohl ein Grund sein, sich zu verbergen". Das ist Alles, was

man zur Erklärung der auffallenden Erscheinung erfährt. Die Kühnheit der Sprache! Damit sind doch wohl hauptsächlich die freimüthigen Äußerungen gegen die Mächtigen der Erde gemeint. Nun ist aber der 31. Abschnitt von den Königen und Fürsten, der überdies nichts stärkeres enthält, als andere gleichzeitige und spätere Gedichte sich nennender Verfasser auch, mild und gelinde gegen die Abschnitte 45 und 46, in welchen gegen Rom, den Pabst und die Priesterschaft die heftigsten Vorwürfe und Beschuldigungen geschleudert werden. Läßt sich daraus ein Verbergen unter fremden Namen genügend erklären? Kaum. Denn die Lieder Walthers enthalten gegen den Zerfall des Rechts in Deutschland, gegen die Meisterlosigkeit der Fürsten und hohen Herren, gegen Rom, den Pabst und die gesammte Geistlichkeit Beschuldigungen und Angriffe, die an schonungsloser Heftigkeit, bitterem Spott und einschneidender Schärfe denen Freidanks (was Grimm zu Gunsten seiner Hypothese oft genug hervorhebt) um nichts nachstehen. Und zu diesen Liedern hat sich Walther offen bekannt, und diese Lieder hat er unter seinem Namen ausgehen lassen. Wenn er das eine Mal den Muth hatte, mit offenem Visir wie ein Mann für seine Rede einzustehen, sollte ihm dieser Muth das andere Mal gefehlt haben? Ein solch feiges Sichverstecken ihm zuzumuthen, das hieße klein denken von einem Dichter, dessen Charakter und männliche Gesinnung und unerschrockenen Muth, womit er gegenüber dem weltlichen wie geistlichen Regiment seine Überzeugung ausgesprochen hat, wir aus seinen Liedern zu bewundern gelehrt werden.

Nicht genug an dieser einen Verheimlichung seines Namens, Walther soll sich — ein wahrer Proteus — nach einer neueren Vermuthung W. Grimms (Über Freidank S. 6. 7) unter einem zweiten Namen verborgen haben. Vermöge einer ziemlich kühnen Conjectur sucht er nämlich wahrscheinlich zu machen, daß die

offenbar verderbte Stelle im Wilhelm von Orlens*), wo als Verfasser einer Erzählung von dem Leben und Tode Friedrichs I. von Staufen ein sonst ganz unbekannter Dichter von Absalône

*) J. Grimms Conjecturen und Vorschläge für Verbesserung dieser Stelle (Gedichte des Mittelalters auf K. Friedrich I. S. 5 ff.) sind bekannt. Sie haben sich keines Beifalls zu erfreuen gehabt. Nicht weniger gewagt und unwahrscheinlich scheint mir die Emendation von W. Grimm. Akers ist die bei den ältern deutschen Dichtern übliche Form für Accon (Ptolomais) und Freidank selbst gebraucht in der Bescheidenheit nur diese. Hätte er sich in dem verlornen erzählenden Gedichte je nach dieser Stadt genannt, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er sich des Namens Akers und keiner andern Form würde bedient haben. Hiezu kommt, daß sich diese Emendation graphisch nur schwer erklären läßt. Wie sollten die Schreiber aller Handschriften, selbst der ältesten, die noch aus dem dreizehnten Jahrhundert ist, dazu kommen, Absalône für Akône oder Akarône zu lesen? In der Zeile oder von Absalône steckt ein Fehler, das ist gewiß, da der Satz nothwendig einen Ortsnamen verlangt und es einen Ort Absalon weder gibt noch je gegeben hat. Die genannten Verbesserungsvorschläge scheinen mir aber theils zu gewaltsam, theils zu künstlich und ich versuche daher folgende Änderung. Ich bin nämlich ebenfalls der Ansicht, daß Rudolf ein Gedicht Freidanks nennen wollte, und lese:

wolde iuch meister Frîdanc
getihtet hân, sô wæret ir
baz für komen danne an mir,
sô der von Ascalône:
hæt' er iuch alsô schône
berihtet als diu mære,
wie der edele Stoufære
der keiser Friderich verdarp
und lebende hôhez lop erwarp.

Nach dieser Lesung heißt die Stelle: hätte euch Meister Freidank dichten mögen, so wäret ihr besser gefahren als mit mir, wie der (gleich dem) von Ascalon, hätte er euch eben so anmuthig erzählt

genannt wird, in der von Akône oder Akerône herzustellen sei, und daß Rudolf damit den Freidank, beziehungsweise Walther, habe bezeichnen wollen, der „schon der heftigen Äußerungen wegen,

als das Märe von dem Leben und Tod Kaiser Friedrichs. Die Veränderung von Ascalône, von welchem die Schreiber nichts mehr wußten, in Absalône ist die einzige, die sich graphisch rechtfertigen läßt, und auch sonst wird man zugeben, daß meine Herstellung in Bezug sowohl auf den Satzbau, als auf den Sinn eine ungezwungene und ungesuchte ist. Daß das verlorne Gedicht ein rein historisches gewesen sei, ist deshalb unwahrscheinlich, weil Rudolf an jener Stelle nur Aventüren aufzählen will, das heißt Geschichten von Liebes-Leid und -Lust. Das minnigliche Element wird darum nicht ganz darin gefehlt haben und nur dessen Träger ein anderer gewesen sein, als der eigentliche Held des Gedichtes, Friedrich selbst. Diese Rolle möchte ich dem von Ascalon zuschreiben, unter welchem ich König Balduin III. von Jerusalem (1142—1162) verstehe, den Eroberer von Ascalon, dem nach dieser Stadt wohl der Beiname ertheilt werden konnte. Über diesen äußert sich der Verfasser des Gedichtes über die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen (herausg. durch v. d. Hagen. Leipzig 1854) Z. 301—316 also:

Nû was der edele Fulkô
dem rîche vor giwesen sô,
des woldens im ein êre tûn:
die fursten Baldewîn sînen sun
crônten unde kurn an in.
gewîhet zu kunige wart er in.
ein unheilsame pîne
und ein hagel der Sarrazîne,
die wîle er lebte, sô was der.
kurzlîchen doch starp er.
in clagte starc die cristenheit.
mit êren zu grabe er wart geleit
in einen tûrlîchen sark,
dar an sînes namen mark
man vant geschriben unde las,
wie er an tugenden blûnde was.

die er sich erlaubt, seinen Namen werde geheim gehalten haben"; die schon oben erwähnten Abschnitte über Rom und Akers seien nichts Anderes als Theile dieses verlornen Gedichtes und erst später der Bescheidenheit einverleibt worden.

Auf diese neue Vermuthung ist einfach Folgendes zu erwidern. Wäre Freidank in der That mit Walther identisch, so trug er ja statt seines wirklichen schon einen angenommenen Namen: wozu dann die doppelte Maske? Sie wäre um so unnöthiger und unbegreiflicher, als sich auch nicht die geringste Spur findet, daß einer seiner Zeitgenossen oder der vielen Andern, Dichter, Schreiber und Gelehrte, die sich im Laufe von sechs Jahrhunderten mit der Bescheidenheit beschäftigt, je ein Geheimnis durchschaut habe, dessen Enthüllung erst dem Jahre 1834 vorbehalten geblieben ist. Und dann: gehören die genannten historischen Abschnitte nicht ursprünglich zur Bescheidenheit, so hatte, weil dadurch dem Gedichte all das für seinen Verfasser etwa Gefährliche entzogen ist, Walther zweimal keinen Grund, seinen Namen als Verfasser der Bescheidenheit zu verheimlichen. Man sieht, in welches Labyrinth von Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen man sich verwickelt, wenn solche Untersuchungen, den sichern Boden des strengen Beweises verlassend, ins Gebiet der bloßen Vermuthungen und Spitzfindigkeiten sich verirren.

Wer ist nun aber Freidank, wenn er nicht Walther ist? Diese Frage müßen uns die alten Zeugnisse beantworten; W. Grimm hat sie fast alle verworfen, sie müßen daher wieder zu Ehren gebracht werden.

Nach dieser Schilderung war die Persönlichkeit Balduins der Art, daß sich Freidank wohl hätte veranlaßt finden können, dem jungen Helden in seinem Gedichte ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Übrigens gebe ich meine Verbesserung ausdrücklich nur als eine Vermuthung, und verlange von Niemand, daß er ihr Glauben schenke.

Vorerst ein Wort über den Namen. Ob Freidank ein mit dem Spruchgedichte in Verbindung stehender und daraus abgeleiteter, erfundener Name oder ob er ein wirklicher Geschlechtsname ist, das läßt sich mit voller Sicherheit nicht entscheiden. Für Letzteres könnte das Zeugnis eines österreichischen Dichters aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts — Seifrieds Helbeling — sprechen, der ihn Bernhard Freidank nennt. Dieses Zeugnis ist aber zu jung, als daß ich ihm unbedingten Glauben schenken möchte. Gewiß ist nur, daß Freidank im vierzehnten Jahrhundert als Geschlechtsname vorkommt, was aber für frühere Zeit und für unsere Frage nichts beweist.

Freidank war bürgerlichen Standes, das ist außer allem Zweifel. Der Erste, der ihn nennt, und zugleich der Einzige, der, weil er noch zu seinen Lebzeiten dichtete, etwas Zuverlässiges wissen konnte — Rudolf von Ems — nennt seinen Namen dreimal: einmal ohne Zusatz, die beiden andern Male mit der Bezeichnung meister, und zwar an Stellen, wo er jedem der von ihm genannten Dichter genau nach seinem Stande den Titel her oder meister zutheilt. Die spätern, die ihn nennen und seinem Namen abwechselnd bald her oder meister vorsetzen, gehören alle in das Ende des dreizehnten oder in das vierzehnte und spätere Jahrhunderte, und waren nicht in der Lage, mehr über ihn zu wissen, als wir heutzutage auch. Ihr Zeugnis hat daher lediglich keinen Werth. Meister nennt ihn Rudolf, wie er auch den Gottfried von Straßburg meister nennt und wie später Konrad von Würzburg (beide sind bürgerlichen Geschlechtes) genannt wird. Dem Bürgerstande gehörte somit auch Freidank an. Das hat Gervinus mit richtigem Gefühl schon vor zwanzig Jahren aus innern Gründen, aus dem Charakter und der Tendenz der Bescheidenheit gefolgert.

Ferner war Freidank ein Fahrender und führte ein Wanderleben, wie andere Dichter seiner Zeit mehr, sowohl bürgerliche als ritterliche. Auch hierin hatte Gervinus in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Litteraturgeschichte, die leider in den folgenden nicht wiederholt wurde, richtig vermuthet. W. Grimm bezweifelte es (Gött. gel. Anz. 1835. S. 409), aber schon wenige Jahre später brachte die Colmarer Chronik die sichere Bestätigung; sie nennt ihn, ohne nähere Zeitangabe, zugleich mit Konrad von Würzburg und dem Primas (Archipoeta) Frydanckus vagus fecit rithmos theutonicos gratiosos (Böhmer Fontes 1, 36., Zeitschrift für deutsches Alterthum 4,573). Dieses Zeugnis, das vorher noch zwei andere Dichter aus der Nähe nennt, einen Bruder Hugo Ripelin von Straßburg und Bruder Heinrich, Prior des Predigerordens zu Basel, läßt vermuthen, daß Freidank, wenn nicht gerade im Elsaß gebürtig, sich doch längere Zeit dort aufgehalten habe. An den Höfen der Fürsten und hohen Herren, zu denen, wie wir wissen, der Zudrang von ritterlichen Sängern oft groß war, durften im dreizehnten Jahrhundert die bürgerlichen Dichter kaum auf besondere Beachtung rechnen; sie wandten sich deshalb dahin, wo sie der Gleichartigkeit des Standes und der Gesinnung wegen eher einer freundlichen Aufnahme gewiss sein konnten, zu den damals mächtig aufblühenden Städten, die der Dichtkunst ihre Pflege zuzuwenden anfiengen, als bei dem mehr und mehr verarmenden und in Rohheit versinkenden Adel die Milde und die Freude am Gesange zu verschwinden begann.

So kam der bürgerliche Meister Konrad auf seinen Wanderungen von Würzburg, seinem Geburtsorte*), nach Basel und

*) W. Wackernagels Behauptung, daß K. von Würzburg aus Basel gebürtig sei, hat Prof. J. Denzinger im Archiv des hist. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 12, 61—81 mit ein-

fand dort durch die Gunst mehrerer reichen Bürger eine heimische Stätte und allem Anscheine nach eine behagliche Existenz. Er starb am 31. August 1287 und liegt in der Maria Magdalenacapelle neben seiner Frau und zwei Töchtern begraben. Weiter weg von seinem muthmaßlichen Geburtsort führte sein Wanderleben den Freidank: nach Treviso, das gerade damals in der Blüte seines Reichthums und seiner Macht stand. Seiner witzigen und scharfsinnigen Sprüche wegen beriefen ihn Kaufleute dahin, ohne Zweifel deutsche Kaufleute, denn Deutschland stand zu jener Zeit mit Venedig und andern Städten Oberitaliens im lebhaftesten Handelsverkehr und hatte daselbst zahlreiche Commanditen. Zu Treviso starb Freidank und ward in der Hauptkirche begraben. Zum Andenken ward sein Bildnis an die Mauer der Kirche gemalt und folgende deutsche Inschrift dazu gesetzt:

Hie lît Frîdanc
gar ân' allen sînen danc,
der ie sprach und nie sanc.

Diese Nachrichten verdanken wir einem handschriftlich zu München vorhandenen lateinischen Werke des Nürnberger Bürgers Hartmann Schedel (s. Zeitschrift für deutsches Alterthum 1,30 ff.), der um das Jahr 1466 in Treviso war, dort das Grabmal mit der Inschrift sah und die übrigen Umstände über Freidank in Erfahrung brachte. All das bezweifelt W. Grimm, zwar nicht Schedels, um so mehr aber die Wahrhaftigkeit, d. h. das Alter der Inschrift, welche nicht die Sprachformen des dreizehnten, sondern des fünfzehnten Jahrhunderts zeige, und daher einem lustigen und scherzhaften Mann im Anfang des letztern

---

leuchtenden Gründen widerlegt [und des Erstern Bemühung, seine Ansicht ausführlich zu begründen (Germania 3, 257 ff.) ist misslungen und hatte keinen Erfolg.]

könnte gegolten haben, der durch seinen Witz und Scharfsinn bekannt, von den deutschen Kaufleuten im Venetianischen eingeladen war, und von seinen witzigen Sprüchen den Namen Freidank erhielt oder sich beilegte.

Welch ein Aufwand von Kunst und Scharfsinn zur Vertheidigung einer vorgefaßten Meinung! Sprachformen des fünfzehnten Jahrhunderts: als ob im fünfzehnten Jahrhundert Jemand auch nur im Stande gewesen wäre, ein älteres Schriftdenkmal, sei es eine Grabschrift oder was immer sonst, anders als in den Sprachformen jener Zeit wiederzugeben! Man ist doch sonst nicht so ängstlich, wenn es sich darum handelt, Gedichte, die nur in Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts vorliegen, aus der Sprache dieser Zeit wohl oder übel in die des dreizehnten überzutragen. Woher auf einmal diese Bedenken? Ich habe im Gegentheil von der bis dahin überall genommenen und zugestandenen Freiheit Gebrauch zu machen mir erlaubt, und nicht nur die Grabschrift in die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts umgeschrieben, sondern auch an die Stelle des spätern alweg den alten Ausdruck ie gesetzt. Alles Übrige ist wörtlich beibehalten. An der Wahrhaftigkeit, d. i. an dem Alter der Grab- oder Inschrift ist nicht im Geringsten zu zweifeln, schon das Versmaß der ersten Zeile beweist dies: oder wo hätte man im fünfzehnten Jahrhundert alle Senkungen weggelassen wie hier? Ein Verskünstler aus dieser Zeit hätte zum Mindesten gesetzt: hie leit begraben Freidank.

Der Inhalt der Inschrift scheint Grimm dürftig. Ich glaube nicht, daß außer etwa dem Tag und Jahr des Todes Jemand etwas vermissen kann, der weiß, wie sehr sich die ältern deutschen Grabschriften durch Kürze und Gedrungenheit zu ihrem Vortheil vor den jetzt gebräuchlichen unterschieden haben. Freidanks Freunde wollten durch einen kurzen Reimspruch sein An-

denken der Nachwelt überliefern, und wie man sieht, haben sie ihren Zweck vollständig damit erreicht. Und warum sollte nicht gerade dadurch, durch die Inschrift, unter den deutschen Kaufleuten, die in der italienischen Stadt gewiss eine besondere, streng geschlossene Gilde gebildet haben, die Erinnerung an Freidank und an die nähern Umstände, die ihn nach Treviso gebracht, zwei Jahrhunderte lang haben lebendig bleiben können?

Aus der Grabschrift lernen wir, daß Freidank nur Sprüche, keine Lieder gedichtet hat. Die Einwendung W. Grimms, daß dieser Gegensatz in den Worten der ie (alweg) sprach und nie sanc im dreizehnten Jahrhundert unmöglich gewesen sei, indem sagen und singen der technische Ausdruck für den Vortrag von Gedichten im Allgemeinen war, hält deshalb nicht Stich, weil man mit singen und sagen bloß den Vortrag e r z ä h l e n d e r Gedichte oder Lieder bezeichnete, für den Vortrag von Sprüchen aber nur das Wort sprechen (nicht sagen) der richtige Ausdruck ist. Die formelhafte Bezeichnung singen und sagen konnte von einer großen Zahl mittelhochdeutscher Dichter schon darum ohne Anstand gebraucht werden, weil die meisten Verfasser von Erzählungen und Mähren auch Lieder dichteten, z. B. Veldeken, Hartmann, Wolfram, Gottfried, Bligger, Konrad u. A. m. Von Freidank kennen wir mit Sicherheit nur die Bescheidenheit, und es ist kein Zweifel, daß dieses Gedicht weder gesagt (d. h. erzählt) noch gesungen, sondern nur gesprochen werden konnte. Darum sagt auch Rudolf von Ems von ihm: dem alliu rede der volge jach swes er in diutscher zungen s p r a c h.

In diutscher zungen, das führt auf eine andere Frage. Diese Äußerung Rudolfs könnte nämlich, wie schon W. Grimm bemerkt, vermuthen lassen, Freidank habe noch in anderer als der deutschen Sprache gedichtet, in der italienischen etwa oder der lateinischen. Ersteres hätte in Anbetracht seines wohl längern

Aufenthaltes in Italien nichts Befremdendes: konnte der gleichzeitige, unfern von Treviso gebürtige Thomasin deutsch dichten, so umgekehrt Freidank italienisch. Daß er der lateinischen Sprache kundig war, das beweisen, scheint mir, einestheils die zahlreichen, der Bibel, deren Kenntnis er nicht bloß den gelegentlichen Anführungen in der Kirche verdankt haben wird, und andern lateinischen Schriften entnommenen Sprüche; andererseits läßt schon der bürgerliche Stand, dem er angehörte, eine gelehrte Bildung voraussetzen, die zu jener Zeit bei den adelichen Dichtern so selten, als bei den bürgerlichen Meistern häufig zu treffen war.

Doch ist die sichere Beantwortung dieser Frage, nämlich ob Freidank in fremder Sprache gedichtet habe, theils unmöglich, theils unwesentlich; die Frage überhaupt ist nur dadurch von Werth, als sich bei Walther eine lateinische Bildung bestimmt nicht kundgibt (s. J. Grimm Gedichte des Mittelalters S. 40), während sie bei Freidank mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, und sich also auch hierin beide gründlich von einander unterscheiden.

Von Walther ist es sehr zweifelhaft, ob er Friedrichs II. Ankunft in Palästina (7. Sept. 1228) erlebt hat (s. Lachmann zu 14, 38 S. 137); daß dagegen Freidank zu dieser Zeit noch am Leben war, ist gewiß. Durch den Mangel eines jeden bestimmten Zeugnisses über ihn vor 1240, durch die Stelle, die ihm Rudolf von Ems in seinen beiden Dichterverzeichnissen anweist, endlich und namentlich durch sein Gedicht selbst, das den Kreuzzug von 1228 voraussetzt, läßt sich die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit mit ziemlicher Sicherheit bestimmen: man wird nicht irren, wenn man sie in die Jahre höchstens von 1225—1240 setzt.

In der vorstehenden Untersuchung habe ich mir, frei von jeder vorgefaßten Meinung, nach allen Seiten hin die möglichste

Unbefangenheit zu bewahren gestrebt; denn wie dem Verfasser der Hypothese, die ich bekämpft, ist es auch mir nicht um Rechthaberei, sondern um die Wahrheit und nur um die Wahrheit zu thun. Als der Vortrag über Freidank erschien, übte die von erstaunlichem Fleiße zeugende und zugleich geistreich-blendende Beweisführung auch auf mich ihren Zauber aus, und, gleich W. Wackernagel, habe ich mich der Zustimmung nicht zu erwehren vermocht. Zu einer ins Einzelne gehenden Prüfung hatte ich damals freilich keine Zeit: das Leben legt jedem von uns seine Last und Bürde auf, und wer noch andere Dinge zu thun hat, als fremden Arbeiten auf Schritt und Tritt ins Einzelne nachzugehen, der wird bei der immer mehr zunehmenden Rührigkeit auf dem Gebiete der altdeutschen Litteratur, der jedes Jahr eine Fülle neuen Stoffes zuführt, gar oft in den Fall kommen, eine neue oder neubegründete Entdeckung einstweilen auf Treu und Glauben hinnehmen zu müßen. Erst kürzlich brachte ein Zufall mich auf die genauere und einläßlichere Untersuchung der Freidank-Waltheriheorie, und als die alten Zweifel von neuem in mir rege wurden und da und dort Nahrung fanden, führten sie mich, wie das zu geschehen pflegt, immer weiter, bis zur Zerstörung des ganzen über Freidank und Walther aufgeführten künstlichen Gebäudes. Doch nicht bloß zerstören wollte ich, ich wollte auch wiederherstellen und habe deshalb nicht nur die alten Zeugnisse wieder zu Ehren gebracht, sondern dem Unwahrscheinlichen, Spitzfindigen und Gesuchten in W. Grimms Beweisführung überall das Einfache, Natürliche und Ungezwungene entgegenzusetzen gesucht. Es wird sich nun zeigen, ob meinen Gegenbeweisen diejenige Eigenschaft inne wohnt, die ich ihnen wünsche, ich meine die überzeugende Kraft, die auch Andere zu meiner Ansicht von der Entstehung der Bescheidenheit und ihrem Verhältnis zu Walther herüberzuziehen im Stande ist.

Anhang.

(S. vorne S. 175 ff.).

1. Lebenes gedinge ist al der werlde trôst,
dâ bî ist tôdes vorhte ein engestlîcher wân;
Dâ von möhte dürren ein man sam der rôst:
er siht manege vröude mit leide zegân.
Nieman kunde erdenken grœzer nôt,
daz uns ist niht gewisser danne der tôt:
des nimt wunder mich, daz ieman wirdet wol gemuot,
sît daz des lîbes süeze sô wê der sêle tuot.

2. Der valle wâren zwêne, von den uns wuohs der tôt:
des tiuvels unde Adâmes val ich meine.
sît kom uns got ze helfe, als er gebôt.
Nû merket, wie diu sunne durhschîne ganzez glas,
alsô swanger wart diu muoter reine,
diu Krist gebar unt dannoch maget was.
Sîn gebot, touf unde marter lôst uns algemeine;
daz er nâch tôde erstuont, dâ wart uns trôst gegebn,
daz wir in im und er in uns suln êweclîche lebn.

3. Er ist ein tôre, swer sich selbe niht erkennen kan,
und liuget sô, daz man im niht geloubet,
und liep wil sîn, dâ er nie vriunt gewan.
Swer dâ dröuwet, dâ man in niht vürhtet, der'st ein kint,
und gît sô vil, daz er sich êren roubet,

---

2. 2 vñ adams. 5 als. mvtt'. 6 die. vnde. 7 tote. 8 da wir. soln iemer e. l. Amen.

3. 1 niht selbe. 2 ieme. 4 d' ist. 5 viel.

der ist an guoten sinnen worden blint.
Swer im selbem wol gevallet, der treit gouches houbet,
und ist niht wîse man, der tritet allen tac
nâch zehen dingen, der er einez niht verenden mac.

4. Ein künec in sîme troume sach
ein bilde, daz was harte grôz,
dâ von sît wunders vil geschach,
daz sich von einem berge entslôz
ein stein, der'z gar zebrach.
golt silber îsen kopfer erde was sîn schîn:
uns entriegen gar die wîsen, wir mügen wol die füeze sîn.

5. Swer mit dem munde sprichet
daz'z herze niht enmeinet,
daz ist ein valsch, den hamer nie gesluoc.
Unt der sîn leit sô richet,
daz er'z dâ nâch beweinet,
den muoz riuwen, daz er's ie gewuoc.
Man mac wol liute triegen:
got ist iemer unbetrogen.
ine sol niht allen liegen,

---

3. 6 wrden. 7 trietet. 8 er fehlt.

3. 2. 5 = Freidank 169, 10—13:
Swer sô vil geliuget
unt sô vil betriuget,
daz im nieman gloubet,
derst an êren beroubet.

3. 4 vgl. Freidank 94, 6. 7:
Swâ trunkene liute unt tobende sint,
swer die niht vürhtet, derst ein kint.

4. 3 viel. 4 einen. 5 der gar. 6 erde fehlt bei v. d. Hagen MS. 3, 468ª. 7 wi wisen mvogen. fvese.

5. 2 das herze. 5 er da nach.

die mir dâ hânt gelogen:
swer schiltet wider schelten, der'st niht wol gezogen.

6. Swer mînen wandel rüeget,
den frâge ich bî dem eide,
er'n wizze an im selbe drîes mê.
Swâ got den liuten vüeget
vröude nâch ir leide,
daz tuot mir wol, eim' andern lîhte wê.
In zweier slahte sinne
diu werelt umbe gât:
daz eine heizet minne,
diu valschen ende hât;
daz ander sint gewinne,
deist süeziu missetât.

---

5. 11 der ist.

5. 4—6 vgl. Freidank 65, 8—11:
Swer sîn leit sô richet,
daz er sich selbe erstichet,
der hât sich übele gerochen,
daz er sich selben hât erstochen.
Vgl. noch Freidank 64, 22. 23.

5. 7—10 = Freidank 169, 16—19:
Den nieman kan betriegen,
dem solte ouch nieman liegen:
swie dicke gote wirt gelogen,
er ist doch iemer unbetrogen.

5. 11 = Freidank 63, 2. 3:
Swer schiltet wider schelten,
der wil mit schanden gelten.

6. 3 drier. 6 einem.

6. 7—11 vgl. Freidank 55, 19—22:
ûf minne und ûf gewinne.
noch süezer sint gewinne
dan keiner slahte minne.

7. Dô got den êrsten man geschuof,
den lesten bekante er sâ zehant.
Er hœret gedanke sam den ruof,
diu herze sint im al erkant.
Swâ er erkennet reinen muot,
dâ nimt er willen vür daz guot:
den wehsel nieman mêre tuot.

8. Gedinge, vorhte, vröude, leit
die sint an ieslîchem man;
Wîstuom, êre, grôz rîcheit
der einez nieman geenden kan.
Gedanke und ougen die sint snel,
gelücke die sint sinewel,
rede âne got sint tôren spel.

9. Swer blinden winket, der'st ein kint,
mit stummen rûnet, deist verlorn.
Der sühte gnuoge liute sint,
swer in daz seite, ez wære in zorn.
Swer den tôren vlêhen muoz

---

7. 1 Da. 4 die. alle kunt.

7. 1. 3 = Freidank 68, 2. 3:
Der mich und al die werlt geschuof,
der hœret gedanke sam den ruof.

8. 2 islichen. 3 groze. 7 spil.

8. 6 vgl. Freidank 114, 27 (und Anmerkung):
gelücke ist sinewel als ein bal.

9. 1 w'. der ist.

9. 1. 2 = Freidank 54, 22. 23:
Swer blinden winket, derst ein gouch,
mit stummen rûnet, derst ez ouch.

9. 5. 7 = Freidank 83, 3. 4:
Swer dem tôren vlêhen muoz,
dem wirt selten sorgen buoz.

ze allen zîten umbe gruoz,
dem wirt selten sorgen buoz.

10. Swer schône in sîner mâze lebt,
dem möhte niemer werden baz.
Ich sach ie, swer ze hôhe strebt,
daz er dar nâch mit schanden saz.
Swann' ich volende mînen muot,
des einen bin ich hêre,
sone ruoche ich waz der keiser tuot:
ich habe senfter êre,
so'st sîner sorgen mêre.

11. Waz ich an mir selber weiz,
des wæne ich lîhte an einen man,
Der sich der dinge nie gevleiz,
als ich an mînem herzen hân.
Swâ ich erkenne den wolves zant

---

10. 1 malze. 5 vollende. 6 ein. 9 deist ovch.

10. 1—4 = Freidank 114, 9—12:
Swer schône in sîner mâze kan
geleben, derst ein sælic man:
dâ bî mit spotte maneger lebet,
der ûz der mâze hôhe strebet.

10. 5—7 = Freidank 73, 20. 22:
Möhtich wol mînen willen hân,
ich woltem keiser'z rîche lân.

11. 5 zan.

11. 5. 7. 8. 9 = Freidank 137, 23—26:
Swâ ich weiz des wolves zant,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde:
sîn bîzen swirt von grunde.

in mînes vriundes munde,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde:
sîn bîzen swirt von grunde.

12. Swer ze vremeden handen gît
sîn êre, dâ gât riuwe nâ;
Swie schône ein man . . . . .,
er wære doch gerne anderswâ.
Nieman bedarf besnîden sich
durch sînes wîbes leide:
si lât in unde minnet mich,
des swer ich tûsent eide,
und habent's doch laster beide.

13. Swer got minnet, als er sol,
der hât erwelt daz beste teil.
Sælde enbirt der wîsheit wol:
waz hilfet wîsheit âne heil?
Triuwe ist hie der êren hort
und treit ze himele krône.
mit vergifte süeziu wort
diu gît diu werlt ze lône:
si kan verleiten schône.

14. Von einem boume uns leit geschach,
daz huop sich durh des slangen nît:

---

12. 1 giht. 2 nach.

13. 3 der wise. 6 hiemele. 7 svoze. 8 die — die.

14. 6 ker.

14. 7. 8 = Freidank 10, 5. 6:
Erbermde unde gnâden rât
von helle uns alle erlœset hât.

Got schiere ein ander holz ersach,
an dem er uns erlôste sît.
Dâ wart daz ungelücke ein heil:
der zehende kôr wart unser teil,
erbermede unde gnâden rât
von helle uns alle erlœset hât.

15. Er trûret deste mêre
swer ie vröude [rehte] ervant.
mich riuwet harte sêre
swaz ich ir hân erkant.
Valsch ist ir lêre,
diu mich überwant:
deist werltwunne und êre.
diu sêle ist ein pfant
Leider aller missetât,
niuwan daz got die wâre riuwe enpfât,
des wil ich sêre trœsten mich,
daz alliu sünde wirt ein niht, swâ sô der wâre heilant bekêret her ze sich.

16. In swelher ahte sô der man
nâch sînem willen lebt,
dem ist ie dannoch wol.
Als ich ein muot nie gewan,
nâch guote maneger strebt,
des im niht werden sol.
Dem ist sünde süezer danne slâf;
innen wolf und ûzen schâf
daz sint die in ir herze valsch mit listen tragent verborgen:
mîn lieber vriunt hab im sîn hunic, sol ich dar an erworgen.

---

16. 1 ahtte. 9 die mir h. 10 habe.

17. Swer des vromen swache pfliget,
dâ bî des bœsen wol,
der hât sie beide verlorn.
Gewalt den witzen an gesiget;
ein sinnic herze sol
vil schône tragen den zorn.
des jâres kumt vil lîhte ein tac,
daz er sîn geenden mac.
unrehter gæhe nieman wonet, ern müeze ir dicke engelten:
guoter bite gebrast noch nie mit zühten harte selten.

18. Diu werlt mit argen listen stât,
diz ist der valschen spil.
waz sol nû rehter man?
Got sîne gâbe geteilet hât

---

17. 1 pfligit. 4 gesieget.

17. 8 sie. 10 der gebrast nie noch.

Diese Strophe erscheint in der alten Heidelberger Liederhandschrift unter dem jungen Spervogel 29 (S. 158), in der Pariser zweimal: unter Spervogel MS. 2, 228^b und unter Dietmar von Eist MS. 1, 40^b, in der Weingartnerhandsch. unter Reinmar dem Alten I, 26 (S. 79). Diese Handschriften bieten folgende Lesarten: 1 des biderben ABC. 6 mit zuhten tragen z. AC^b, verdulten manigen z. BC^a. 8 ers wol verenden AC^b, er sin heil volbringen BC^a. 9 u. g. n. phligt er müge ir wol e. AC^b, swer unrehter masse pfliget der mac sin wol e. BC^a. 10 gebitte (gebit C^b) noch nie gebrast mit schonen z. s. AC^b, gebit (gebet B) noch ie g. mit schœnen zühten selten BC^a.

17. 4 = Freidank 80, 2:
gewalt den witzen an gesiget.

17. 9. 10 = Freidank 116, 21. 22:
Unrehtiu gæhe schaden tuot,
reht gebite diu ist guot.

18. 3 was so nv. 6 so ez n. geahten. 9 vil maniger.

nâch wunder, swie er wil,
so'z nieman gahten kan.
Genuoge wîses herzen sint,
ir worte tump alsam diu kint.
âne gruntvesten sin sprichet maneger schône:
got gît den tôren senfte lebn, den wîsen nôt ze lône.

19. Ich gihe des vil maneger giht,
daz lüge diu erwarp
nie herze erwelten vriunt.
Eist sünde swer hât meines pfliht.
ich was dâ Triuwe starp,
dast Eren wec verziunt.
In guotes krefte maneger swebt,
ungerne ich wære, als er dâ lebt,
ein kriechisch kameræere ich niht dar umbe wesen wolte,
deich einer schœnen künegîn mit schanden hüeten
solte.

20. Ich missevalle manegem man,
des herze und ouch sîn muot
mir ie der minnest was.
Swer edele steine nie gewan,
den diuhte lîhte guot,

---

18. 10 = Freidank 78, 7. 8:
Got hât den wîsen sorge gebn,
dâ bî den tôren senfte lebn.

18. 7. 8 vgl. Freidank:
man vindet manegen wîsen man,
der niht wîser rede kan.

19. gihe fehlt. 4 meines v. d. Hagen] minnes. 5 da da. 6 da ist der eren wec verzunet. 9 crichesz. 10 deich] daz.

20. 1 manigen. 3 mit ie d. minneste. 6 w^{o}nder — gas. 8 er das b. 10 schoner linde.

vünd' er ein kriechesch glas.
Mir kumt nieman sô tumber zuo,
ern wæne, daz er'z beste tuo.
der bœse sol des vromen lebn gar niemer rehte ervinden,
mir darf ouch nieman rûhen dorn ahten ze schœner [linden.

21. Diu sunne zieret wol den tac,
verdorben wære ir nam
wan durh ir liehten schîn,
Eist heil swer's besten pflegen mac.
ich tæte gerne alsam
und gerte sælde mîn.
Man hât den man, als man in siht,
doch sint dâ guoter witze niht,
swer die liute erkennen wil niuwan bî schœner wæte:
und trüege ein wolf von zobel ein hût, nâch künne er dannoch tæte.

---

20. 7. 8 = Freidank 82, 24. 25:
Sô tœrscher kumt mir nieman zuo,
ern wæne daz erz beste tuo.

21. 3 irn.

Der Abgesang, Z. 7—10, ebenfalls in einer Strophe unter den Liedern Spervogels MS. 2, 230[b]); die ganze Strophe lautet dort folgendermaßen:

Zer werlte ein sinnerîcher man
daz ist ein solher hort,
den nieman mac versteln.
Swie lützel ich der künste kan,
sô spriche ich solhiu wort,
diu nieman solde heln.
Swer hât den man als man in siht,
der volget guoter witze niht,
swer in niht erkennen wil wan bî der liehten wæte,
und trüege ein wolf von zobel ein huot, nâch künne er lîhte tæte.

22. Dâ mit diu werlt al umbe gât,
des sint niuwan driu wort:
ez was, ist oder wirt.
Swen des genüeget des er hât
der'st rîche âne schazzes hort.
wol im, der'z niht verbirt.
dem armen ist niht mê gegebn
wan guot gedinge und übel lebn.
er'st tump swer umbe ein vremede leit des lîbes wirdet âne:
mich sol vil selten selewen durch die künegîn der mâne.

23. Got herre, verre mane ich dich,
niht verre, herre, mir
dîne hulde. schulde hân ich vil;
Nâch schulde hulde die suoch' ich.
sît niuwe riuwe dir
benüeget, riuwe niuwe swâ dû wil,
Sô bedenket
wol dîn güete,
daz mich hât betrogen
der werlte süeze:

---

22. 1 vmb. 6 der. 9 er ist.

22. 4. 5 = Freidank 43, 10—11:
Swen des genüeget. des er hât
der ist rîche, swiez ergât.

22. 7. 8 = Freidank 43, 12. 13.
Dem armen ist niht mê gegeben
wan guot gedinge und übel leben.

23. 1 verre fehlt. 4 hulde fehlt. 6 benüeget] bringet. wilt. Der Sinn der 5. 6. Zeile ist: da frische, kräftige Reue Dir genügt, so erneuere die Reue (in mir), so oft Du willst. 9 werlten.

ir valschen ræte
hânt bekrenket
mîn gemüete,
dicke ich hân gelogen.
gern' ich dir büeze
missetæte.
êre sêre mich verriet,
si liuget triuget vil der diet.
Krist der wîse, wîse mich dar,
dâ dîn wünne künne wesen gar.

24. Ie grœzer sin, ie mêrre nôt,
mit senfte nieman êre hât.
riuwe ist aller sünden tôt,
vil liep mit leide gar zegât.
armuot verderbet witze vil.
daz einer klaget, dêst 's andern spil,
diu jugent von sorgen altet.
wer sich sîner missetât niht schamet, vil hônden der behaltet.

25. Rîche dêmuot minnet got,
junge kiusche und alte reht.
Armiu hôhvart deist ein spot,
mit kumber lebt der êren kneht.

---

18 viel der dich. [Eine Strophe in diesem Tone hat Lachmann in seine Ausgabe des Walther, S. 47, 16, aufgenommen; vgl. dazu die Anmerkung].

24. 6 das ist des. 7 ivgen. 8 schamen enwil. honden die Handsch., schanden von der Hagen; vgl. Freidank 63, 19.

24. 3 = Freidank 35, 6:
riuwe ist aller sünden tôt.

25. 1 temvot. 4 knet. 7 vurhte.

Gedinge ist gemeiner trôst,
sorge derret sam der rôst,
zuht diu machet vorhte,
urteil wirt âne volge niemer vrome, untriuwe ie heil verworhte.

26. Got nam an sich die menscheit
niuwan durh der verworhten nôt:
Umb uns er die marter leit,
von sînem tôde starp der tôt,
Der uns von Even was an geborn.
wir wâren êweclîche verlorn,
biz uns gnâde erlôste.
got durh erbermede grôzen zorn verkôs, des quam er uns ze trôste.

27. Vil lützel helfent schœniu wort,
sô wir der werke niht entuon.
Sünde ist ein jâmerlîcher hort
und ouch der sêle ein swacher ruon.
Wir solten dran gedenken baz,
wie gotes muoter wurden naz
ir ougen von dem bluote,
do er mit sîner martel anme kriuze erlôste manege sêle guote.

28. Got der hât uns vil gegebn,
die sinne, lîp, sêl' unde lebn,

---

25. 1. 2 = Freidank 29, 6. 7:
Armiu hôchvart deist ein spot,
rîche dêmuot minnet got.
26. 4 tote. 8 verkos vil grozen zorn.
27. 3 ein fehlt. 4 rvm. 5 dar an. 6 mvtter wrde.
28. 1 viel geben. 6 trivwe.

wir künnen scheiden süeze von der siure;
Dar zuo gap er uns vrîe wal.
sîn grôze gnâde ist âne zal,
wer möhte die vergelten nâch ir tiure?
Nû merket, wære diu sunne mîn,
ir müestet zinsen alle ir schîn.
wazzer unde luft ist uns gemeine:
swer die solte erkoufen gar, der müeste dingen kleine.

29. Ez sî übel oder guot,
swaz ieman in der vinster tuot,
ez wirt wol brâht ze liehte, als ich ez meine.
Man siht, swaz ein dem andern gan,
daz vellet lîhte in selber an,
gedanke erkennet nieman wan got eine.
Diu werlt gît uns alle tage
nâch kurzer vröude lange klage.
nû merket, des lônes ende ist bœse:
Krist herre, leite uns ûf die wege, daz uns dîn gnâde erlœse.

30. Tummen witze und tôren schatz
und armes wîssagen rât

---

28. 7—9 = Freidank 76, 9—11:
der (luft) muoz uns gemeine sîn.
möhtens uns der sunnen schîn
verbieten, wint unde regen,
wir müesten zins mit golde wegen.

29. 4 eine. 6 rwan.

29. 1—3 = Freidank 2, 8—11:
Ez sî übel oder guot
swaz ieman in der vinstrîn tuot,
odr in dem herzen wirt erdâht,
daz wirt doch gar ze liehte brâht.

gedîhet kranker mâze.
irte mich niht widersatz,
ich twunge swaz daz rîche hât
in lande und ûf der strâze,
ern zimt ze lantrihtære niht swer lam ist in dem munde,
ein siecher arzât nerte sich ê danne mich, ob er iht guotes kunde.
swer mit dem esele leuwen jaget ûf breitem gevilde,
dâ verzîhe ich mich des teiles an der hût, od er wart nie wilde.

31. Ine gesach nie man sô vollekomen
nâch der werlde in alle wîs,
dane wære ein teil gebrestes.
Ich hân wol gouches art vernomen:
dem ist ze mâze ein krankez rîs
und gert doch grîfen nestes.
Hôhvart ist der helle wurz, swer s' an sîn ende niuzet,
dar nâch zergât niemer drîzic jâr, ê in des lônes erdriuzet.
swer âne got sich wil begân, des êre sint niht stæte,
möhte ein tôre geleben nâch dem willen sîn, hiu, waz er wunders tæte!

32. Vil stîge hin zer helle gât,
der aller möhte werden rât,

---

30. 2 wisagen. 4 irrete. 7 niht ze lantrittere die Handschrift, lantrihtere von der Hagen. 8 sicher.

30. 8 = Freidank 59, 10. 11:
Ein siecher arzât nerte sich
michels gerner denne mich.

31. 9 got die Handsch., guot v. d. Hagen.

32. 1 viel. 3 vurhte die breiten. 4 eine. 8 gedinge. 9 vnvnsteter.

wan daz ich vürhte drîe breite strâze.
Derst einiu swer durch grôzen zorn
verzwîvelt, der ist gar verlorn,
daz kumt von starken sünden âne mâze.
Diu ander ist swer missetuot
und er sich dannoch dunket guot.
diu dritte ist swer sündet ûf gedingen
und trœstet sich unstæter jugent, dem mac wol misselingen.

---

32. = Freidank 66, 5—12:

Zer helle drî strâze gânt,
die zallen zîten offen stânt.
derst einiu swer verzwîvelôt:
des sêle ist êweclîche tôt.
diu ander ist swer übele tuot
und er sich dannoch dunket guot.
diu dritte ist breit unt sô gebert,
daz sî diu werlt gemeine vert.

Ferner 38, 17—22:

Diu werlt sündet allermeist
ûf trôst, der selten wirt geleist,
daz si sich bekêren welle:
der trôst ziuht zer helle.
swer sündt ûf den gedingen,
dem mac wol misselingen.

2.

Über Bernhard Freidank.

(Germania II, 129—163.)

Als ich vor zwei Jahren meine gegen W. Grimms Hypothese gerichtete Untersuchung über Freidank veröffentlichte, gieng meine Absicht dahin, die zwar allerwärts bezweifelte, doch nirgends ernstlich bekämpfte Annahme von der Identität Freidanks mit Walther von der Vogelweide durch eine eingehende, der Hypothese Schritt für Schritt folgende Prüfung zu widerlegen und damit den Zweifeln und Bedenken Grund und Halt zu geben. Der Hoffnung, auch den Urheber der Hypothese von deren Grundlosigkeit zu überzeugen, durfte ich mich dabei kaum hingeben: ich verkenne nicht, wie schwer es sein mag, sich von einer Ansicht, auf deren Begründung man so viel Mühe und Arbeit verwendet, loszuringen. Eine Erwiderung konnte mir daher nicht unerwartet sein: sie erfolgte schon wenige Monate nach Erscheinen meiner Schrift (Über Freidank, zweiter Nachtrag. Göttingen bei Dietrich 1855. 4°.) Da sie sich zum größten Theile in Widerholungen von schon früher Gesagtem ergeht (denn was für die Hypothese vorgebracht werden kann, dürfte längst so ziemlich erschöpft sein), so hätte die Sache auf sich beruhen und die Entscheidung dieser Streitfrage der Zeit anheimgegeben werden können. Es enthält jedoch die Schrift meines Gegners mehrere neue, wie ich glaube, irrige Behauptungen, die nicht unwiderlegt

bleiben durften, und zudem konnte mir die Gelegenheit zur Beleuchtung einiger Punkte, die ich in meinem, vorzugsweise gegen die Hauptsätze der Hypothese gerichteten Angriff übergangen hatte, nur erwünscht sein. Ich war daher rasch zur Antwort entschlossen. Daß sie nicht früher erfolgt ist, geschah hauptsächlich deshalb, weil ich erst die versprochene neue Ausgabe der Bescheidenheit abwarten und meine Entgegnung dann in Form einer Recension erscheinen lassen wollte. Da diese Ausgabe in die Ferne gerückt scheint und W. Grimm selbst mich brieflich ermahnt hat, nicht bis dorthin zu warten, so will ich ohne längere Zögerung mit meiner längst fertigen Antwort hervortreten. Hoffentlich ist, trotz aller Schärfe und Entschiedenheit, womit ich die Hypothese bekämpfe, in meiner Entgegnung nichts enthalten, was mit der Verehrung, die ich der Person meines Gegners und seinen ungemeinen Verdiensten um unsere alte Litteratur zolle, im Widerspruch stände.

Meine frühere Untersuchung zerfiel in drei Abschnitte. Der erste suchte die Bescheidenheit als Sammelwerk, als Sammlung von eigenen und fremden Sprüchen zu charakterisieren; der zweite stellte sich die Aufgabe, aus äußern und innern Gründen die Unmöglichkeit einer Identität des Freidank mit Walther darzuthun; der dritte beschäftigte sich mit den historischen Zeugnissen, die im Gegensatz zu Walthers adelicher Abkunft Freidanks bürgerlichen Stand beweisen. Mein Gegner hat in seiner Erwiderung eine andere Ordnung befolgt; ihr werde ich mich hier zur Bequemlichkeit der Leser anschließen, mit Übergehung aller derjenigen Punkte, die ich in meiner Schrift schon hinreichend in's Licht gestellt zu haben glaube.

Ich beginne mit der Grabschrift zu Treviso. Ich hatte deren Echtheit behauptet und S. 199 ff. allseitig zu begründen gesucht. W. Grimm, dem Alles daran gelegen sein muß, sie zu

einem Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts zu stempeln, hat gegen meine Beweisführung neue Bedenken erhoben. Sie lassen sich schlagend widerlegen. Ich hatte gesagt, daß gleich die erste Zeile mit den fehlenden Senkungen für das Alter und die Echtheit der Grabschrift zeugen. Dagegen bemerkt nun Grimm, doch ohne gerade das Gegentheil zu sagen, hie lît Frîdanc sei Rohheit, nicht alte Kunst, solche Verse seien schon im Anfang des (dreizehnten) Jahrhunderts nicht häufig gewesen und kämen um 1240, wo die Grabschrift soll verfaßt sein, nicht mehr vor. Ich habe nicht nur aus Lachmanns Metrik, sondern auch durch eigene Beobachtung gelernt, daß nach jeder Hebung, wenn sie langsilbig ist oder einen betonten Vocal hat, die Senkung fehlen dürfe, und daß somit Verse, wie híe slác, dá stích Hartm. Iwein 3734. swárz, wíz, wéitín Erek 8215. lánc, schárpf, gróz, bréit Iwein 459. mín hér Gáwéin ebd. 915. vgl. 4717 und andere mehr, wie sie z. B. der Vater der höfischen Poesie Heinrich von Veldeken in seiner Eneide in Fülle darbietet (s. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch 1, 19), vollkommen wohlgebaute, untadelhafte Verse seien; und in diesem guten Glauben, weil ich nicht einsehe, inwiefern sich der erste Vers der Grabschrift zu seinem Nachtheil von den eben angeführten unterscheiden soll, hatte ich behauptet, hie lît Frîdanc sei ein tadelloser, das Alter der Grabschrift geradezu beweisender Vers. Hier werde ich nun freilich eines Andern belehrt. Soll ich deshalb meinen Glauben aufgeben? Ich habe doch ein Bedenken dabei: wenn solche Verse schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eine Seltenheit sind, so werden sie, denk' ich, zwei Jahrhunderte später noch viel weniger vorkommen; mein Gegner möge sie nachweisen, wenn er kann, mir sind keine Beispiele bekannt.

Sollten sich aber viersilbige Verse, Verse, denen alle Senkungen fehlen, in der That um 1240 nicht mehr nachweisen

lassen? Ihr Vorkommen ist natürlich zu keiner Zeit ein allzuhäufiges, dennoch finden sich in Freidanks Bescheidenheit selbst, in meines Gegners eigener Ausgabe nicht weniger als drei solcher Verse, also fast eben so viel als in Hartmanns sämmtlichen Werken zusammen.

vrœlîch armuot 43, 20.
unreht hîrât 75, 7.
valschiu vriuntschaft 45, 8.

Also auch hier diese Rohheit! Ist das nach den obigen Versicherungen meines Gegners nicht höchst wunderbar? W. Grimm wird zwar, ich möchte darauf wetten, in der neuen Ausgabe die beiden ersten Zeilen, falls sie überhaupt noch Gnade vor seinen Augen finden und nicht als beschwerlicher Ballast über Bord geworfen werden, in vrœlîchiu armuot*) und unrehtiu hîrât ändern und

*) Bezüglich dieses Verses irre ich mich, aber meine Wette hätte ich darum doch nicht verloren; ich sehe nämlich so eben, daß dieser Vers in der Abhandlung über Freidank S. 21 und zweiter Nachtrag S. 11 schon nach der neuen Ausgabe angeführt ist in folgender Gestalt:

swâ ist frœlich armuot
dâ ist rîcheit âne guot.

In Grimms erster Ausgabe bieten die sieben Handschriften, welche diesen Spruch überliefern (ABCacbα), zur ersten Zeile keine Variante, lesen also sämmtlich vrœlich armuot, in der zweiten lesen zwei Handschriften (AB) deist, fünf ist; swâ ist und dâ ist ist also eine Erfindung des Herausgebers. Habe ich zu viel behauptet, wenn ich oben S. 191 sagte: eine Verbesserung der freidankischen Verse könne nur im Widerspruch mit der Überlieferung, d. i. der Handschriften, und mit gewaltsamen Mitteln hergestellt werden? Es ändert nichts an der Sache, sollte auch eine etwa neu aufgefundene, jedesfalls junge Handschrift im Widerspruch mit den übrigen obige Lesart

damit die „Rohheit“ zur höfischen Kunst erheben. Schwieriger dürfte dem dritten Vers zu helfen sein, doch läßt sich auch hiefür Rath schaffen: man braucht nur valschiu friwenschaft zu lesen. Zwar ist friwent für friunt keine gewöhnliche mittelhochdeutsche Form, doch findet sie sich bei Wolfram: was bei diesem erlaubt ist, muß es auch bei einem Andern sein, und um den Vers zu einem kunstgerechten zu machen, darf man nicht zu bedenklich sein. Ich für meinen Theil habe gegen solche Änderungen nicht das Geringste einzuwenden, nur muß mir dann gestattet werden, ebenfalls zu ändern und statt Frîdanc — Frîgedanc zu schreiben, wie der Name in der ältesten Handschrift, in A, wirklich lautet: hie lît Frîgedanc. Dann stehen wir wieder auf dem alten Flecke und ohne Furcht vor gegründetem Widerspruch darf ich behaupten, daß die erste Zeile der Grabschrift, weit entfernt von alter oder später Rohheit, vielmehr aufs Deutlichste die unmittelbaren Einflüsse Freidankischer Verskunst verrathe.

Besonders unzufrieden ist W. Grimm mit der zweiten Zeile: gar ân' allen sînen danc: Freidank liege hier gegen seinen Willen. Das sei ein kläglicher Zusatz — wie viel zierlicher und gottergebener hätten sich nicht Heinrich von Veldeken und Rudolf von Ems auszudrücken gewußt! — und man begreife nicht, wie Jemand, der nur einiges Gefühl für's Schickliche habe, diese zweite Zeile in einer Grabschrift anbringen könne (Über Freidank S. 4 und zweiter Nachtrag S. 4). Welchen Grad von Bildung

---

darbieten. [So ist es, wie die seitdem erschienene zweite Ausgabe, Göttingen 1860, zeigt, in der That: von 23 Handschriften liest nur eine einzige späte so, der W. Grimm zu folgen sich schließlich doch nicht getraut hat.] Auch zu den beiden andern Versen gewähren 75, 7 sechs und 45, 8 sieben Handschriften keine Varianten. [Diese sind gleichfalls unverändert in die neue Ausgabe übergegangen. Ganz ohne Wirkung sind meine Einwendungen also doch nicht geblieben.]

dasjenige Mitglied der Kaufmannsgilde zu Treviso, welches diesen Spruch verfaßt hat, besaß, können wir freilich nicht beurtheilen; aber sonderbar ist es und nur aus übertriebener Zweifelsucht zu erklären, wenn man von einfachen Kaufleuten poetisches Talent verlangt und die heutigen Begriffe von Schicklichkeit und Unschicklichkeit auf Leute bürgerlichen Standes im dreizehnten Jahrhundert überträgt. Überdies soll diese Zeile eine alberne Anwendung eines Spruches aus der Bescheidenheit sein. Das paßte ja ganz vortrefflich, denn es bewiese, daß Freidanks Freunde mit seinem Spruchgedicht wohlvertraut waren; und ob er, der heitere, lebenslustige Mann, gern oder ungern gestorben war, werden sie jedenfalls besser gewußt haben als wir.

Gegen die dritte Zeile weiß W. Grimm diesmal nichts Erhebliches einzuwenden, es scheint also, daß er mit meiner, der seinigen entgegengesetzten Erklärung von sprechen und singen einverstanden ist und sich in diesem Punkt zu meiner Ansicht bekehrt hat.

Aber noch etwas Anderes bezweifelt mein Gegner, nämlich daß irgendwo deutsche Inschriften aus dieser Zeit in Kirchen vorkommen: „sie mußten in der Kirchensprache, d. i. lateinisch abgefaßt sein." Von einer solchen Vorschrift ist mir nichts bekannt und mein Gegner wäre ohne Zweifel in Verlegenheit, sollte er mir sie nachweisen. Übrigens war in Treviso das Bild Freidanks und die Grabschrift ausdrücklich nicht in, sondern wie häufig außerhalb der Mauer (in muro primariæ ecclesiæ ab extra) angebracht, und dann darf man nicht vergessen, daß es Deutsche und Kaufleute, nicht Gelehrte oder Geistliche waren, die dem Freidank das Grabmal gestiftet haben. Grabschriften und Grabdenkmäler mit Inschriften und Malereien aus dieser Zeit sind, da die Mehrzahl der erhaltenen Kirchen erst spätern Perioden angehören und im Laufe der Jahrhunderte vielfache

Veränderungen und Restaurationen erlitten haben, wie überall so auch in Deutschland natürlich selten genug. Wie nichtig indes auch in dieser Beziehung die Einwendungen meines Gegners sind, möge die Grabschrift zeigen, die der Minnesänger Walther von Klingen seiner Tochter Klara im Kloster Klingen gesetzt hat (Wilh. Wackernagel, Walther von Klingen. Basel 1845. 4°. S. 22):

Von Badin margravinne
Vrowa Clara rowit hinne.
Von Klingen ist ir vater ginant,
nu breche got ir selin bant.

Diese deutsche Grabschrift ist aus den siebziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts und befindet sich in der Kirche des Frauenklosters Klingenthal. Ebenfalls deutsch, aber noch einfacher, oder um mit W. Grimm zu reden, ärmlicher (Zeitschr. 1, 31, vgl. zweiter Nachtr. 4), ist die früher ebenfalls in diesem Kloster vorhanden gewesene Grabschrift auf Walthers zweite Tochter, die Gräfin Verena von Veringen, da hieß es bloß: hie lît des geslehtes von Tyerstein unde von Klingen (Wackernagel a. a. O.).

Erklärt man die Grabschrift für unecht, für eine Erfindung des fünfzehnten Jahrhunderts, so muß auch erklärt werden, wie man 150—200 Jahre nach dem Tode des Dichters auf den Gedanken verfallen konnte, ihm dort, wo seine irdische Hülle nicht lag, ein Grabmal zu setzen. Mein Gegner hat uns die Wahl gelassen zwischen nicht weniger als drei Erklärungen, wovon die eine ungefähr eben so viel werth ist als die andere. Entweder galt die Grabschrift einem, sich gleichfalls Freidank nennenden Witzbold des fünfzehnten Jahrhunderts, oder sie hat einer bloßen Volkssage ihre Entstehung zu verdanken, oder endlich

dem wohlgemeinten Einfall eines deutschen Malers, der aus dem Gedichte von Freidanks Aufenthalt in Italien wußte. An eine vierte Möglichkeit (so fruchtbar ist die Phantasie meines Gegners) hat W. Grimm zwar gedacht, ihr aber keine Folge gegeben: nämlich die ganze Erzählung mitsammt der Grabschrift dem Hartmann Schedel und seinem Begleiter Georg Pfintzing als fromme Täuschung in die Schuhe zu schieben. Das wäre gewiss die allereinfachste Erklärung. In meiner Abhandlung (s. oben S. 200) hatte ich bloß auf die erste dieser Erklärungen Rücksicht genommen; sie scheint aufgegeben, denn nun ist von ihr nicht mehr die Rede und es wird bloß noch auf die dritte, das Märchen vom deutschen Maler, Gewicht gelegt. Ich kenne die Statuten, ich kenne die Städteordnungen nicht, die im fünfzehnten Jahrhundert in den oberitalienischen Städten in Geltung waren, aber immerhin wird man mit Recht bezweifeln dürfen, daß der Magistrat der Stadt Treviso oder daß die Geistlichkeit der dortigen Hauptkirche einem fremden durchreisenden Maler gestattet haben werde, das Gotteshaus durch Schrift und Bild mit einer offenbaren Lüge zu entweihen.

Das Einzige, was man an der Grabschrift mit einigem Schein anfechten kann, ist die Orthographie, in der sie uns durch H. Schedel überliefert wurde. Diese trägt allerdings den Charakter des fünfzehnten, nicht den des dreizehnten Jahrhunderts. Ich hatte erklärt, daß dieser Umstand ein ganz natürlicher, alltäglicher, nichts weniger als auffallender sei. Mein Gegner bemerkt dagegen, ein gelehrter Mann werde doch im Stande gewesen sein, drei Zeilen genau und unverändert abzuschreiben. Ich läugne aber auf's Bestimmteste, daß selbst ein Gelehrter nur wenige ältere deutsche Worte, wenn diese zu seiner Zeit in der Schreibweise und Aussprache Veränderungen erlitten hatten, im fünfzehnten Jahrhundert buchstäblich abzuschreiben im Stande

war, und läugne nicht minder, daß man (wie mein Gegner behauptet) in deutschen Werken die alte Sprache nur deshalb geändert habe, weil es nothwendig war, und um sie der Gegenwart genießbar zu machen. Im Gegentheil war die Veränderung der Orthographie allgemein Sitte und Gebrauch, sie geschah unwillkürlich, unabsichtlich, die Schreiber, gelehrt oder ungelehrt, wußten und konnten es nicht anders. Ich stütze mich hiebei auf vieljährige Erfahrung und auf die eigene Einsicht von hunderten von Handschriften, und jeder, der hier mitzusprechen berufen ist, wird mir darin beistimmen, daß die in der Abschrift des H. Schedels erscheinenden jungen Sprachformen gegen das Alter des Grabspruches nicht das Geringste beweisen.

Ich fahre daher fort, die Echtheit der Grabschrift zu behaupten, deren Form, Inhalt und Versbau alle Merkmale des für sie beanspruchten Alters an sich tragen. Walther liegt zu Würzburg begraben, Freidank in Treviso: wir haben keinen triftigen Grund, den alten Nachrichten, die uns darüber erhalten sind, den Glauben zu verweigern.

Gestützt auf die Zeugnisse Rudolfs, der Colmarer Annalen und der Grabschrift, so wie auf Gründe, die sich aus dem Charakter der Bescheidenheit und dem Namen des Dichters gewinnen lassen, hatte ich (oben S. 198 ff.) Freidanks bürgerlichen Stand behauptet. Mein Gegner vermißt den entscheidenden Beweis. Den werde ich ihm schwerlich liefern können, da ich leider außer Stande bin, die Geburts= und Todesscheine Walthers und Freidanks, die einzigen Beweisstücke, denen mein Gegner vielleicht Glauben schenken würde, beizubringen. Wir Andern sind nicht so anspruchsvoll, wir glauben an die Richtigkeit von einer Menge Angaben in unserer ältern Litteraturgeschichte, für welche nicht die Hälfte der oben genannten Belege aufzuweisen ist, warum sollten wir hier uns bedenken, die an und für sich unverdächtigen

Zeugnisse auf Treu und Glauben hinzunehmen? Die historische Kritik pflegt Männern, die den Ereignissen, welche sie schildern, gleichzeitig, und die zugleich in der Lage sind, die Wahrheit wissen zu können, und wahrheitsliebend genug sind, sie zu sagen, unter den Zeugen die erste Stelle einzuräumen, und schenkt ihren Aussagen, sofern sie nicht einer auf andern Wegen erkannten Wahrheit widersprechen, vor andern Glauben. Ein solcher Zeuge ist Rudolf von Ems. Erstens war er ein Zeitgenosse Freidanks, zweitens besaß er eine ausgebreitete Kenntnis nicht bloß der Dichtungen seiner Zeit, sondern der Dichter selbst, mit deren Manchem er befreundet war, ihres Standes und ihrer persönlichen Verhältnisse. Das beweisen seine Dichterverzeichnisse, auf welche ein gutes Stück unserer Litteraturgeschichte gebaut ist. An seiner Ehrlichkeit und Glaubwürdigkeit zu zweifeln, ist bisher noch Niemand eingefallen. Er vereinigt also alle Erfordernisse in sich, die der strengste Kritiker von einem Zeugen nur verlangen kann. Rudolf nun nennt den Freidank dreimal. Einmal in Alexander ohne weitere Bezeichnung seines Standes den sinnerîchen Frîdanc, wie er auch eben da den Heinrich von Veldeken und den Auer ohne andern Beisatz künsterîch nennt (v. d. Hagen Minnesinger 4, 866. 867); zweimal dagegen gibt er ihm den Titel meister, das dem adelichen her entgegengesetzte bürgerliche Prädicat. Rudolf weiß immer ganz genau, was er sagen will, wenn er einem der von ihm gepriesenen Dichter den Titel her oder meister beilegt. Rudolfs Zeugnis ist das einzig zuverlässige, es ist das entscheidende für Freidanks bürgerlichen Stand. Alle Andern, die ihn bald her, bald meister nennen, fallen später, nach Rudolfs und Freidanks Zeit, und haben für Entscheidung dieser Frage, dem bestimmten Zeugnis Rudolfs gegenüber, keine Bedeutung. Nichts hat es dagegen auf sich, wenn Rudolf den Walther von der Vogelweide einmal meister nennt, indem mei-

ster hier nicht als magister, sondern als meisterlîcher Dichter (vgl. Walther 18, 2), als sangesmeister zu nehmen ist. Seinen Zeitgenossen war Walther der meister κατ' ἐξοχήν, keinem andern Dichter wurde so oft das Prädicat meister gegeben, als ihm: des sanges meister nennt ihn der v. Singenberg, meister her Walther der Marner (v. d. Hagen Minnesinger 4, 871), mînen meister von der Vogelweide Reinmar von Brennenberg (ebd. 872); und in dem nämlichen Sinn ist es aufzufassen, wenn Heinrich von dem Türlin den von Aue meister Hartmann nennt (ebd. 870).[Noch deutlicher wird dies durch die Aufschrift der Würzburger Handschrift, wo meister und her neben einander stehen: Hie hebent sich die lieder an des meisters von der Vogelweide hern Walthers.]

Der Name Freidank ist, wie ich nunmehr mit Bestimmtheit glaube, kein vom Dichter der Bescheidenheit selbstgewählter, erfundener, sondern ein gegebener, ein ihm um seiner freien Denkungsart willen von Andern beigelegter. Es gilt für ausgemacht, daß auf diese und keine andere Weise die ritterlichen Zunamen sowohl als die bürgerlichen Geschlechtsnamen entstanden sind (vgl. L. Uhland Germania 1, 309 ff.). Wenn wir in den Urkunden vom zwölften Jahrhundert an Namen finden, wie Wildeman (s. Germania 1, 225), Hermannus Überkuone 1257 (Mones Zeitschrift 4, 438), Gunthalm Falsus 1050 (Mon. Boica 6, 33), Johan Freudenrîch (ebd. 6, 340), Frîhart (ebd. 10, 150), Sîfrit Frumesel 1237 (ebd. 3, 135. 139), Heinricus Geuder, d. i. Giuder 1263 (ebd. 11, 67), Bernhardus Gir 1190 (ebd. 8, 480), Albertus Nôthaft 1182 (Ried, cod. dipl. Nr. 280), Berhtolt Ungesit 1240 (ebd. 386), Wicbot Roubær 1210 (ebd. 299), Brunsten Sconekint 1170 (Lacomblet, niederrh. Urk. Buch Nr. 536), Heinricus Seligkint 1189 (Meiller, Reg. 66), Rapoto Ungesmach (ebd. 78), der Dumme (Guden,

Sylloge S. 219) u. s. w. (ich wähle bloß analoge Beispiele); wenn wir ferner auf Dichternamen stoßen, wie der Unverzagte, der Freudenlære (so heißt der Dichter der Wienermeerfahrt, dem sich der ebengenannte Freudenrîch gegenüber stellt), so darf man sich nicht wundern, auch einem Frîdanc zu begegnen, und außer meinem Gegner wird Niemand glauben, all diese Leute hätten sich ihre Namen selbst beigelegt; wenigstens wäre das ein sonderbarer Geschmack, sich selbst einen Verschwender (Giuder), einen Räuber, falsch, dumm und ungesittet zu heißen. Sämmtliche oben angeführte Namen sind bürgerliche, auch Freidank ist ein bürgerlicher Name. Sein Vorkommen als Familienname von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart*) hat W. Grimm (Bescheidenheit S. XLI.) nachgewiesen. Der Name erscheint als solcher schon im dreizehnten Jahrhundert. Nach einer am 9. Februar 1287 zu Stuttgart ausgestellten Urkunde verkauft Wolfram von Bernhausen den seiner Ehefrau, einer geb. von Werstein (bei Haigerloch), als Heiratsgut zugewiesenen Hof, genannt der Freidankshof (curiam sitam in Blieningen [bei Stuttgart] dictam Fridangshof), an das Kloster Bebenhausen, und gibt am 22. Februar desselben Jahres wegen dieses Hofes (dictam Fridangshove) sich und seine Söhne dem Kloster zu Bürgen (Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 4, 102. 106). Der Hof hat seinen Namen von einem frühern Besitzer oder vielmehr Bebauer, Freidank geheißen, erhalten; das frühe Vorkommen dieses Namens als Geschlechtsname ist damit urkundlich erwiesen.

Auch daß Freidank mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ist mir nun nicht mehr zweifelhaft.

---

*) Die Wildbader Kurliste vom 13. Juli 1855 (Schwäb. Chronik Nr. 167) führt unter den Gästen R. Freydank, Inspector von Köln auf. [Auch in Wien kommt der Name noch vor.]

Meine gelegentliche Erwähnung dieses Namens, den mein Gegner „für immer beseitigt hielt", erregt seine hohe Verwunderung: da ich jedoch dem Zeugnisse Helbelings keinen unbedingten Glauben geschenkt habe und er nicht wisse, wie weit mein Glaube oder Unglaube reiche, so wolle er über diesen Punkt hinweggehen. Das gibt mir Veranlassung diesmal um so länger dabei zu verweilen.

Der Grund, warum ich das litterarische Zeugnis des Seifried Helbeling nur flüchtig berührt habe, liegt einzig und allein in meiner Consequenz: da ich ihm, als einem verhältnismäßig späten Zeugen, in Bezug auf den Titel her, den er dem Freidank beilegt, keine Beweiskraft zugestand, so nahm ich Anstand, ihm hinsichtlich des Vornamens unbedingten Glauben zu schenken. Dieser Umstand allein, nicht aber die Behauptungen meines Gegners und seine Erfindung eines Bernhard Freidank aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, hat mich abgehalten, diese Frage anders als leichthin zu berühren: daß ich von seiner ganzen Beweisführung kein Wort glaube, hätte ich damals schon sagen können. Jetzt will ich das dort Unterlassene nachholen und meine Zweifel mit Gründen unterstützen.

Für Jeden, dem der Name Bernhard nicht schon von vornherein ein Stein des Anstoßes ist, den er um jeden Preis aus dem Wege zu räumen trachten muß, kann weder die ins Schlimme veränderte Form, in welcher Helbeling die Freidankischen Sprüche überliefert, noch die Anführung eines dem Freidank nicht angehörigen Spruches unter dessen Namen etwas Auffallendes haben. Ersteres, die Veränderung und Verschlechterung der Form, ist eine vom Ausgang des dreizehnten bis ins fünfzehnte Jahrhundert so gewöhnliche und natürliche Erscheinung, nicht nur bei Freidank, daß man darüber keine Worte verlieren sollte. Die meisten Sprüche Freidanks, die in Gedichte aus genannter Zeit Eingang

gefunden haben, zeigen mehr oder weniger solche Veränderungen: entweder sind sie schon verderbten Handschriften entnommen (wie groß die Verderbnisse in den Handschriften der Bescheidenheit oft sind, läßt ein Blick in die Lesarten hinter Grimms Ausgabe erkennen), oder die Dichter waren aus äußeren Gründen, des Reimes wegen, u. s. w., zu Änderungen veranlaßt, noch häufiger wurden die Sprüche aus dem Gedächtnisse citiert, wie z. B. bei folgender Stelle, deren Mittheilung ich der zuvorkommenden Güte des Dr. L. Rockinger in München zu danken habe*). Qui suis majoribus vel superioribus temere se opponit, raro vel nunquam victoria potietur, testante Vridanko in veris proverbiis suis dicente

Swer uber hapt vicht
und in dem wazzer drischt
und der welibt (= welbet = zimbert) auf den regenbogen,
der wirt vil dicke betrogen.

Der erste dieser Verse steht 126, 22., der dritte und vierte (in veränderter Gestalt) 1, 9. 10., der zweite findet sich bei Freidank gar nicht.

Die Verschlechterung der Form darf lediglich dem Helbeling selbst in Rechnung gesetzt werden: er ist es, der Freidanks Verse vergröbert und die Rohheit, die in seinen eigenen Gedichten herrscht, auf jene Sprüche übertragen hat.

Eine eben so einfache Erklärung läßt sich für die Aufnahme des (VI, 186 ff.) fälschlich dem Bernhard Freidank zugeschriebenen Spruches finden. Hat man dem Wolfram umfangreiche

---

*) Aus Cod. lat. Monac. 2649. Bl. 44b einem Formelbuch aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Die späteste Andeutung, die darin vorkommt, ist, daß Adolfus de Nazzau, der sich unköniglich benommen, abgesetzt sei, und zwar nostris temporibus.

Dichtungen, dem Konrad von Würzburg Erzählungen und Schwänke, dem Neidhart eine Reihe von Liedern und Andern Anderes unterschoben und angedichtet, um wie viel leichter konnte solches Unterschieben fremder Sprüche bei Freidank stattfinden. In der That finden sich in Gedichten und in Handschriften des dreizehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts da und dort dem Freidank zugeschriebene Sprüche, ja sogar größere Werke, die mit Freidank nichts als den Namen gemein haben. Einige Werke dieser Art hat W. Grimm Über Freidank S. 22 nachgewiesen. Auch der Spruch, den Heinzelein von Konstanz in der Minnelehre 2019 ff. mit Freidanks Namen anführt, hat gewiss nie in der Bescheidenheit gestanden; schon das Versmaß mit den in allen vier Zeilen zwischen der zweiten und dritten Hebung gleichmäßig fehlenden Senkungen verbietet, ihn dem Freidank zuzuschreiben; noch mehr der Inhalt des Spruchs, der in den Rahmen der Bescheidenheit gar nicht paßt und deshalb auch von W. Grimm in seiner Ausgabe nirgends untergebracht werden konnte. Solcher Sprüche finden sich noch manche. In andern ebenfalls dem Freidank zugeschriebenen Sprüchen, z. B. in dem zweiten der von Ettmüller herausgegebenen Briefe 32 ff., waltet mehr ein minnigliches Element, das dem Charakter der Bescheidenheit fast eben so sehr widerstrebt, als der höchst realistische Spruch vom Schultheißen und seinem Mist, weshalb W. Wackernagel (Litt.-Gesch. 280) Theile eines uns verlorenen Werks von Freidank darin erblickt, das „mit hereinbrechenden Tönen lyrischer Empfindung von der Liebe gehandelt" habe. Zu dieser Annahme sind wir durch nichts berechtigt, sondern diese und ähnliche Sprüche sind dem Freidank ebenso gewiss untergeschoben, als es bei demjenigen der Fall ist, der sich in einer Straßburger Handschrift vom Jahre 1384 (vgl. Graffs Diutiska 1, 323—326) neben einer Anzahl von überall her zusammengelesenen Sprüchen

und Priameln, wobei auch echte aus der Bescheidenheit, unter Freidanks Namen findet. Es ist eine gemeine Zote, die ihm eben so gewiss aufgelogen wurde, als dem Konrad von Würzburg die schamlose Erzählung von der Birne. Diesem völlig analog stellt sich der von Helbeling VI, 186 unter Freidanks Namen eingerückte Spruch: er ist ihm aufgelogen, ob von dem Verfasser des Lucidarius selbst oder einem Andern, ist gleichgültig. *)

*) Die Handschriften der Bescheidenheit selbst weisen eine Menge unterschobener Sprüche auf, und mir scheint es unzweifelhaft, daß manche der in Grimms Ausgabe enthaltenen Sprüche gar nicht von Freidank herrühren, sondern erst später von den Schreibern u. s. w. dem ursprünglichen Werke zugefügt wurden. Namentlich hat man allen Grund, gegen diejenigen Sprüche, die entweder bloß von einer spätern, oder auch von mehrern Handschriften dargeboten werden, welche das Werk schon in verkürzter Gestalt oder in aufgelöster Ordnung enthalten, misstrauisch zu sein. Nichts war leichter, als ein Werk von so losem Gefüge auf der einen Seite zu verkürzen, auf der andern mit neuen Sprüchen zu vermehren. Solche Vermehrungen haben gewiss in reichem Maße stattgefunden, und zwar schon in früher Zeit, noch im dreizehnten Jahrhundert. Das Vorkommen eines Spruches im Renner z. B. unter Freidanks Namen (43, 8. 9. Bescheidenheit S. XXV.) beweist in meinen Augen nichts für die Echtheit, indem es ohne Zweifel schon zu Hugos Zeit interpolierte Handschriften gegeben hat. Wie wäre es auch möglich, solchen nur einmal oder in wenigen späten Handschriften überlieferten Sprüchen die Echtheit „anzufühlen"? Ein sinnreicher Gedanke, prägnanter Ausdruck und reiner Reim, all das gibt nicht die geringste Gewähr, daß ein Spruch, der nicht durch die ältern und bessern Handschriften Beglaubigung erhält, wirklich dem echten Werke angehöre; man müßte denn behaupten, daß die Bescheidenheit die Summe aller mittelalterlichen Sprüche und Sprichwörter enthalten habe, und zugleich läugnen, daß in der zweiten Hälfte des dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert Jemand eines guten Gedankens mächtig und denselben in erträglichen Vers und Reim zu bringen fähig gewesen sei. Die bezüglich der nur einmal oder auch

Diese auf vielfache Erfahrung gegründete Erklärungsweise der von Helbeling theils veränderten theils untergeschobenen Sprüche ist jedoch viel zu einfach und phantasielos, als daß sie Demjenigen

---

in mehrern aber späten Handschriften überlieferten Sprüche zur Anwendung kommenden Kriterien sind daher lediglich negativer, nie positiver Art, d. h. man kann wohl mit Bestimmtheit nachweisen, was nicht von Freidank herrührt; schwer oder unmöglich wird es sein zu sagen, daß ein solcher Spruch wirklich dem ursprünglichen Werk, wie es aus Freidanks Hand hervorgegangen, angehöre. Eine vorsichtige Kritik sollte daher eher auf eine Verminderung als Vermehrung der Sprüche ausgehen. Ich will hier einige der Sprüche namhaft machen, die mir erst später in die Bescheidenheit eingefügt scheinen:

Ein ieglich priester mîden sol
wîp in der messe; daz stât wol 15, 7. 8.

Nicht bloß während, sondern vor und nach der Messe, zu aller Zeit hat der Priester die Weiber zu meiden. Der Spruch steht in AB und Brant.

swenne zorn, haz unde nît
in allen klœstern gelît
unt hinderrede, verkêrtiu wort,
sô ist aller ding ein ort 60, 9—12.

aus d. Dieser Spruch (sowie 133, 15. 16) gehört einer Zeit an, wo die Polemik gegen die gesunkene Klosterzucht schon in voller Blüte stand, also dem vierzehnten Jahrhundert.

swer unreht wil ze rehte hân,
der muoz vor got ze rehte stân
an dem jungsten tage
mit klegelîcher klage 50, 18. 19.

Die beiden letzten Zeilen sind aus Brant aufgenommen, sie sind je um eine Hebung zu kurz und enthalten überdies einen kläglichen Zusatz.

swen gnüeget des in gnüegen sol,
dem ist mit sîner habe wol 43, 8. 9.

genügen könnte, dem der Name Bernhard ein Dorn im Auge ist. Man mußte daher auf eine andere Erklärungsweise bedacht sein, und diese gab zum Glück der Herausgeber des Lucidarius selbst an die Hand, indem er sich über die Erscheinung des Bernhard Freidank höchst sinnreich folgendermaßen äußerte: der II, 147. VI, 47. 186. VIII, 488 angeführte Bernhard Freidank *scheine* ihm ein Zeitgenosse und Landsmann Seifrieds zu sein; daß er mit dem bisher bekannten Freidank nichts gemein habe, brauche *demnach wohl kaum erwähnt zu werden*, um so weniger, als die von Seifried angeführten Stellen allein schon sich des ältern Freidanks unwürdig zeigen (Haupts Zeitschrift 4, 246). Das war doch ein Einfall, der Hand und Fuß hatte: er schien meinem Gegner so einleuchtend und überzeugend, daß er

---

Aus β, eine matte Variation des unmittelbar folgenden echten Spruches. Dasselbe gilt von dem aus Bbd entnommenen Spruch 55, 11. 12, der ebenfalls nur eine Wiederholung von 55, 9. 10. ist.

swer vorschet nâch dem schaden mîn
ich vrâge ouch lîhte nâch dem sîn 122, 1. 2.

Aus C (am Schluße) αβ; die Verkürzung sîn für sînen verräth deutlich den spätern Ursprung, abgesehen von dem Gemeinplatz, den der Spruch enthält: er wird vom Schreiber der Handschrift C herrühren.

dehein sünder den andern trœsten sol:
„ich gewünne dir gotes hulde wol“ 129, 15. 16.

Aus Bb, schlechtgebauter Vers und nichtssagender, nicht spruchmäßiger Inhalt. Vgl. ferner 12, 9. 10. aus de; 12, 11. 12. aus e; 45, 26. 27. aus Brant; 81, 19. 20. aus d; 81, 21. 22. aus αB 171, 19. 20. aus AB; 175, 16. 17. aus αA Brant; 175, 20. 21. aus d. [Vorstehende Einwendungen sind in der zweiten Ausgabe nicht gänzlich unbeachtet geblieben. Es sind nun weggelassen 50, 18. 19. 129, 15. 16. 175, 20. 21; außerdem eine ansehnliche Anzahl weiterer Sprüche 136, 17—137, 8. 139, 5. 6. 141, 7. 8. 142, 11. 12. 143, 19—144, 8. 145, 1—10. 147, 1—24.]

keinen Augenblick Anstand nahm, der Vermuthung, die sich in einem Athemzug mit kühnem Sprung vom Schein zur festen Gewißheit erhob, von Herzen beizustimmen, und ihr sogleich eine noch bestimmtere und schärfere Fassung dadurch zu geben, daß er beifügte: „wie es scheint, kannte Seifried das Spruchgedicht nur aus der Überarbeitung Bernhards, die des alten Gedichtes edle Haltung herabgewürdigt und den Ausdruck vergröbert, zugleich aber dem überlieferten Namen den eigenen zur Unterscheidung beigesetzt hatte." Damit war die drohende Gefahr in erwünschter Weise beseitigt und die Hypothese ruhte fortan auf so festen Grundlagen wie zuvor.

Was aber die Sache vollends über allen Zweifel erheben mußte: die Überarbeitung des alten Freidank, Bernhards Werk, hat sich gefunden und W. Grimm war so glücklich nach einer Innsbrucker und Wiener Handschrift (Über Freidank S. 23. 24) einige Sprüche daraus mittheilen zu können. Zwar hat der Sammler („man könne nicht wissen, aus welchem Grunde, aber mit richtigem Gefühl": Über Freidank 24) die beiden Namen getrennt, zwar gehören von den sieben mitgetheilten Sprüchen nur vier dem Freidank an, und zeigen diese keine größern Veränderungen, als die meisten Handschriften des fünfzehnten Jahrhunderts, dem auch jene beiden angehören, zu zeigen pflegen; das Alles verdient jedoch keine Beachtung, vielmehr ist für Jeden, der Sinn für höhere Kritik hat, der entscheidende Beweis geliefert, daß noch im dreizehnten Jahrhundert Einer Namens Bernhard die Bescheidenheit umgearbeitet oder vergröbert und seinem wahren Namen den des alten Freidank beigefügt hat.

Dieses angebliche Werk ist mir zufällig anderswoher ebenfalls bekannt, und ich vermag weit genauere Auskunft darüber zu geben, als W. Grimm. Da es mit der Bescheidenheit viel mehr Berührungspunkte darbietet, als mein Gegner, dem es offenbar

nur um die mit den Namen Bernhard und Freidank versehenen Sprüche zu thun war, zu wissen scheint, und da ein vollständiger Abdruck für die endgültige Entscheidung der vorliegenden Frage von Wichtigkeit sein dürfte, so will ich das Werk hier ganz mittheilen. Ich entnehme es einer Handschrift der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, Cod. germ. 523. Papier, fünfzehnten Jahrhunderts, fol., Bl. 130ª—132ᵇ.

[Die Innsbrucker Handschrift, die mir seitdem durch Zingerles Güte zugänglich wurde, bietet weit weniger Sprüche, als die Münchner, sie enthält nur Nr. 50—57. 59—68, dafür etwa vier Sprüche, die hier fehlen. Etwas reichhaltiger ist eine mir durch Dr. A. Lübben eröffnete Oldenburger Handschrift in niederdeutscher Sprache; sie gewährt Nr. 44—70. Den Spruch Nr. 69 theilt sie in drei, Nr. 70 in zwei. Drei Sprüche sind neu:

1. Ein anbeghin aller salicheit
is de vruchte godes de ewighe wisheit.

2. Bernhardus.

Alle quat dat wi liden
dat vordenet unse sunde. (so)
dede wi also wi scholden,
god dede allent dat wi wolden.

3. Sanctus Jeronimus.

Gud unde lant mote wi uns begheven,
unse daet volghet uns na dessen leven.
hir umme do alle dink in den besten,
alzo oft allen dach zi din lesten.

Einen weiteren vierten Spruch hat sie mit der Innsbrucker gemein, s. Grimm Über Freidank S. 23. Nr. 5.]

HIE NACH FOLGENT ETLICHER MAISTER UND LERER SPRÜCH. WER DEN NACH VOLGT DER TUOT RECHT.

1. PAULUS.

Das best gut ist got
und ǒch behalten seine gebot.

2. AUGUSTINUS.

Got ist in drei ain ainigkait
und in ain ain dreivaltigkait.

3. AMBROSIUS.

Was ie was oder werden sol,
daz sicht got allez samet wol.

4. GREGORIUS.

Got ist ain strenge gerechtigkait
die kain übel lang vertrait.

5. JERONIMUS.

Darumb ker deinen sin
von der werlt zu got hin.

6. ISAIAS.

Ain maget schier swanger wirt
die got von himel gebirt.

7. JEREMIAS.

Der hailig gaist wirket das,
so die sunn scheint durch daz glas.

8. JOHEL.

Es hat niemant guoten muot
wan der gottes willen tuot.
(Freid. 78, 9.)

9. ANSSHELMUS.

Der got dienet one wank
daz ist der selden anfank.
(Freid. 1, 5.)

10. THOMAS.

Es sol ein iedlich weiser man
got ze allen zeiten vor augen han.

11. DAVID.

Bei guoten leuten wirt man guot
auch böß da man bößlich tuot.

12. AMON.

Arme hoffart ist ain spot
reich diemuot minnet got.
(Freid. 29, 6.)

13. BAPPIAS.

Ains meisters werk in loben sol
lobt er sich selb, daz stat nit wol.

14. MAISTER CHUONRAT.

Vil manige schœne bluom stat
die doch ain bitter wurzen hat.
(Freid. 120, 25.)

15. BEDA.

Daz recht durch got man behuten sol
daz zimt allen leuten wol.

16. DOMETRICUS.

Stand unrechtes niemant bei
wie lieb dir dein fründ sei.

17. ALFONCIUS.

Sprich rechte urtail.
dein zung sei dir nimmer vail.

18. BARUCH.

Daz wirst gelid daz iemant trait
daz ist die zung als man uns sait.
(Freid. 164, 3.)

19. DAMASCENUS.

Nit bœsers ist dann ungerechtigkait
deine grosse gab und falschait.

11, 2. tůn Hs.
18, 1. niemant Hs.

20. ZEPHELA.

Wer gaben gern wil enphan
der muoz dick daz recht lan.

21. HUGWICIO.

Die werlt sich wandelt alle stunt
ir leben tœt siech und gesunt.

22. DEMESUND.

Der werlt dienet manig man
dem sie gar kranklich lonen kan.

23. AVEROES.

Bewerter fründ und gestande-
new swert
die zwai sind großes guotes wert.
(Fr. 95, 18. Wackern. Basler Hss. S. 36.)

24. ABAKUK.

Der reich hat fründ vil
den armen niemand ze fründe
wil.

25. DANIEL.

Guot minnet man mer
denn got leib sel und er.
(Freid. 147, 1.)

26. JOSUE.

Wer sein buoß ins alter spart
der hat sein sel nit wol bewart.
(Freid. 33, 22.)

27. ALBUSONOR.

Wer ist der dem es nie mißgie?
der nie verlor der gewan auch
nie.

28. H.

Hab unmuot kurz frist
ob ez dir missegangen ist.
wer merket seine missetat
ain andern er ungemeldet lat.
(Freid. 34, 1.)

29. MESAHEL.

Sich recht wem du borgest
daz du dar nach icht sorgest
wan wer verleüret seine hab
dem gand auch bald sein fründ
ab.

30. ALKINDUS.

Wer sweiget und vertragen kan
den haiß ich wol ain weisen man.
(Vgl. Freid. 80, 10.)

31. ALMOAS.

Er ist dump der richt den zorn,
dar von er selber wirt verlorn.
(Freid. 64, 21.)

32. BRITTO.

Manger lacht den andern an
dem er doch wenig guotes gan.

33. BOPPO.

Hüet dich vor ainem man
der in zorn smieren kan.

34. KRÜCZNER.

Du solt daz weib erkennen wol
die dir zu der ee werden sol.
(Wackernagel 36.)

35. FRAWENLOB.

Wie mag der freuden haben mer
dem ain raines weib wirt zuo
der ee (ebd.)

36. MYSSENERE.

Übrig armuot und übrig guot
vil selten immer guot tuot.
(ebd.)
vil dick ein armer man tugend
hat.
so er wirt reich die er denn lat.
(Freid. 43, 18.)

22, 2. si] sich. loben Hs.
23. Auerors Hs.

29, 1. wenn Hs.

37. GISTOLARIUS.

Du solt versweigen tag und nacht
deins fründes laster wa du macht. (Wackern. 36.)

38. OMERUS.

Wann on gebresten mag niemant sein
daz ist an all der werlt schein.
(vgl. Freid. 120, 19.)

39. FRIDANK.

Wer umb dise kurze zeit
die ewigen fröde geit
der hat sich selber gar betrogen
und zimmert auf den regenbogen. (1, 7—10.)

40. MACER.

Ich rat dir daz du schier last
den krieg des du nit recht hast.

41. YPOCRAS.

Daz swert hat nie so manigen man
erslagen, so frazheit hat getan.
(Wackern. 36.)

42. GALIENUS.

Vnmæzigkait ist all tag
des leibs und der sele slag.

43. RUOBENSCHAFT.

Niemant nit verliesen sol
vil vinden stat auch nit wol.

44. SALOMON.

Weip zerung und ouch spil
machet tummer leute vil.
(Freid. 48, 9.)
Ach got wie wol ze fürchten ist der man
der untrew ist und wol reden kan.
auf rom (= ruom) und auf gewin
stat aller der werlt sin.
(Freid. 55, 19.)
wer mer verzert
wann im got hat beschert
es ist nit wunder
gat er in bœsem blunder.
Vil dick man suochet weisen rat
zuo einem dem ez eben gat.
Wie weisen rat der arm kan
so volgt im doch nit iederman.
Aller weishait fundament
ist daz man got minnet und erkennt
und ane bettet ainen got
und darzuo behelt sein gebot.

45. JERONIMUS.

Wer nach der werlt guot und ere stet
wems wol in seinen sünden get
daz ist ein zeichen gewiß
der ewigen verdampniß.

46. GREGORIUS.

Was sol reichtumb und guot
seit ez mich vor dem tod nit fruot
zitlich guot kumpt und vert,
die ewig frewde immer wert.

47. DAVID.

Wer sein hoffen an daz irdisch setzet
der wirt am end übel geletzet.
die greber sint sein umbklait
und wirt in hellisch pein geleit.

48. ARISTOTILES.

Aber über al süllent ir kern
an miltigkait zuo gottes ern
da von kümt hin überal
der ewigklich beleiben sol.

49. FREIDANK.

Ich han guot daz ist nit mein
o herre got wes mag es sein
es stat nit mer in meinem gebot
wenn daz ich verzer und gib durch got.

50. JOHANNES.

Wer die werlt erkeuwset
und der si auch verlewset
wenn ez denn gat an ain schaiden
so ist er quit von in baiden.

51. BERNHARDUS.

Seit der tod niemands schonet
wer sol denn die werlt minnen
die werlt iemand selten lonet.
ob du es recht wilt besinnen.

52. SALOMON.

Aller werlt weishait leit an sinnen
daz wir uns kern an ewigkait
wann wir müeßen doch von hinnen.
alle kunst an uns verget.

53. AMBROSIUS.

O edle creatur
wilt du mit got verainet sein
so tœtte dein boß natur
sich an den adel der sele dein.

54. BERNHARDUS.

Der nit erhört die stimm der armen
und lat sich ir gebresten nit erbarmen
den sol got hœren nit me
so wann ich her kum in groß we.

---

50. [also keust Da mit er got verleust. Innsbr. Hs.]

55. JERONIMUS.

Seit alle werk enpfahen lon
wol dem der guot und recht tuot schon
daz leit dar an wie du lebst auf erden
daz du ewigklich sälig müeßest werden.

56. AUGUSTINUS.

Gedenk an den jüngsten tag ee.
so maniger schreit owe owe
so iedlich mensch red muoß geben
wie er begangen hab sein leben.

57. JERONIMUS.

Flüch und haß das lob diser welt.
für die warhait nim kain gelt.
mit kurzen worten sag war
wan klaffen nit hilft umb ain har
die guot getät hand begangen
die gand in die ewigkait
die bösen müeßen gan gefangen
in daz fewr daz nit zergat.

58. ICHUSS.

Also sol ich gericht dir geben
als du tuost in deinem leben
ain anbegin aller säligkait
ist die vorcht gotes ewig weishait.

59. PETRUS.

Wilt du behalten daz ewig leben
so fleüch übel und halt dich in guotem leben.
wan gewonheit tugentlicher sachen
mag die natur nicht anders machen.

60. KATTO.

Bedenk waz du bist und muost
werden
du seiest jung oder alt auf erden
und setz daz in deinen sin
du tuost der sünden vil dest min.

61. SENECA.

Daz sünd nit sünde wär
noch so wär mir unmär
umb ir groß unflättigkait
das weiset mich mein beschei-
denhait.

62. BERNHARDUS.

Es ist ain hailiger veirtag
so man vor sünden veiren mag
(Freid. 36, 23.)
die tugent über all tugent gat
der bösem willen widerstat.

63. SALOMON.

Salomon spricht der weiß her
kain ding hasset got so ser
als hochfart daz verstet
wann sie über all sünd get.

64. OLISES.

Wer dise kurze zeit bestellet
und für die ewigen frewd erwelet
der hat sich selber ser betrogen
und zimmert auf den regen-
bogen (Freid. 1, 7–10.)

65. THOMAS.

Wir sind hie frömd gest
und zimmern hie groß vest
mich nimpt wunder daz wir
nit mauren
da wir ewig müßen dauren.

66. PAULUS.

Wer nach dem geist der war-
hait lebt
der mag nit verderben.
der nit wider daz flaisch strebt
der muoß ewigklichen sterben.

67. JERONIMUS.

Ditz spricht got der her
der diemüetig und gedultig wär
und sich selber wol erkant
den menschen man wol sälig
nant.

68. JEREMIAS.

Biß gern allain
und halt dein gedenk rain
hab vor augen gotes gebot
über alle ding so minne got.

69. AUGUSTINUS.

Mir ward nie besser werk be-
chant
als ich mich kan versinnen
wann gehorsamkait in ordens
bant
und der das tuot in rechter
minnen.

[ISAIAS spricht.]

Wer da tregt in buoßes schein
von gepfrengtes orden
der trag in dem herzen sein
er wil sein sel ermorden.

[AUGUSTINUS.]

Wie darstu dorinne geleben
da du ungern inne woltest
sterben
in allen deinen werken
solt du das ende merken.

60, 4. dester mynnder. Hs.

66, 4. verderben Hs.

70. JERONIMUS.	[VRIDANK POETA.]
Also solt du streben dan	Seit recht und beschaidenhait
solt wissen daz du hast getan	aller tugend kron trait (Freid. 1, 1.)
du bist gesund weib oder man	so han ich nit bessers gelesen
daz du solt in der zeit bestan.	der wol tuot mag frölich wesen.

Das wäre nun das „Werk des Bernhard Freidank“, des Zeitgenossen von Seifried Helbeling, wenn nicht das Ganze, so doch einige Fetzen davon. Wo aber, werden die Leser verwundert fragen, steht denn hier der Name Bernhard Freidank? Wir sehen hier wohl Sprüche mit der Überschrift Bernhardus, wir sehen auch Sprüche unter dem Namen Freidank: wo aber bleibt der Bernhard Freidank? Leider muß ich auf diese Frage die Antwort schuldig bleiben, indem ich in meiner Kurzsichtigkeit den Bernhard Freidank hier ebensowenig zu entdecken vermag, als meine Leser. Ich vermuthe, daß man, um in diesen Sprüchen das von Bernhard vergröberte Werk des alten Freidank zu erkennen, Anhänger der Freidank-Walther Hypothese sein müße, und daß hier der Spruch gelte: glaubet, so werdet ihr sehen.

Wir Andern, die zu diesen Gläubigen nicht gehören, erblicken hier nur ein ungeordnetes Sammelsurium von allerlei alten und neuen Sprüchen, Gedenkversen und Lebensregeln vorwiegend geistlichen Inhalts, welche da und dort aufgelesen, zur Verstärkung des Eindrucks berühmten Männern alter und mittlerer Zeit in den Mund gelegt sind. In dem hier mitten unter Propheten, Aposteln, Kirchenvätern und Philosophen des Alterthums wie des Mittelalters erscheinenden Bernhardus sind wir weit entfernt, einen Bernhard Freidank aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu erblicken, sondern erkennen in ihm Niemand anders, als den hl. Bernhard, dem wir neben Salomon, Jeremias, Thomas, Paulus, Petrus und dem hl. Augustinus mit einigen ihm

70, 8. mag] vnd Hs.

wie diesen untergelegten frommen Sprüchen zu begegnen nicht im Geringsten erstaunt sind.

Das ist der einfache Sachverhalt, und jener Doppelgänger des alten Freidank nichts als ein Phantasiegebild meines Gegners. In der That gehört diese Geschichte zum Wunderlichsten und Abenteuerlichsten, was man sich denken kann: der Eine hat den Faden angezettelt, der Andere den Einschlag dazu gethan und das Ganze zu einem Gewebe verarbeitet, das bei aller Kunstfertigkeit doch jeder Dauerhaftigkeit entbehrt und bei der ersten ernstlichen Berührung im Winde zerflattert. Und alle diese verlorne Arbeit nur, um einen Namen zu beseitigen, der einer vorgefaßten Meinung unbequem und überlästig war!

Seifried Helbeling wird den Vornamen nicht aus der Luft gegriffen haben, er konnte ihn aus dem verlorenen Gedichte Freidanks von Kaiser Friedrichs Meerfahrt und Tod wissen, dessen Existenz ich in Übereinstimmung mit W. Grimm annehme. Sein Zeugnis bleibt jedesfalls, unberührt von dem Widerspruch meines Gegners, in voller Kraft und Geltung, und Jeder, der einen Zeugen nicht bloß deshalb verwirft, weil er nicht gleichzeitig ist, darf in Bernhard den Vornamen des alten echten Freidanks und einen Beweis für seinen bürgerlichen Stand erblicken.

Außer diesen theils directen, theils aus dem Geschlechts- und Vornamen hergeleiteten Beweisen gibt die Bescheidenheit selbst, ihre Form, ihre Tendenz und ihr Charakter Beweise für den bürgerlichen Stand ihres Verfassers an die Hand. Der eigentlichen Didaktik haben sich die ritterlichen Dichter während des dreizehnten und der folgenden Jahrhunderte fern gehalten und die Pflege dieser Zwittergattung in der Poesie dem Bürgerthum und der Geistlichkeit überlassen. Hauptrepräsentanten sind darum im dreizehnten Jahrhundert, außer Freidank, der Stricker, Seifried Helbeling und Hugo von Trimberg, im vierzehnten

Peter Suchenwirt, Heinrich der Teichner und Ulrich Boner, die fünf ersten dem bürgerlichen Stande angehörig, der letztere ein Predigermönch. Streiften die adelichen Poeten je in das Gebiet der lehrhaften und Spruchdichtung hinüber, so wählten sie dazu ausschließlich die lyrische Form, die Strophe. So der Verfasser des Königs Tirol, so der Winsbecke und viele Andere.

Die Bescheidenheit steht daher, um mich der Worte Wackernagels zu bedienen (Litt. Gesch. S. 281), „dem Inhalt wie der Gestaltung nach im Gegensatze zugleich gegen die geistliche und gegen die Art der höfischen Dichter": das Element, das den beiden andern als drittes gegenübersteht, kann hier kein anderes als das bürgerliche sein. Diese schlichten, kunstlosen Lehrdistichen, mit dem oft derben Inhalt, die praktische Tendenz, kurz der ganze Anstrich des Werkes mußten der Bescheidenheit vorzugsweise in bürgerlichen Kreisen Eingang verschaffen, und in der That hat sie dort bis ins sechzehnte Jahrhundert den nachhaltigsten Beifall gefunden. Im ganzen Gedichte findet sich nichts, was des Verfassers bürgerlichem Stande widerspräche. Wenn daher mein Gegner, das Gegentheil behauptend (Bescheidenheit S. 129 und zweiter Nachtrag S. 5), auf Stellen hinweist, worin — was auf adeliche Abkunft schließen lasse — über Zurücksetzung und Herabwürdigung des Adels geklagt werde, so heißt das einem Sand in die Augen streuen. Ich muß, damit man mir glaube, die berufenen Stellen hersetzen.

1. diu werlt ist leider sô gemuot,
   si nimt für edele kleine guot 32, 11.
2. man sol sich gerne erbarmen
   über die edelen armen 40, 15.
3. swâ schalke magezogen sint
   dâ verderbent edeliu kint 49, 17.

4. swer tugende hât derst wol geborn,
an tugent ist edele gar verlorn 54, 6. vgl. 64, 13.
5. edele zuht schœn unde jugent,
witze rîcheit êre unt tugent,
die wil der tôt niht stæte lân 176, 16.

Der zweite dieser Sprüche ist aus Hartmanns Erek 431, der vierte aus dem Winsbeke 28, 5 entlehnt, die übrigen könnten aus unbekannten Quellen entnommen sein. Aber auch zugegeben, sie seien alle Freidanks Eigenthum: wo zeigt sich darin nur die Spur einer Klage über Zurücksetzung oder Herabwürdigung des Adels? In Nr. 1 ist vom geistigen, vom Seelenadel die Rede, und in Nr. 4 wird geradezu gesagt: nur der Tugendhafte sei edelgeboren und ohne Tugend sei der Geburtsadel nichts werth. Das verriethe doch wohl eher bürgerliche als ritterliche Abkunft.

So viel über Freidanks bürgerlichen Namen und Stand. Da Walthers adeliche Abstammung unbestritten ist, so ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß beide Persönlichkeiten nichts mit einander gemein haben können. Eine Vergleichung von Walthers Liedern mit der Bescheidenheit in poetischer, künstlerischer und sprachlicher Beziehung führt zum nämlichen Ergebnis.

Im Widerspruch mit W. Grimm hatte ich behauptet, daß die in meiner Schrift, (s. oben S. 204 ff.) abgedruckten Strophen eine der Quellen Freidanks seien, und diese Behauptung (s. oben S. 179 ff.) durch eingehende Vergleichung zweier Strophen mit den entsprechenden Sprüchen in der Bescheidenheit zu begründen gesucht. Mein Gegner macht keinen Versuch, den von mir geführten Beweis von der Vorzüglichkeit der beiden Strophen umzustoßen, dehnt aber, um darzuthun, daß sich bei Freidank dennoch die bessere Fassung finde, die Vergleichung auf einige weitere Sprüche aus (S. 11—13). Es ist nicht schwer, diese Behauptung zu Gunsten der Strophen vollständig zu widerlegen.

Die Verse Freidanks 94, 5.

swâ trunkene liute und tobende sint,
swer die niht fürhtet, derst ein kint

seien in den Strophen 3, 4

swer dâ dröuwet, dâ man in niht vürhtet, derst ein kint,
und gît sô vil, daz er sich êren roubet,
der ist an guoten sinnen worden blint

ungeschickt verändert und erweitert, und das sei wohl die einzige Stelle, worin behauptet werde, große Freigebigkeit könne der Ehre Schaden bringen. So verkehrt ist aber der Sinn hier wohl nicht, wenn man êre in der ihm zukommenden Bedeutung von Ansehn und Ruhm auffaßt, deren man durch übertriebene Freigebigkeit zugleich mit dem Gute doch wohl verlustig gehen kann. Ich glaube aber in der That, daß das hier nicht gesagt werden soll; mein Gegner möge mir erlauben, durch Hinzufügung eines einzigen Buchstabens seine Freude zu stören und Verstand in den angeblichen Unsinn zu bringen, indem ich für gît — giht lese. Also: wer Drohungen ausstößt, wo man ihn nicht fürchtet, der benimmt sich wie ein Kind, und wer so viel schwätzt, daß es seiner Ehre Nachtheil bringt, der ist ein Thor. Ich finde die Strophe in Sinn und Ausdruck vortrefflich. Betrunkenen Leuten dagegen und tobsüchtigen geht man aus dem Wege, man mîdet sie; daß es aber sogar Männer gibt, die sie nicht fürchten, kann man in jedem Wirths- und Irrenhaus noch täglich sehen.

Statt des Distichons

swer schiltet wider schelten,
der wil mit schanden gelten Freid. 63, 2. 3.

hat die Strophe 5, 11 bloß eine Zeile:

swer schiltet wider schelten derst niht wol gezogen,

d. h. wer Schmähungen mit Schmähungen erwidert, der verräth Mangel an Erziehung oder Bildung. Ist dieser Spruch wirklich „ein Gemeinplatz" (mir scheint er das Gegentheil), so stehen dem zum Troste des Verfassers der Strophe in der Bescheidenheit eine Menge von Binsenwahrheiten gegenüber, z. B. ein heîmlîcher vînt tuot dicke schaden und selten guot; dort, wo Freidank diesen Spruch sich geholt hat, wird gestanden haben: ein heimlicher Feind sei gefährlicher als ein offener. Ferner die wîsen kunnent manegen list, der vremede tumben liuten ist: ein Kluger ist gescheiter als ein Dummkopf, wie neu und tief!

Statt derst ez ouch des folgenden sonst wörtlich stimmenden Spruches

swer blinden winket, derst ein gouch,
mit stummen rûnet, derst ez ouch

hat die Strophe 9, 2 deist verlorn. Das soll nach Grimm eine Verschlechterung sein. Ich dagegen erblicke in der Wiederholung derst ein gouch und derst ez ouch bei Freidank nichts als eine elende, durch den nothwendigen Reim veranlaßte Flickerei. Was alles verlorne Arbeit ist, sagt Freidank selbst an verschiedenen Stellen (77, 16. 126, 9), derber und kräftiger eine Priamel, die sich mit dem obigen und einem andern Spruche berührt und die ich hier mitzutheilen keinen Anstand nehme. Sie steht in einer Münchner Handschrift Cod. germ. 270. Bl. 203[b] unter der Aufschrift: „Das sint des Sultzers Sprüch":

Wer saltz säet
und chisling mäet
und drest in den bach
und vischet an der prach
und auß lerem becher trinket
und ainem plinden winket

und in den sack chaufet
und sich mit dem chalen raufet
und auf dem eis bawet
und bösen huoren trawet
und das fewr mit swebel leschet
und den ars mit häffen wischet
und in der müle leiert*)
und auf der huoren feiert
und einen toten scheißen treit
das sint all verloren arbeit**)

Der Spruch bei Freidank 83, 4.

swer dem tôren (so ist mit ABC zu lesen) flêhen muoz,
dem wirt selten sorgen buoz

habe nicht durch diesen eine Veränderung erfahren, sondern in den Strophen 9, 7, wo es nach der ersten Zeile heißt: ze allen zîten umbe gruoz, einen unverständigen Zusatz erhalten: man könne in die Lage gerathen von einem Thoren etwas erbitten zu müßen, aber um einen Gruß werde Niemand ihn anflehen. Ich fürchte dies Beispiel ist übel gewählt, denn die gedankenlose Kürzung oder Auslassung, die der Spruch bei Freidank erfahren, läßt sich schlagend nachweisen. Übler noch als die Wahl dieses Beispiels scheint die beigefügte Erklärung. Erstens bedeutet

*) Vgl. Freidank 126, 27. 127, 1.

mich dunket niht daz ieman süle
ze lange harpfen in der müle.

und die Parallelstellen Bescheidenheit XCVI. XCVII.

**) Vgl. Graffs Diutiska 1, 325:

Wer kissling meget
und stupflon seget
und in dem sack koffet
und sich mit dem toren roffet
daz sint vier ding
die torlich sint.

flêhen keineswegs einfach erbitten, sondern demüthig und dringlich bitten, adulari, blandiri (vgl. flêhjan, flêhari, flêhunga bei Graff 3, 755), und einen (oder einem) umbe gruoz flêhen heißt ebenfalls nicht einfach: um einen Gruß anflehen, sondern der Sinn der ganzen Stelle, wie sie die Strophe darbietet, ist: wer in der Lage ist, sich beständig (ze allen zîten) demüthig und unterthänig um eines Thoren Gunst, Huld oder freundliches Begegnen (das ist hier die Bedeutung von gruoz) bemühen zu müßen, der hat nie (= selten) eine ruhige Stunde, ist allezeit in Sorgen. Daß einer in Verhältnisse kommen kann, dies thun zu müßen (es ist ausdrücklich vom Muß die Rede, nicht von Liebhaberei), wird selbst mein Gegner nicht läugnen wollen. In der Strophe steht selten dem ze allen zîten gegenüber: nicht wer vorübergehend einmal oder zweimal, nur wer allzeit einem Dummkopf den Hof machen muß, schwebt in beständigen Sorgen. Das ist gewiss ein treffend ausgedrückter Gedanke. Ohne ze allen zîten, wie die Stelle bei Freidank erscheint, ist selten, d. h. selten oder nie, völlig bedeutungslos.

swâ ich erkenne den wolves zant
in mînes friundes munde,
dâ wil ich hüeten mîner hant,
daz er mich iht verwunde:
sîn bîzen swirt von grunde. Str. 11, 9.

Bei Freidank 137, 23 fehlt begreiflich der zweite Vers, den er zu seinen kurzen Reimpaaren nicht brauchen konnte. W. Grimm erklärt ihn für einen misglückten Zusatz und behauptet, die beiden ersten Zeilen heißen: „man flieht den Wolfszahn, wo man ihn erblickt". Hier erfährt man, wenn ich den Satz anders recht verstehe, zwei Neuigkeiten auf einmal: erstens daß erkennen (bei Freid. ich weiz) erblicken bedeutet, und zweitens sîner hant

hüeten fliehen. Eine überraschende Erklärung! Ich verstehe diese Stelle anders: wo ich bei einem Freunde den Zahn der Bosheit oder Verläumdung (vgl. Bescheidenheit zu diesem Spruch S. 359) wahrnehme, bemerke, da will ich meine Hand in Acht nehmen, sie meinem Freunde nicht zu rückhaltslos darbieten, den Freundschaftsbund nicht zu enge schließen, daß er mich nicht verwunde, denn die Verläumdung von Seiten eines Freundes schlägt die allergefährlichsten Wunden. Sollte die zweite Zeile wirklich nur ein verunglückter Zusatz sein?

Ich bedauere, daß mein Gegner seine Vergleichung nicht weiter ausgedehnt und mich dadurch des Vergnügens beraubt hat, auch bei den übrigen Sprüchen die Strophen gegen Freidank zu vertheidigen. Doch kann ich mirs nicht versagen, die Aufmerksamkeit noch auf einen Spruch hinzulenken, den W. Grimm zu Gunsten Freidanks hervorzuheben auffallender Weise unterlassen hat. In den Strophen 5, 3—6 heißt es:

unt der sîn leit sô richet,
daz erz dâ nâch beweinet,
den muoz riuwen, daz ers ie gewuoc.

Dieser Spruch hat in der Bescheidenheit folgende kostbare Fassung erhalten:

swer sîn leit sô richet,
daz er sich selbe erstichet,
der hât sich übele gerochen,
daz er sich selben hât erstochen.

Es schiene mir eine Beleidigung der Leser, die Strophe gegen Freidanks geistlose Ummodelung und Reimerei in Schutz zu nehmen. Kann da irgend ein Zweifel sein, auf welcher Seite die Entlehnung ist?

Aus den vorstehenden Erörterungen ergibt sich, daß die Strophen eine eingehendere Betrachtung durchaus nicht zu scheuen haben. Ob sie in der That, wie mir bei den meisten derselben wahrscheinlich, vom jüngern Spervogel herrühren, ist für die vorstehende Frage ohne alle Bedeutung, und noch viel gleichgiltiger ist es, ob Haupt sie in seine Sammlung aufnehmen wird oder nicht: hier handelt es sich bloß um den Beweis, daß sie eine der Quellen bilden, aus denen Freidank Sprüche für seine Sammlung geschöpft hat, und dieser Beweis ist, denk' ich, geführt. Ich kann daher für die mir dargebotene Gelegenheit, die Vorzüglichkeit der Strophen in noch helleres Licht zu setzen, nur dankbar sein. Über eines hab' ich mich gewundert: die Kunst feiner, scharfer und bündiger Auslegung, worin sonst W. Grimm ein unübertroffener Meister ist, scheint hier auf einmal abhanden gekommen zu sein*).

Wie bei diesen Strophen, so läßt sich auch in den übrigen Sprüchen, welche die Bescheidenheit mit Dichtern aus den beiden ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts gemein hat, eine Abschwächung in Form und Gedanken nicht verkennen. Ich habe die Beweise schon S. 43—47 m. Schrift (s. ob. 170 f.) geführt und will, da W. Grimm nichts dagegen vorgebracht hat, mich hier nicht wiederholen. Nur in einem Punkte kann ich meinem Gegner Recht geben: dem Thomasin gegenüber ist Freidank allerdings im Vortheil (zweiter Nachtrag S. 10). Dennoch ist nicht Thomasin, sondern Freidank der Entlehner. Wie gering auch die Kunst ist, die sich in Freidanks Versen offenbart, den italienischen Dichter, der von deutscher Sprache und Metrik, wie der Augen-

*) Dieser Ansicht ist auch Zarncke, der die Strophen nicht nur nicht schlecht findet, sondern „auch nach W. Grimms Replik eine Entlehnung von Seite Freidanks nicht anders als für das Wahrscheinlichere halten kann“ (litt. Centralblatt 1855. Nr. 26. S. 416).

schein lehrt, nur die alleroberflächlichste Kenntnis hatte, überragt er weit an künstlerischer Ausbildung, und es konnte ihm nicht schwer fallen, den Versen Thomasins, die überall gegen den Geist und die Gesetze der deutschen Sprache verstoßen, eine ansprechendere Form zu geben. Gleich den von W. Grimm S. 11 angeführten Spruch mit dem verkürzten Dativ guot statt guote konnte Freidank, der solche Kürzungen meidet, in dieser Form nicht gebrauchen.

Ich gebe also zu, daß Freidank die aus dem wälschen Gast entlehnten Sprüche ausnahmsweise verbessert und ihnen eine correctere Gestalt gegeben hat. Überall sonst, wo man auch vergleichen mag, bleibt Freidank gegen Hartmann, Bligger, Wolfram, den Winsbeken, den Verfasser der Strophen u. s. w. im Nachtheil. Nicht ohne Geschick weiß er die da und dort aufgelesenen Sprüche für seine Zwecke zu verändern und in den engen Rahmen kurzer Reimpaare zu zwängen; doch versteht er es daneben meisterhaft, das Besondere zu verallgemeinern, das Ausdrucksvolle zu schwächen und dem Scharfen, Bestimmten die Spitze abzubrechen. Beispiele davon haben wir eben gehabt, ich will hier noch ein weiteres anführen. In einem seiner Lieder (Lachmann 5, 20) singt Wolfram (von dem W. Grimm ohne Grund behauptet, er zeige keine Berührungspunkte mit Freidank: Über Freidank 10 und zweiter Nachtrag S. 15) von seiner Geliebten:

ich ger (mir wart ouch nie diu gir
verhabet) mîn ougen swingen dar.
wie bin ich sus iuwelnslaht?
si siht mîn herze in vinsterr naht.

Gewiß ein schönes, echtpoetisches Bild. Was macht Freidank daraus?

mich dunket, er sî iuwelnslaht
swer für den tac nimt die naht 145, 19.

Das Adjectiv iuwelnslaht, eulenartig, ist nirgends sonst nachgewiesen und ohne Zweifel, wie so viele andere Composita, von Wolfram selbst gebildet. Die Entlehnung Freidanks liegt hier ebenso auf der Hand, als die Verflachung, die der Spruch, den er eigentlich erst dazu gemacht, unter seinen Händen erfahren hat.

Schon im Jahr 1834 war es meines Gegners eifrigstes Bestreben, jede Entlehnung von Sprüchen aus ältern und gleichzeitigen Gedichten von Freidank fern zu halten. Damals war es bei diesen gemeinsamen Sprüchen „meist deutlich, immer mindestens wahrscheinlich, daß kein äußerer Zusammenhang wirkte: weder hat Freidank die frühern entlehnt, noch ist er Quelle der spätern gewesen". (Bescheidenheit S. XC.) Da sich jedoch bei näherer Betrachtung in jenen Sprüchen so viel Übereinstimmung in Gedanken und Ausdruck zeigte, daß sich ein unmittelbarer äußerer Zusammenhang nicht länger läugnen ließ, so trug mein Gegner kein Bedenken, die Bescheidenheit, die im Jahr 1834 „nichts Jugendliches mehr verrieth„ (Bescheidenheit S. CXXIX), nach glücklicher Beseitigung des fatalen Jahrs 1228, mit éinem Satz in das Ende des zwölften Jahrhunderts, in die Jugendjahre Walthers, hinaufzurücken. Nun ist es wunderbarer Weise eben so deutlich als früher unwahrscheinlich, daß jene gemeinsamen Sprüche mit der Bescheidenheit im genausten Zusammenhang stehen, ja geradezu daraus entlehnt sind.

Das ist denn doch fast mehr, als man dem gläubigsten Verehrer zumuthen darf. W. Grimm hat durch diese neue Wendung seiner Hypothese eine festere Grundlage zu geben vermeint, in Wahrheit hat er ihr damit den schlimmsten Dienst erwiesen und die ganze gezwungene Künstlichkeit seiner Beweisführung bloßgestellt. Hat er doch (und das ist gewiß für die Beschaffenheit der ganzen Frage ungemein bezeichnend) nicht einmal seinen einzigen Anhänger zu überzeugen vermocht: W. Wackernagel glaubt, wie

wir, weder daß „Hartmann und die übrigen von Freidank entlehnt, noch daß die Bescheidenheit älter sei als 1229" (Litt.-Gesch. S. 280. 281. Anmerk. 38 und 44). Also auch diesem gilt das Abborgen von Sprüchen aus ältern Dichtern für ausgemacht, nur scheint er diesem Umstand keine Bedeutung zuzuerkennen. W. Grimm weiß das besser, er weiß ganz genau, welche Tragweite darin liegt. Woher sonst, falls die Sache gleichgültig wäre, diese Widersprüche mit eigenen frühern Behauptungen, dieses Verfallen von einem Extrem in's andere, diese ängstliche Abwehr einer Aneignung fremdes Eigenthums, wenn nicht aus dem ganz richtigen Gefühl, daß durch den Beweis einer Entlehnung fremder Sprüche der Hypothese die erste und wesentlichste Stütze entzogen werde? Die Hypothese hat von der vielfachen Übereinstimmung zwischen der Bescheidenheit und Walthers Liedern ihren Ausgang genommen, und alle übrigen Beweismittel, positive wie negative, sind erst hintennach, wohl oder übel, zur Unterstiefelung herbeigezogen worden. Gelingt nun der Beweis (und ich denke, er ist in den Augen eines Jeden, der sehen will, gelungen), daß Freidank Sprüche, die Andre schon vor ihm in Vers und Reim gebracht, in sein Werk aufgenommen hat, so sinkt die Bescheidenheit, die man uns als das selbständige dichterische Erzeugnis eines unserer größten Dichter aufreden will, zu einer bloßen Spruchsammlung herab, und wir sind berechtigt, nicht nur die mit Walther gemeinsamen Sprüche aus diesem Gesichtspunkte, nämlich als Entlehnungen zu betrachten, sondern wir dürfen die merkwürdige Übereinstimmung in Wort und Ausdruck aus einer ganz besonders genauen Bekanntschaft mit Walthers Liedern herleiten.

Allerdings ist diese Übereinstimmung merkwürdig genug: man kann das zugeben, ohne damit der Hypothese das geringste Zugeständnis zu machen. Um eine Frage über die Identität zweier Dichter und ihrer Werke mit Sicherheit zu entscheiden,

genügt es nicht, die Übereinstimmung nachzuweisen, sondern man muß auch nachweisen, daß keine erhebliche Verschiedenheit zwischen ihnen besteht. Diese Gegenprobe hat mein Gegner nicht geliefert; vielmehr zeigen Walther und Freidank in einem der wichtigsten Dinge, in Reim und Versbau, so beträchtliche Verschiedenheiten, daß es unmöglich scheint, beide mit einander zu identificieren. Auf mehreres der Art habe ich (s. oben S. 188 ff.) kurz hingedeutet, ich will es nun weiter ausführen und ergänzen, und zugleich auf einige andere von Grimm geltend gemachte Punkte näher eingehen.

Mein Gegner macht es mir zum Vorwurf, daß ich auf die von ihm behauptete Übereinstimmung in der Behandlung des rührenden Reims, im Gebrauch von -lich, des Doppelreims, der Anhäufung desselben Reims, ferner auf seine Bemerkung, daß Freidank eine Hebung ohne Senkung nur einmal in der Zeile zulasse, und endlich auf die von ihm nachgewiesene Übereinstimmung mit Walther im Gebrauch des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden unt keine Rücksicht genommen habe. Ich unterließ das mit gutem Bedacht und will nun meine Gründe dafür angeben. Entweder ist diese Übereinstimmung nur eine zufällige, die Beide auch mit Andern gemein haben (ich rechne dahin den rührenden Reim, den Walther, wie z. B. auch Rudolf — der Vers Über Freid. S. 8 ist nach den Handschriften in: daz ir durch den willen sîn iuch ruochet underwinden mîn zu bessern — ganz meidet, und Freidank wie auch Wolfram sich nur einmal gestattet), oder eine bloß scheinbare oder, was noch schlimmer, ist diese Übereinstimmung erst später, als die Hypothese noch besserer Stützen bedurfte, gewaltsam zu Wege gebracht worden. Ich werde das Alles beweisen.

Unrichtig und auf mangelhafter Beobachtung beruhend*)

*) Dasselbe ist bei Rudolf der Fall, der vor g und w keine Kürzung des unde zuläßt. Gerh. ist mit B zu lesen: er gap dir lîp,

ist die Behauptung, Freidank lasse gleich Walther die Kürzung des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden unde, also unt, vor a j t und l zu. Von einer Kürzung des Wortes vor j gewährt die Bescheidenheit kein Beispiel: 176, 16 ist zu lesen edele, zuht, schœn' unde jugent; vor t und l schwankt Freidank zwischen unt und unde; unt: zuht unt tugent 52, 21. êre unt tugent 176, 17. unde: 154, 15. rouben, steln naht unde tac. 75, 13. liute, schatz, bürg' unde lant. 152, 20. silber, golt, bürg' unde lant 155, 17. spîse, luft, liut unde lant. Freidank hat, wie man sieht, für Anwendung dieser Kürzung, wie noch viele andere Dichter (mir scheint überhaupt, als lege man auf diesen Punkt viel zu großes Gewicht), gar keine bestimmte Regel und ist also darin Walthern keineswegs gleich.

Ebenso unrichtig ist die Behauptung, bei Freidank komme wie bei Walther kein Reim auf -lich, sondern nur auf -lîch vor. Bei Walther trifft das zu, nicht aber bei Freidank, der neben zwölf Reimen auf lîch nicht weniger als vier auf -lich zeigt: 109, 16. 137, 7. 142, 5. 141, 7. Diese Verse stehen zwar alle schon in der ältesten Handschrift, gegen die man am wenigsten misstrauisch zu sein Ursache hätte. Sie widersprechen aber der Hypothese, darum werden sie für unecht erklärt und ausgeschieden. Der Grund für dieses Verfahren wird zu 141, 7. 8. (Über Freidank S. 80) mit lobenswerther Offenheit wörtlich also angegeben: „die Stelle, die nur in Aa vorkommt, ist unecht, schon weil Freidank wie Walther im Reim nicht -lich mit kurzem Vocal braucht.“

Ferner soll sich, wie es bei Walther wirklich der Fall, Frei-

---

êr' unde guot, und im Wilhelm 6234: tugenderîch guot unde wîs. 12996. der wilden isele erdewasen, wie Barlaam 117, 4: erdewase: grase. Auch vor m ist sie zweifelhaft und im Barlaam 218, 21 wird man mit C lesen können des solt die gote unde mich.

dank keinen rührenden Reim auf -lîch: -lîch gestatten. Ein solcher Reim kommt aber dennoch vor:

wart ie edel kint gelîch
dem stiefvater daz ist wunderlîch 126, 7.

und zwar steht der Spruch gleichlautend in nicht weniger als sieben Handschriften, darunter in den ältesten ABC. Er paßt aber nicht zu der Hypothese, außerdem sei die Kürzung vater in der Senkung bei Freidank ganz unzulässig, darum fort mit ihm! Zwar wäre nichts leichter und erlaubter, als durch Veränderung von daz ist in deist (eine bei Freidank ohnehin sehr häufige Zusammenziehung) vater in die Hebung zu bringen (stíefváter) und dadurch den Vers zu einem metrisch richtigen zu machen. Dann könnte man aber dem Spruche nichts anhaben und die Behauptung wäre gefährdet. Also viel einfacher, man erklärt den Spruch der Hypothese zu lieb und den Handschriften zum Trotz für unecht. [Er blieb jedoch in der 2. Ausg. mit meiner Änderung stehen].

Warum ich an die Bemerkung erinnert werde, daß Freidank nur einmal in der Zeile sich eine Hebung ohne Senkung gestatte (Über Freidank S. 42), das bekenne ich offen, nicht zu verstehen. Mit Walther steht diese Eigenthümlichkeit in keiner Beziehung, da in seinen „Liedern eine solche Unterdrückung der Senkung Niemand suchen wird“ (Über Freid. S. 43). Nur dem Dichter des Athis stelle sich Freidank damit zur Seite; aber was Der in dieser Frage entscheiden soll, das begreife ich, wie gesagt, nicht. Dennoch will ich auch hierüber Rede stehen, indem ich zeige, daß diese Behauptung falsch ist. Außer den drei vorn S. 223 angeführten Versen, wo nicht nur zwei, sondern alle Senkungen fehlen, habe ich mir noch folgende aus der Bescheidenheit angemerkt: gél, grüéne, wéitín 60, 5. deist verlórn árbéit 77, 17. boésíu gewónhéit 108, 9. Wenn man auch verlorniu statt verlorn und mit drei späten Handschriften gegen fünf alten unde weitîn liest, so

bleibt doch immer noch eine Anzahl Verse übrig, die sich nur gewaltsam mit obiger Behauptung in Einklang bringen lassen.

Damit sind die wesentlichsten der oben berührten Punkte (auf den Doppelreim und die Anhäufung desselben Reims, was sich auch bei andern Dichtern findet, legt W. Grimm selbst kein Gewicht) hinreichend beleuchtet und widerlegt. Es bestehen aber zwischen Beiden noch weitere, wichtige und bedeutsame Verschiedenheiten im Versbau und Reim, Verschiedenheiten, die eine Identificierung Beider geradezu verbieten. Ich habe oben S. 189 nachgewiesen, daß die bei Freidank im Reim erscheinenden Kürzungen des Part. Prät. und der 3. Pers. Sing. Präs. beriht (70, 20), geriht (72, 5), ungeriht (46, 13), viht (140, 11), brist (108, 1), geleist (38, 17), für berihtet, vihtet, bristet, geleistet in Walthers Liedern weder vorkommen, noch diesem sich durch die größte Correctheit auszeichnenden Dichter zugetraut werden dürfen. In seiner Erwiderung hat sich W. Grimm wohl gehütet, dieses Argument zu bestreiten, sondern es vorgezogen, mit Stillschweigen darüber hinweg zu gehen. Ferner habe ich zwei für Walther nicht minder unmögliche Reime vât : gât 73, 17. vervât : rât 78, 13, wozu noch hân : enpfân 175, 10 kommt, an's Licht gezogen. Was war die Antwort meines Gegners? Diese Sprüche würden in der neuen Ausgabe nicht mehr erscheinen; mit andern Worten also, ich hätte ganz recht, es seien in der That unwaltherische Reime (zweiter Nachtrag S. 17). Der zweite Spruch ist durch sechs, der dritte durch neun, der erste durch nicht weniger als zehn Handschriften beglaubigt und gesichert, und noch im Jahre 1849 (Über Freidank S. 41) galten sie meinem Gegner für echt. Sie widersprechen aber, wie ich gezeigt habe, seinen Behauptungen, also fort mit ihnen. [Schließlich sind sie doch stehen geblieben!]

Um kein Haar besser als seine Reime ist Freidanks Vers-

bau. Das war früher auch meines Gegners Ansicht, indem er in voller Übereinstimmung mit mir an Freidanks Versen „schweren Auftact, nachlässige Behandlung der Senkungen und andere Verstöße gegen die kunstgerechte Form“ wahrgenommen hatte (Über Freidank S. 39). Von diesem „Vorurtheil“ ist er zurückgekommen und hofft durch die neue Ausgabe überzeugend darzuthun, daß Freidank „den besten Dichtern in dieser Beziehung nicht nachstehe“ (a. a. O.). In Erwartung dieser neuen Ausgabe enthalte ich mich auch jetzt noch, hier schon den Gegenbeweis zu führen; es wird mir später Gelegenheit werden, darauf zurückzukommen und die vortrefflichen neuen Verse mit den schlechten alten zu vergleichen.

Es ist oben eine Reihe von Entlehnungen, die Aufnahme von Sprüchen und Sprichwörtern, „wie sie schon andere vor Freidank in Vers und Reim gebracht“ (Wackernagel Litt.-Gesch. S. 280), nachgewiesen worden. Die Bescheidenheit ist also ein Sammelwerk. W. Grimm meint zwar, wenn man auch die Entlehnungen, die im Ganzen etwa 300 Zeilen ausmachen, abrechne, so bleiben für die Bescheidenheit immer noch über 4000 Verse, die ihr allein angehören (zweiter Nachtrag S. 14). Das ist sehr zweifelhaft; denn obschon es sich von selbst versteht und von mir nie geläugnet wurde, daß Freidank einen großen Theil der Sprüche und Sprichwörter selbst zuerst in Vers und Reim gebracht haben werde, so wird man doch aus den uns bekannten Entlehnungen auf weitere unbekannte schließen dürfen, auf Entlehnungen, die wir bei dem Verlust so vieler Dichtungen des Mittelalters nicht mehr nachzuweisen im Stande sind; hat doch gleich das kleine Bruchstück aus Bliggers Umhang einen entlehnten Spruch gewährt. Man ist daher bei Freidank nie sicher, ob man ihn selbst reden hört oder seine Quelle. Dieser Meinung scheint auch W. Grimm zu sein, wenn er (zweiter Nachtrag S. 14) sagt: „was von ihm selbst herrühre, lasse sich im Einzelnen nicht bestimmen, aber er finde es sinnreich gedacht und trefflich ausgedrückt.“

In der That kann man bei Freidank, mit Ausnahme etwa der Abschnitte von Rom und Akers, nie mit Bestimmtheit wissen, was von ihm ist, was nicht. Wie man daher in Sprüchen, von denen es ungewiss ist, ob sie Freidank angehören oder nicht, Freidanks Geist und Eigenthümlichkeit herauszufühlen vermag (zweiter Nachtrag S. 14), begreife ein Anderer. Viel leichter scheint es mir zu sagen, was nicht sein Eigenthum, sondern von andern abgeborgt ist. Ich habe gezeigt, wie er fremde Sprüche zu verderben und abzuschwächen versteht. Bei allen Sprüchen, welche durch den Reim oder das Metrum hervorgerufene Flickwörter aufweisen, liegt die Vermuthung nahe, daß er sie entlehnt hat. Von dieser Art ist das von mir oben S. 172. 183. besprochene merket. W. Grimm (S. 10) begreift nicht, wie ich dieses Wort ein Flickwort nennen könne, und verweist mich auf Walther, der den Ausdruck ebenfalls öfters gebrauche. Es ist mir nie eingefallen, diese Bezeichnung irgend einem Worte zu geben, sobald dasselbe nicht bloß als müßiges Ausfüllsel dient, sondern an seinem rechten Platze steht. Bei Walther ist das der Fall, nicht bei Freidank, wo nach Grimms Ansicht, daß das Wort merket besonders den Sprichwörtern angemessen sei, eigentlich jeder Spruch mit merket beginnen könnte. Walther sowohl als der Winsbeke reden, wo sie dieses Wort gebrauchen, zu ihren Hörern und ermahnen sie damit zur Aufmerksamkeit; bei Freidank dagegen hat man nie das Gefühl, als ob er sich zu seinen Hörern oder Lesern wende: es wird vielmehr in ermüdender Einförmigkeit Spruch um Spruch mechanisch aneinander gereiht. Ich habe ihn daher in Verdacht, daß das Wort überall, wo es in der Bescheidenheit vorkommt, nur zur Ausfüllung in einem entlehnten Spruche diene. Dieser Meinung scheint trotz seines Tadels auch W. Grimm zu sein, in dem er merket an der einen der von mir angefochtenen Stellen 39, 18 richtig in: man seit ändert, wohlgemerkt ohne Handschrift. Ist das nicht wunderlich?

Weil ich gerade dieses Wort gebrauche: daz ist wunderlich 109, 16. 126, 8. 137, 8. 142, 5. erklärt er (Über Freid. zu 126, 7) selbst für eine Flickerei, und mit Recht. Es ist ihm aber dabei bloß um Beseitigung der lästigen Reime auf -lich zu thun, darum müßen die durch zahlreiche Handschriften beglaubigten Sprüche unecht sein. Das Flickwort an sich würde ihn so wenig stören, als bei andern Sprüchen, die um nichts besser zusammengeflickt sind. Als solche Flickwörter erscheinen mir:

1. nemt es war:
neheiner hande grüene ist gar
der andern glîch; nemt es war 12, 7.
waz tuot diu werlt gemeine gar?
si altet, bœset; nemt es war 30, 23.
sist (diu trunkenheit) ein roup der tugende gar:
sist tôdes bilde; nemt es war 94, 3.

2. der ez merken wil:
er (der wuocher) gewinnet nahtes alsô vil
sô tages, der ez merken wil 27, 17.
genuoc ist bezzer dan ze vil,
dâ manz ze rehte merken vil 61, 21.

3. derz merken kan:
ez vint an im ein ieslich man
ze schelten gnuoc, derz merken kan 62, 12.

4. wizzet daz:
ir komt her zuo uns baz
dan wir zuoziu; wizzet daz 22, 41.
geben tuot dem milten baz
dan verzîhen; wizzet daz 86, 12.
noch bezzer ist der bœsen haz
dan ir vriuntschaft; wizzet daz 97, 22. Vgl. 90, 19.

5. kumt ez sô:
man sol bî vröuden wesen vrô,
bî trûren trûren, kumt ez sô 117, 21.
swâ daz viur ist bî dem strô,
daz brinnet lîhte, kumt ez sô 121, 3. (Aus Morolf 1, 434.)

6. swie man tuot:
lîp sêle êre unde guot
deist allez lêhen, swie man tuot 74, 21.

(Aus einem Liede Dietmars des Sezzers, Minnesinger 2, 120[a]: lîp unde guot daz ist von gote ein lêhen verändert.)

7. daz stât wol:
ein ieglich priester mîden sol
wîp in der messe; daz stât wol 15, 7.
sîn lant niemen schelten sol
noch sînen herren; daz stât wol 63, 6.
ein man den riemen snîden sol
nâch der hiute; daz stât wol 114, 19.

Das ist eine hübsche Anzahl von Flickwörtern, die jenem daz ist wunderlich ebenbürtig zur Seite stehen. Ihr Vorkommen in einem Gedichte Walthers wäre gewiſs sehr verwunderlich; in einem Werke von der von mir behaupteten Entstehung und Beschaffenheit, in einem Sammelwerk, kann dergleichen nicht auffallen.

Die Bescheidenheit ist ein Sammelwerk; das beweist unter anderm auch der Mangel eines rechten einheitlichen Plans. Die Anordnung der Sprüche ist eine äußerliche, mechanische, es fehlt ihr die innere, künstlerische Nothwendigkeit. Das ist für Jeden, der das Werk mit einiger Aufmerksamkeit liest und betrachtet, mit Händen zu greifen. Ich fahre daher trotz der Überraschung meines Gegners fort, den der Bescheidenheit zu Grunde liegenden Plan einen dürftigen zu nennen, und zu läugnen, daß er in dem

Kopfe eines Mannes von so eminenter Dichtergabe wie Walther entstanden sein könne. Über die nichts weniger als geschickte Anordnung hatte übrigens W. Grimm früher so ziemlich dieselbe Ansicht wie ich und Andere, und erst durch den erfahrenen Widerspruch hat er sich allmählich zu der Überzeugung beredet, dem Gedichte liege ein tiefdurchdachter, vortrefflicher Plan zu Grunde.

Freidank, sagt er Bescheidenheit S. 27, habe nicht daran gedacht, das lebendig überlieferte Wort, die Weisheit des Volkes, nach einem ausgesonnenen System in Reihe und Glied zu stellen, aber eine gewisse Ordnung und Verbindung habe sich von selbst eingefunden; eine Nebenidee, ein überraschender Gegensatz könne mitunter die Folge der Gedanken bestimmt haben: ein plötzlicher Sprung zu dem ganz fern Liegenden sei aber gestattet und ein innerer Zusammenhang müße doch das Ganze gebunden und den Ursprung aus éinem Geiste bewährt haben; die Anordnung in Aa (gerade diejenige, welcher die Ausgabe folgt) entspreche dem (vorausgesetzten) Zusammenhang nur zum Theil, er sei nicht aller Orten der wahre, sondern verbinde auf pedantische Weise die Gedanken mehr äußerlich als innerlich; und während in dem Hinübereilen zu dem Entgegengesetzten, in der scheinbaren Unordnung, ein natürlicher Reiz liege, wirke ein bloßes Aneinanderschieben (wie es in der Bescheidenheit zum großen Theil wirklich der Fall ist) gerade umgekehrt, ermüde und mindere den Werth des Einzelnen. So weit W. Grimm. Ich frage, ob man nach dieser Auseinandersetzung nicht das Recht hat, Grimms Worte in éinen Ausdruck zusammenfassend, den Plan einen dürftigen zu nennen? Das Gesagte gilt von den Handschriften erster Ordnung (Aa), die der zweiten (Bb), in welcher ich mit Zarncke (d. deutsche Cato S. 121. Centralblatt 1855. Nr. 26. S. 417) die ursprüngliche Anordnung erblicke, enthält nach Grimm „eine ungeregelte Anhäufung des Stoffes, die jeden Gedanken an eine

natürliche Folge der Sprüche aufgegeben hat und aus Bequemlichkeit, Mangel an Gedächtnis oder irgend einer andern Veranlassung entstanden sein mag" (Bescheidenh. S. XXXI). Also hier wie dort fehlt ein rechter, durchdachter Plan und es ist unbegründet, die Bescheidenheit „ein planmäßig wohlgeordnetes Werk" zu nennen. Es ist vielmehr ein Sammelwerk, in welchem das Gleichartige in ungefähre Gruppen nothdürftig vereinigt und zusammengefaßt wurde. Aufs Deutlichste kann man dies aus dem Abschnitt von den Thieren ersehen, wo die überall her, auch aus lat. Quellen, aus Isidor und dem Physiologus, zusammengelesenen Sprüche ohne allen Zusammenhang an einander gereiht sind. W. Grimm bezeigt zwar große Lust, einen Theil dieses Abschnitts für unecht zu erklären; er ist aber durch eine große Anzahl der besten und vollständigeren Handschriften gegen alle Anfechtung gesichert und gewiss so echt als irgend ein Spruch in der Bescheidenheit.

In dem Abschnitt: von den pfaffen 69—71 handeln unter zwanzig Sprüchen höchstens drei bis vier von der Geistlichkeit, die übrigen könnten ebensogut fast an jedem andern Orte stehen als hier, wo ihnen alle Beziehung zu der Überschrift und jeglicher Zusammenhang sowohl unter sich als mit den vorhergehenden und nachfolgenden Abschnitten gänzlich abgeht. Die drei Sprüche z. B. 70, 22—24. 71, 11—16 würden nur im 19. Abschnitt: von den blinden 54, 55 am rechten Platze sein, der Spruch 71, 19. 20. im 29. Abschnitt: von dem himelrîche u. s. w.

Zur Kennzeichnung ihres Charakters als Sammelwerk dienen nicht minder folgende Parallelstellen (vgl. Bescheidenheit S. CXXI.)

1. Al diu werlt lôn enphât
von got als sie gedienet hât 2, 12.
= ein iegelîcher lôn enphât
dar nâch als im sîn herze stât 3, 11.

2. der werlde ist niht mêre
wan liute, guot und êre 31, 12,
= der werlt ist niht mêre
wan strît umbe êre 92, 3.
3. swer tugende hât, derst wol geborn 54, 6.
= swer rehte tuot, derst wol geborn 64, 13.
4. ich weiz wol, daz ein wîser man
wol im selben guotes gan 85, 25.
= ich merke wol daz ieglich man
im selben wol des besten gan 97, 18.
5. swer sîn laster erkennen kan
und zorn, der ist ein wîse man 92, 17.
= swer sich selbe erkennen kan
ze rehte, derst ein wîse man 106, 16.
6. manege riuwe der gewinnet
der sînen vîent minnet 96, 21.
= vil lîhte er schaden gewinnet
der hazzet daz in minnet 100, 10.
7. diu wîp man immer biten sol,
ouch stât in reht verzîhen wol 100, 20.
= verzîhen ist der wîbe site,
doch ist in liep daz man si bite 100, 24.
8. swer mir ze leide schendet sich,
daz geriuwet in ê danne mich 65, 12.
= ez dunket mich ein tumber muot
swer im selber schaden tuot
sîme nâchgebûr ze leide:
ez geriuwet lîhte beide 65, 22.
9. ez enist dekein rîche man,
er enmüeze an sînen kinden hân
einen vîent über zwelf jâr,

ez sî stille od offenbâr 42, 3.
= ich weiz wol daz der fürsten kint
den alten erben vîent sint 73, 6.
10. ein man sol guoten willen hân,
mag er der werke niht begân 110, 35.
= moht ir der werke niht begân,
ir solt doch guoten willen hân 178, 22. vgl. 3, 13.
11. erbermde unde gnâden rât
von helle uns alle erlœset hât 10, 5.
= got sînen sun gesendet hât
durch erbermde unde gnâden rât 20, 18.
= vergip mir mîne missetât
durch erbermde unde gnâden rât 180, 14.
12. got kan uns gerihte geben
als wir tuon und als wir leben 3, 7.
= got niht unvergolten lât
swaz ieman guotes begât:
neheiner slahte missetât
ungerochen ouch bestât 5, 7—10.
13. ez ist nieman rîche ân argen list
niuwan der gerne arm ist 40, 11.
= vrœlîch armuot
deist groz rîcheit âne guot 43, 20.
14. swer wîstuom, êre, grôz rîcheit
mêrt, der mêrt sîn arbeit 41, 16.
= nieman hât ân arbeit
wîstuom, êre, grôz rîcheit 92, 7.
15. Ez sî übel oder guot,
swaz ieman aller gernest tuot,
twinget man in daz erz tuo,
er kumt dar niemer gerne zuo 107, 14.

= ein iegl*ī*chen dunket guot
swaz er aller gernest tuot 108, 19.

Wir sehen hier eine ganze Reihe von Sprüchen, in denen, häufig mit nur geringen Änderungen des Ausdrucks, ein und derselbe Gedanke wiederholt wird. Wie wären solche Wiederholungen in einem „planmäßig wohlgeordneten" Werke möglich, in einem Werke zumal, von dem behauptet wird, daß ihm Walther von der Vogelweide den Stempel seines Geistes aufgedrückt habe? Er müßte tief von seiner einstigen Höhe gesunken sein! In einem Sammelwerk lassen sie sich leicht erklären, obschon der Sammler dadurch keinen Beweis von großer Achtsamkeit an den Tag gelegt hat.

Ich habe dem Vorstehenden wenig mehr beizufügen; denn die Schlüsse, die sich für unsere Frage daraus ziehen lassen, ergeben sich von selbst: sie zeigen uns, daß die Identität Walthers und Freidanks, die man uns mit einem Aufwand von Geist und Gelehrsamkeit, der eines bessern Gegenstandes würdig wäre, aufreden möchte, nichts weiter ist, als eine haltlose Hypothese.

Woher denn aber die noch immer nicht erklärte merkwürdige Übereinstimmung Beider in Gedanke, Wort und Ausdruck? Die Lösung dieses Räthsels ist nicht so schwer als es scheint. Wenn irgend eines Dichters Lieder, so waren es die Walthers, des größten deutschen Lyrikers der mittelhochdeutschen Zeit, die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts überall in Deutschland von den gebildeten Kreisen gekannt und gesungen wurden. Freidank hat Walthers Lieder auswendig gewußt: das erklärt alles, die Übereinstimmung im Großen und Kleinen, man braucht nicht weiter zu suchen. Diese Erklärungsweise erscheint mir eben so einfach als naheliegend, und ich wundere mich, daß mein Gegner darauf nicht verfallen ist. Bekanntlich waren im Mittelalter, wo die Vielwisserei noch nicht in so hoher Blüte stand als

heute, riesenhafte Gedächtnisse eben so häufig als jetzt selten. Konnte man damals ganze Predigten im Kopfe nach Hause tragen, um wie viel leichter eine mäßige Anzahl beliebter und sangbarer Lieder! Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Gedichte unserer Dichterfürsten in Aller Munde, und wer sich die Mühe gibt, die Gedichtsammlungen jener Zeit aufzuschlagen, wird den Anklängen und den Reminiscenzen an die Poesien dieser epochemachenden Männer auf jedem Blatte begegnen.

Um ein Beispiel aus der Gegenwart zu wählen: in den dreißiger und vierziger Jahren, als Heines Buch der Lieder Kopf und Phantasie der heranwachsenden Dichterwelt gefangen nahm, erschienen tausende von Gedichten, welche in Gedanken und Wendungen, in Reim, Wort und Ausdruck die Einflüsse Heinischer Poesie vielleicht in noch höherem Maße zur Schau trugen und weit größere Übereinstimmung mit dieser zeigten, als W. Grimm zwischen Walther und Freidank nachgewiesen hat. Was heutzutage noch möglich ist, wird es auch zu Walthers Zeit gewesen sein.

Ich bin weit entfernt, Freidank und sein Werk so tief herabzusetzen als W. Grimm eventuell gethan hat (Üb. Freid. S. 36); ich habe das schon oben S. 187 bemerkt und wiederhole es hier. Mein Gegner hat ihn über Gebühr erhoben, er muß es sich gefallen lassen, daß man ihm einige Stufen weiter unten seine rechte Stelle anweist. Ohne Zweifel war Freidank ein sinnreicher gescheidter Kopf, ein freier unabhängiger Charakter, ausgerüstet mit Witz, scharfer Beobachtungsgabe und treffendem Urtheil, belesen außerdem in der deutschen Litteratur und im Besitz einer auf seinen Wanderungen als varender erworbenen umfassenden Welt- und Menschenkenntnis. Das sind ganz achtbare Eigenschaften, einen Dichter machen sie noch nicht. Sie reichen wohl aus zur Didaktik, einer Dichtart, „deren Erwachsen zur Selbständigkeit überall nur für eine Abirrung gelten darf"

(Wackernagel, Litt.-Gesch. S. 269) und der sich darum stets nur untergeordnetere Geister bemächtigt haben; aber von einem auch noch so tüchtigen Didaktiker bis zum Dichter von der Bedeutung eines Walther ist ein ungeheurer Sprung, zwischen der Bescheidenheit und Walthers Liedern besteht ein himmelweiter Unterschied. Walther ist ein Dichter im vollsten Sinn des Wortes, Freidank ein leidendes Talent. Hat auch seine Kraft sich vielleicht zu einem epischen Gedichte erhoben, so will das nicht viel bedeuten und wir werden den Verlust desselben mehr um seines Gegenstandes, als um seines poetischen Gehaltes willen zu bedauern haben. Wohl hat ihm Rudolf Lob gespendet. Das kann für uns nicht maßgebend sein, er hat auch die beiden Ulriche, den von Zazikhofen und von Türheim, den Heinrich vom Türlein und Andere mehr gelobt, und wir wissen genau, wie viel oder wie wenig von diesem Lobe zu halten ist.

Die Bescheidenheit ist eine Sammlung, eine Blumenlese von Sprüchen und Sprichwörtern, eigenen und fremden, für mehr gibt sie Freidank selbst nicht aus: er habe sie geordnet (berihtet), sagt er. In einem solchen Werke ist eine Entlehnung eben so begreiflich als erlaubt, und es kann mir nicht einfallen, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, — sobald man Walther dabei aus dem Spiele läßt. Im Gegentheil, wir wären Freidank für dieses Laienbrevier des Mittelalters zu Dank verpflichtet, wenn auch das Ganze von Anfang bis zu Ende fremden Quellen entnommen wäre. Ich bin nicht so unbillig als mein Gegner mich erscheinen läßt: seine Hypothese allein ist es, die den richtigen Standpunkt, von welchem aus das Werk betrachtet sein will, verrückt hat.

VII.

Über Heroengräber und Dingstätten.

1855.

Der Gunzenle.

(Germania I, 81—100).

Über diese in der Nähe von Augsburg gelegene, in Chroniken und Urkunden des elften bis dreizehnten Jahrhunderts häufig genannte, ja berühmte Örtlichkeit herrschen unter den Geschichtsforschern sowohl in Bezug auf die Lage als die ursprüngliche Bedeutung des Namens so viele Zweifel und widersprechende Meinungen, daß es angemessen scheint, derselben eine besondere Untersuchung zu widmen, der es vielleicht gelingt, das darüber waltende Dunkel aufzuhellen. Da der Name außer den historischen Quellenschriften noch in deutschen Gedichten, dem Biterolf und jüngern Titurel, genannt wird, so dürfte eine Erörterung in diesen Blättern doppelt am Platze sein.

Die erste Erwähnung des Ortes geschieht in Verbindung mit der Schlacht auf dem Lechfeld (955), doch nicht bei den gleichzeitigen Geschichtschreibern Widukind und Thietmar, sondern erst in dem wenigstens hundert Jahre später entstandenen Chronicon Eberspergense antiquius, welches historische Nachrichten von 900—1045 enthält und in Öfeles Scriptores rerum Boic. 2, 4—11 abgedruckt ist. Nach einer ziemlich verworrenen, durch sagenhafte Züge entstellten Beschreibung der Schlacht heißt es dort S. 7:

1. Locus autem certaminis usque in hodiernum diem super fluvium Licum (id est Lech) latino eloquio nominatur Conciolegis, vulgares vero vocant Gunzenlen.

Zu Anfang und gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts war der Gunzenle mehrmals der Schauplatz großartiger fürstlicher Zusammenkünfte, Hochzeitsfeierlichkeiten und Pfingstfeste. In der Pfingstwoche (29. Mai) 1127 feierte daselbst Heinrich der Stolze, seit 1126 Herzog von Baiern († 1139), unter großem Zusammenfluß des baierischen und schwäbischen Adels seine Hochzeit mit Gertrud, der zwölfjährigen Tochter Kaiser Lothars:

2. (Heinricus) missis legatis in Saxoniam ad deducendam sponsam suam Gertrudem, scil. filiam Lothari imperatoris, optimates quosque Bawariae ac Sueviae ad nuptias invitat. Quibus laute in plano juxta Licum fluvium ultra Augustam in loco, qui dicitur Conciolegum, in octava pentecostes celebratis in partes istas adduxit etc. Anonymus Weingartensis bei Heß, Mon. Guelf. 23 und wörtlich wiederholt im Chronographus Weingart, ebend. 61. vgl. Scheid, Orig. Guelf. 2, 332. Stälin Wirtenberg. Geschichte 2, 259.

3. Hic est Heinricus ille, frater Welfonis novissimi, qui filiam Lotharii accepit uxorem et nuptias cum ea apud Augustam civitatem convocatis fere omnibus principibus magnifice celebravit in loco, qui dicitur Conciolegum: Burkhard v. Ursperg, Chronik S. 309.

In den Jahren 1173 und 1175 veranstaltete dort Herzog Heinrichs Sohn, Welf der Milde (VI.), großartige Pfingstfeste:

4. Urkunde vom 28. Mai (am Tage vor Pfingsten) 1173: Actum Cuncile in magna solemnitate eiusdem ducis (sc. Welfonis VI.), abgedruckt in Mon. Boica 10, 27. Öfele Script. rer. Boic. 2, 830. vgl. Stälin 2, 278.

5. Anno igitur domini 1175 cum hiisdem dux (sc. Welfo VI.) in Gunzile solemnitatem pentecostes magnificenter invitata principum et beneficiatorum ac ministerialium suorum pompa celebraret, delegationem praedictarum possessionum fecit. cuius delegationis testes fuerunt: Hugo comes de Tubingen et filius eius Rudolphus, Ottaker Styrensis marchio, Otto comes palatinus de Witelinspach etc. — et alii quam plurimi in numero XXXII: Cod. tradit. monast. Wessofontani, abgedruckt in Mon. Boica 7, 359.

6. Eodem etiam tempore convocatis optimatibus tam Sueviae quam Bavariae in plano Lyci ultra Augustam in loco, qui dicitur Conciolegum (in margine ms. Conzelech), solemnem pentecosten celebravit, innumeramque multitudinem undecunque coadunatam laute pavit: Anonymus Weingartensis bei Heß, Mon. Guelf. S. 52, vgl. Scheid, Orig. Guelf. 332. 381. 388.

Um Pfingsten (am 25. Mai) 1197 wurde beim Gunzenle die Vermählung des nachmaligen Königs Philipp mit der griechischen Kaiserstochter Irene und zugleich des Herzogs Schwertleite im Beisein vieler Fürsten und hohen Herren aufs Glänzendste begangen. Vgl. Stälin 2, 134.

7. (Philippus) apud Augustam urbem in pentecoste armis cinctus nuptias magnifice celebravit in loco, qui Gunzinlech, a quibusdam Conciolegum dicitur: Otto de S. Blas. († 1223) Chronicon c. 44 (in Ussermanns prodr. Germ. sacr. 2, 453—514).

8. Philippus — sequenti anno in tempore paschali maximum festum nuptiarum celebravit cum multis principibus et baronibus apud Augustam in campo magno, qui dicitur Conciolegis: Burkhard v. Ursperg, Chronik (Ausg. von 1609) S. 233.

9. Anno 1197 Philippus illustris dux Suevorum convocatis cunctis terrae istius principibus necnon adducta uxore in insigni equitatu in pentecosten gloriose arma sumpsit in loco, qui Conciolegum dicitur: Chronographus Weing. bei Heß, Mon. Guelf. S. 75. vgl. Conr. Schyr. bei Pez, Script. rer. Austr. 2, 411.

Auf diese Festlichkeit bezieht sich die Anspielung im jüngeren Titurel:

10. Dar în man im dô næte
die arme wol ze prîse,
mit lînîner wæte
wart sîn dâ niht vergezzen alsô lîse,
sô daz si rœmschem keiser wæren wol gemæze,
swenne er ûf dem Gunzenlê en briustuol ze der
hœhsten wirde sæze.

(nach Cod. palat. Nr. 141, Bl. 79, dem alten Druck von 1477, 12, 3 und der Ausgabe von Hahn Str. 1505; im alten Druck lautet der Name Gunzele*), bei Hahn Concilie).

Im Biterolf stoßen auf ihrer Fahrt von Etzelburg nach Worms die Heunen auf dem Lechfeld zu Dietrich von Bern:

11. Die Hiunen sach man muoten,
wie si über'z Lech solten komen:
herberge het in dâ genomen
der marschalc bî dem Gunzenlê. Biterolf 5744 ff.

Im Juli 1209, als K. Otto IV. sich für den Zug nach Italien zur Kaiserkrönung rüstete, fand die Versammlung, zugleich mit einem Reichstag, bei dem Gunzenle statt:

*) Aus diesem ist das Wort in das mittelhochdeutsche Wörterbuch übergegangen, wo es 1, 586 als Gunzel mit einem Fragezeichen aufgeführt ist.

12. Dum rex Otto ad ordinandum se iret Romam, Berhtoldus et Eberhardus de Fronhofen venerunt Gunzele, ubi rex erat: Weißenauer Traditionscodex S. 162 (Stälin 2, 155).

13. Ebenfalls auf dem Lechfeld sammelte Kaiser Friedrich II. in den Monaten Juni bis August 1236 das Heer zum ersten (wie im August des folgenden Jahres zum zweiten) Römerzuge und stellte im Juli (ohne Angabe des Tages) im Heerlager eine Urkunde aus, an deren Schluß es heißt: Datum apud Gunzenle in castris: Mon. Boica 30ª, 249. vgl. Böhmers Regesten S. 169.

14. Mittelst Urkunde vom 6. Mai 1251 spricht auf den Wunsch des neugewählten Bischofs Hartmann das bischöfliche Capitel Sühne aus für die mancherlei ihm von den Bürgern der Stadt Augsburg zugefügten Schädigungen; die Urkunde schließt: Acta sunt hæc anno domini 1251 Idus Maij aput Gunzzille coram ipso electo: Mon. Boica 33, 79. 80.

15. Eine von Bischof Hartmann in derselben Sache und am nämlichen Tage ausgefertigte Urkunde trägt die buchstäblich gleichlautende Unterschrift: Acta sunt hæc — aput Gunzzille: Freiberg, Sammlung deutscher Rechtsalterthümer 1, IX—XI. vgl. Mon. Boica a. a. O.

So weit die alten Zeugnisse, die ich deshalb ausführlich mitzutheilen für nöthig gehalten habe, weil ich mich im Verlauf öfter werde darauf beziehen müßen, und damit man überhaupt einmal alles diese Localität Betreffende beisammen habe.*)

---

*) [Seit dem Erscheinen meines Aufsatzes (1856) sind ein paar weitere Zeugnisse aufgetaucht, die ich hier kurz verzeichne.

1b Die Pöhlder Annalen (Annales Palidenses aus dem zwölften Jahrhundert in Pertz Script. 16, 48—98) berichten gelegentlich einer Erwähnung der Schlacht auf dem Lechfelde 955: Inito ergo certamine ad clivum, qui dicitur Guncenle, populus canibus ad lace-

Über die Stelle, wo der Ort einst gestanden, herrscht unter den neuern Geschichtsforschern große Meinungsverschiedenheit. Während die Einen, z. B. Zschokke, baier. Geschichten 1, 346. Buchner, Geschichte von Baiern, Documente, Bd. 2 (3. Buch), Anmerkung 165, ihn auf der linken Seite des Lechs suchen, verlegen ihn Andere auf die rechte, die baierische Seite; so schon Ad. Occo in einem Briefe an M. Crusius (s. dessen Annalen 1, 564), mit größter Bestimmtheit jedoch Raiser, Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreis. Augsburg 1830. 4. S. 17. 18, und auf ihn verweisend Stälin, Wirtenb. Gesch. 1, 455. Auch in Kauslers Schlachtenatlas ist auf dem Plane der Schlacht auf dem Lechfeld Gunzenlech östlich vom Lech verzeichnet, und ebenso in Spruners hist.-geogr. Handatlas Nr. 8 (: Conciolegionum), Nr. 13 (: Gunzitten [so!]), Nr. 15 (: Gunzenlech).

Aus der lebendigen und anschaulichen Schilderung, welche Widukind (bei Pertz, Script. 5, 457—459) von der Schlacht entwirft, geht unzweifelhaft hervor, daß sie auf dem eigentlichen, noch heute sogenannten Lechfelde geschlagen wurde, dem großen Delta, welches von Augsburg aufwärts der Lech und die Wer-

---

randum expositus est. S. 60. 61. Bemerkenswerth ist, daß hier der Gunzenle ausdrücklich ein Hügel genannt wird.

9[b] Unter der irrigen Jahreszahl 1198 (statt 1197) erwähnen die Ottenbeurer Annalen (Pertz Script. 16, 317) die Vermählung Herzog Philipps von Schwaben: Hoc anno Philippus rex nuptias Gunzele celebravit.

16. König Konrad (Konradin) genehmigt die Überlassung zweier Höfe zu Verherbach an das Nonnenkloster St. Katharina zu Augsburg durch Urkunde vom 22. Mai 1264, ausgestellt in campo Lici in Gunzenlen apud Augustam (s. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Alterthümer in Leipzig 1856, 1, 150).]

tach bilden, jener ungeheuren, zu Lieferung einer Schlacht wie geschaffenen Ebene. Nachdem der erste ungestüme Anprall des Feindes, der einen Theil des Heeres in Unordnung brachte, abgeschlagen und das Treffen wieder hergestellt war, wurden die Ungarn vom kaiserlichen Heer über den Lech zurückgedrängt, in dessen Fluten viele ihren Tod fanden. Der locus certaminis super fluvium Licum, qui Conciolegis (Gunzenlen) nominatur (s. Nr. 1.), kann daher nur auf der westlichen Seite des Flusses gesucht werden.

Damit stimmen die Angaben, die sich aus der Beschreibung der Heunenfahrt im Biterolf gewinnen lassen, vollkommen überein.

5620. dô sprach der Etzelen man
Rüedegêr der rîche:
'ich füere iuch senfticlîche
(mir sint die wege wol erkant)
gên Swâben durch der Beier lant'.

5630. die helde schikten ir schar
ûf durch der Beier lant.

5636. ichn weiz, in wie manegen tagen
si kômen an daz Lechvelt;
manic hütte unde gezelt
si sâhen drabe schînen,
dâ her Dietrîch mit den sînen
lac ûf dem gevilde. —

5744. die Hiunen sach man muoten,
wie si über'z Lech solten komen:
herberge het in dâ genomen
der marschalc bî dem Gunzenlê.
deweder sît noch ouch ê
kom nie als manic wîgant
hin ze Swâben in daz lant.

Das heißt: der wegkundige Markgraf Rüdeger führte das Heer der Heunen aufwärts durch Baiern an den Lech und das Lechfeld, auf welchem der schon vor ihnen angekommene Dietrich von Bern ihrer harrte. Jenseits (auf dem Lechfeld) erblickten sie das Lager seines achttausend Mann starken Heeres und sie suchten auf das jenseitige Ufer zu kommen, wo ihnen beim Gunzenle Rüdeger Quartier gemacht hatte. Sobald sie den Lech, die uralte Grenzscheide zwischen Schwaben und Baiern, überschritten, waren sie im Schwabenland, welches sie (Z. 5770 ff.) rasch durchzogen.

Die schon jetzt nicht mehr zweifelhafte Lage des Ortes läßt sich noch genauer bestimmen. Aus Loris Geschichte des Lechrains Bd. 2, 178. 179 (ein erster Band ist nie erschienen und das Buch nach Meusels Versicherung: Lexicon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller Bd. 8, 360, so selten wie ein Manuscript) theilt Raiser, Beiträge S. 18, aus einem daselbst abgedruckten Saalbuch des Gerichtes Friedberg vom Jahre 1460 folgende „Vorbemerkung“ mit: „mein gnädiger herr (Herzog Ludwig der Reiche von Baiern) hat von Friedberg aus zu gelaiten bis über die Lechbrücke zum stainernen kreuz, gen Augsburg gelegen; was bis dahin verwirkt wird, hat man gen Friedberg zu strafen; vom stainen kreuz geht das glait (jus salvi conductus) hinauf bis an den Gunzenlech neben Kissing.“ Daraus, meint nun Raiser durch einen mir unbegreiflichen Schluß, sei bestimmt zu erweisen, daß die Burg Conzenlech oder Gunzelen unfern von Kissing am rechten Lechufer gestanden habe und daß dieser Beweisstelle alle entgegenstehenden Vermuthungen weichen müßen.

Ich glaube vielmehr, es sei nichts leichter, als aus dieser Stelle das gerade Gegentheil zu beweisen. Wenn man von dem auf dem rechten Lechufer liegenden Friedberg über die Lechbrücke bis zu dem gegen die Stadt Augsburg hin gelegenen steinernen

Kreuz gieng, so befand man sich offenbar nicht mehr auf bairischer, sondern auf der schwäbischen, auf der linken Seite des Flusses; „neben Kissing“ ist zu verstehen: gegenüber Kissing: zwei nur durch einen Fluß getrennte Orte liegen neben einander, wie z. B. Ofen und Pesth.

Um aber jeden gegen die Bedeutung dieser Stelle etwa noch obwaltenden Zweifel zu zerstreuen, dient vortrefflich eine andere, dem nämlichen Friedberger Saalbuch (Lori 2, 178) entnommene Notiz, welche Lori in seinem chronologischen Auszug der Geschichte von Baiern 1, 276 (München 1782. 8.) wiederholt: „Zum ersten da geet das (Friedberger) landgericht und der wildpann vom zollhaus am Lech hinaufwarz zwischen des Lechs und der Landsperger straß bis an den Gunzenlech; daselbst ist gestanden ain stainen creuz geen dem Hagenbach über: das hat der Lech mitsamt dem Gunzenlech hingebrochen und nidergeworfen; und an dem ende hebt sich Mehringer gericht an.“ Die Landstraße von Augsburg nach Landsberg hat wohl von jeher wie noch jetzt über das ebene Lechfeld auf des Flusses linker Seite geführt; auf dem linken Ufer gerade gegenüber von dem oberhalb Kissing gelegenen Mehring beginnt noch jetzt die Mehringer Au (s. Blatt Nr. 96 des großen stat.-topograph. Atlasses von Baiern) und erstreckt sich auf der linken Seite des Lechs abwärts bis gegen das an der Landsberger Straße liegende Dorf Haunstetten. Hier fieng zufolge der Bemerkung im Friedsberger Saalbuch das Mehringer Gericht an und ebendaselbst, etwas weiter flußabwärts finde ich noch auf Karten aus dem vorigen Jahrhundert ein Zollhaus verzeichnet. Haunstetten gegenüber, auf dem rechten Ufer, zwischen dem Lech und Kissing entspringt der Hagenbach, der sich oberhalb der Lohmühle in die Ach ergießt. Also neben Kissing auf dem entgegengesetzten linken Lechufer zwischen der Mehringer Au und dem jetzt sogenannten Bischofs-

wald, der unweit Augsburg beginnt und sich vielleicht eine halbe Stunde Lechaufwärts zieht (s. das obenerwähnte Atlasblatt), dort muß ehemals das steinerne Kreuz und der Gunzenle gestanden haben. Dem widerspricht, wie ich hier noch bemerken will, der in den Zeugnissen Nr. 2 und 6 gebrauchte Ausdruck ultra Augustam nicht, indem ultra hier nicht etwa jenseits, jenseits des Lechs bedeutet, sondern im Sinne von: drüben hinaus, oberhalb zu verstehen ist.

Nachdem ich, gestützt auf die übereinstimmenden Zeugnisse der vorhandenen Belegstellen die Lage des Ortes unzweifelhaft festgestellt und die mancherlei andern Vermuthungen, welche, um der Conjecturen Occos, Zschokkes zu geschweigen, auf das römische Guntia, auf Günzburg, Günzelhofen u. s. w. gerathen, für immer beseitigt zu haben glaube*), wende ich mich zu dem Namen der Örtlichkeit selbst und der sprachlichen und sachlichen Bedeutung desselben.

Die Meisten unter den neuern Historikern, welche auf den Gunzenle zu reden kommen, nennen ihn eine mittelalterliche Burg, so z. B. Lori (Auszug I, S. 276), Zschokke (baier. Gesch. 1, 346), Raiser (Beiträge S. 17. 18), Buchner (Gesch. v. Baiern

---

*) [Diese meine Feststellung der Lage des Gunzenle ist seitdem bestritten worden von Hrn. Anton Steichele, Domkapitularen in Augsburg, in seinem Werke: Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch. Sechstes Heft (1863) S. 496—499, wo zu beweisen gesucht wird, daß der Gunzenle nicht auf der schwäbischen, sondern auf der baierischen, der rechten Seite des Lech gestanden habe. Allein die auf gezwungener Deutung einiger Zeugnisse beruhenden Gegengründe sind ohne Belang, die Auslegung der einen Stelle bei Lori (2, 179) sogar sehr wunderlich, und die wichtige Angabe im Biterolf ist dabei ganz unberücksichtigt geblieben. Ich habe keinen Anlaß, von meiner Meinung abzugehen, und glaube, daß mein Beweis vollkommen aufrecht bleibt.]

4, 137), Jaffé (Gesch. des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen. Berl. 1843. S. 59). Von einem Schlosse oder einer Burg ist aber, wie wir gesehen, in den Quellen überall keine Rede. So viel ich ersehen kann, ist dieser Irrthum aus folgender Stelle im Crusius Annales Suev. pars 2, 564 entsprungen. Der augsburgische Gelehrte Adolf Occo schrieb im März des Jahres 1589 an Crusius unter anderm: Conradus porro, Sueviae dux et advocatus Augustanus, sedem suam habuit in arce Gunzelen quia sic reperi in antiquis diplomatibus scriptum: datum in arce nostra Gunzelen, in campis Lyci. ubi autem locorum id castrum fuerit, non satis constat, cum ea omnia iam ante multos annos bellis Bavaricis fuerint diruta. Unter diesem Konrad kann Occo nur entweder den dritten Sohn Kaiser Friedrich I., von 1191—1196 Herzog von Schwaben, oder König Konrad IV. meinen. Aber weder unter den von jenen (die Regesten sämmtlicher Urkunden von 1180—1196 verzeichnet Stälin Wirt. Gesch. 2, 130—133), noch unter den von K. Konrad IV. erhaltenen und bekannten Urkunden ist eine einzige am Gunzenle, geschweige denn in arce Gunzelen ausgestellt, und ich bezweifle, daß je eine solche existiert hat. Wahrscheinlich beruht die ganze Nachricht nur auf einem Gedächtnisfehler Occos: Gunzelen war nie eine Burg*). in castris, wie es in der Urkunde Friedrichs II. vom Jahre 1236

*) Denselben Beweis führt P. A. Stoß in einem im Oberbaierischen Archiv 8, 336—347 abgedruckten Aufsatz „Über die angebliche kaiserliche Pfalz- und Malstätte Gunzenlech, Conciolegis“, auf den mich erst, nachdem meine Abhandlung längst niedergeschrieben war, L. Uhland aufmerksam zu machen die Güte hatte. Uhland hat sich ebenfalls mit dem Gunzenle beschäftigt: unsere unabhängig von einander gemachten Untersuchungen haben bezüglich der Lage des Ortes zum nämlichen Ergebnis geführt.

(s. oben Nr. 13) am Schlusse heißt, bedeutet nicht etwa: im Schlosse, sondern: im Heerlager, und diese Bezeichnung trägt eine große Zahl der von demselben während seiner Römerzüge ausgestellten Urkunden, s. Böhmers Reg. 170—177.

Der Ausdruck Conciolegum hat zu mehrfachen Deutungen Veranlassung gegeben. Der Verfasser des Repertoriums zum Atlas von Baiern, Bl. Augsburg 1819. S. 108 meint, in Übereinstimmung mit Aventin (Annales Boic. lib. 6. c. 3. Nr. 6) und Gaßner, das Wort bedeute so viel wie concio legionum, einen erhöhten Standplatz, von welchem aus einst die römischen Legaten, Prätoren u. s. w. Heerschau gehalten hätten. Im April des Jahres 1589 schrieb J. G. von Werdenstein in Eichstädt an Ad. Occo (s. Crusius Annales, pars 2, 523): die Frage über Philipps Hochzeit und den Ort, wo sie stattgefunden, habe ihn mehrere Tage lang beschäftigt: locus, quem aliqui interpretantur G u n z e n l o h e et aliter. sed quam bene, aliorum judicium esto. ego omnino arbitror, fuisse in urbe Augusta locum aliquem percelebrem, dictum Guntz in Leche etc. Daß die „mittelalterliche Burg Conzelech in ehemalige römische Fortificationen eingebaut worden sei“, ist auch Raisers Ansicht (Beitr. S. 18).

Obgleich beim Gunzenle allerdings sowohl Gerichtsverhandlungen als Heerversammlungen stattgefunden haben, so sind doch alle diese Erklärungen aus sprachlichen Gründen abzuweisen. Conciolegis ist, wie es in Nr. 1 ganz richtig heißt, latinisierte Sprachform (latinum eloquium) und wird durchaus bloß von den Chronisten (Nr. 1. 2. 3. 6. 7. 8) gebraucht, die den Namen gewiß nur vom Hörensagen kannten. Ob sie dabei, wie Nr. 7, der Glossator in Nr. 6 und das Friedberger Saalbuch, an den Lech, in dessen Nähe, wie sie wußten, der Ort lag, gedacht haben, ist gleichgültig: die Vulgärform, namentlich wie sie in den an

Ort und Stelle ausgefertigten Urkunden erscheint, muß den Ausschlag geben: in allen diesen lautet die Schlußsilbe übereinstimmend -le und die Richtigkeit dieser Form erhält durch den Reim im Biterolf Gunzenlê : ê volle Bestätigung.

Die beiden ersten Silben enthalten einen Mannsnamen und ist das Wort aus Cunzo oder Gunzo (Verkürzungen aus Kuonrât und Gunther, vgl. Grammatik 3, 690—692) und dem mittelhochdeutschen lê, collis, clivus, goth. hlaiv, altsächs. hlêo, hlêa, ags. hlâv, hlæv, altfries. hli, ahd. hlêo zusammengesetzt. In allen diesen Sprachen drückt das Wort den Begriff von etwas Erhöhtem, Aufgethürmtem aus, und eine ohne Zweifel künstliche Erhöhung aus Stein oder Erde oder beidem zusammen haben wir uns jedesfalls auch unter dem Gunzenle zu denken.

Diese Erklärung zu bestätigen ist eine andere, ebenfalls in Schwaben gelegene Örtlichkeit mit ganz analoger Namensbildung vortrefflich geeignet. Birhtinlê, eine Zusammensetzung mit lê und Birhto = Perhto, Kürzung von Perahtold oder Birhtilo, hieß eine unterhalb Rottenburg, wie es scheint auf dem linken Neckarufer, Kiebingen gegenüber befindliche Dingstätte, auf welcher im dreizehnten Jahrhundert nicht nur Gerichtsverhandlungen, sondern wie auf dem Gunzenle auch Hochzeitsfeierlichkeiten stattgefunden haben. Dort saß vor 1250 der Pfalzgraf von Tübingen mit seinem Schwiegersohn Graf Burkhard von Hohenberg zu Gericht, und setzte zugleich im Beisein vieler edlen Herren die Mitgift fest, die er seiner Tochter Mathilde geben wollte: — rogatu nostro praefatus Cuono de Stoffeln assumpto secum Wernhero milite ad placitum, quod dominus Ruodolfus de Tuovingen pallatinus cum filiastro suo (Burkhardo), comite (de Hohenberc), pro dote filiae suae in Birhtinle, convenientibus ibidem multis nobilioribus, habuit, nobis occurrit: undatierte, zwischen 1224—1247 aus-

gefertigte Urkunde, abgedruckt in Schmids Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. Urkundenb. S. 11. 12 und Mones Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 3, 120—122. — Albertus nobilis divina gratia comes de Rotinburc entscheidet am 1. Februar 1264 einen Streit zwischen dem Abt von Kreuzlingen und den Leuten von Sülchen und Kiebingen wegen Wiesen in loco Birtinle: Schmids Gesch. S. 145. — Auch sonst wird der Ort noch öfter genannt, z. B. in der Sindelfinger Chronik (ed. Haug S. 25, vgl. Böhmers Fontes 2, 471) bei Gelegenheit eines Kriegszugs, den im Jahre 1291 Graf Ulrich von Wirttemberg gegen die Hohenberger unternahm: — Comes Uolricus de Wirtinberch — dominari coepit ascendendo Birtinloe versus Rothinburch; und noch im siebzehnten Jahrhundert erscheint er in einem Vertrag zwischen Rottenburg und Kiebingen vom Jahre 1657, betreffend zwölf Morgen Wiesen, im Rottenburger Zwing und Bann, gelegen auf dem Burtenlay, die von ewigen zeiten her frei gewesen seien, und ebenso in einer alten Steinbeschreibung — der 13. stain stehet an denen Burtenlehen und des Spitals wisen negsten an dem hewweg: aus einem Manuskript über die Besitzungen des Klosters Rohrhalde bei Kiebingen mitgetheilt von Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen S. 145.

Ähnlich gebildete Ortsnamen können auch noch anderwärts nachgewiesen werden. Lanzelen (zusammengesetzt aus lê und Lanzo = Lantbold oder Landpreht = Lampreht oder Lantfrit, (vgl. Förstemann altd. Namenbuch S. 830), Murzele (Murzo, vgl. Förstemann S. 941), Tegerlen (Tegaro = Tagapreht, vgl. Förstemann 326—330), alle drei im Kanton Zürich gelegen, s. Meyer die Ortsnamen des K. Zürich 1849, S. 76. Hierher gehört vielleicht auch Langile (Lango = Lancpreht, (vgl. Förstemann S. 838), wo am 10. November 995 Kaiser

Otto III. eine Urkunde (abgedruckt Mon. Boica 28, 263) ausstellte.

Die angelsächsischen, von J. M. Kemble herausgegebenen Urkunden (Codex diplomat. ævi Saxonici. T. 1—6. London 1839—1848. 8.) wimmeln von mit hlæw, hlâv zusammengesetzten Ortsnamen. Weitaus die meisten sind mit Personennamen zusammengesetzt, und so viel ich bemerken konnte, sind es nie eigentliche Ortschaften, die diese Namen tragen. Fast immer werden sie in den Urkunden bei Grenzbestimmungen gebraucht und nur einmal finde ich — analog dem Birhtin- und Gunzenle — in einer Urkunde vom Jahre 825 Oslafeshlav als Versammlungsort zum Austrag einer Streitigkeit genannt: iterumque secundo anno postquam haec omnia ita peracta sunt, haec eadem abbatissa illius episcopi colloquium flagitabat, eumque in provincia Hwicciorum expetivit illo in loco, qui nominatur Oslafeshlav (Kemble 1, 283).

Ich befürchte nicht, daß die oben gegebene sprachliche Erklärung des Gunzenle und Birhtinle auf Widerspruch stoßen werde. Es fragt sich nun aber, ob die beiden Orte, wie es mit solchen Benennungen wohl sonst zu geschehen pflegte, zufällig von irgend einem beliebigen Gunzo oder Birhto, oder ob sie nicht vielmehr von hervorragenden Persönlichkeiten und vielleicht sogar bei bestimmten Anlässen den Namen erhalten haben? Ich glaube, daß letzteres der Fall ist. Es ist wohl zu beachten, daß in den ältern deutschen Dialekten das Wort nicht wie das mittelhochdeutsche lê (und das lat. clivus, wozu es zu halten ist) einfach Hügel, sanft ansteigende Höhe, sondern vorzugsweise Grab, Grabhügel, Grabdenkmal bedeutet. hlaiv wird von Ulfila ausschließlich für sepulcrum gebraucht; das agſ. hlæv, hlâv bedeutet neben Hügel, Anhöhe besonders tumulus, Grab, Hünengrab, vgl. Bosworth dictionary. London 1849. S. 140. Ettmüller

493. Im Heljand heißt hlêa 124, 18 der Stein, mit welchem im Grabe der Leichnam des Lazarus bedeckt war, und hlêo 171, 29 ebenfalls der Stein, der von Christi Grab gewälzt wurde. Im Althochdeutschen wird hlêo (s. Graff 4, 1093) durch acervus, agger, tumulus, mausoleum erklärt. Also überall hier ist nicht eine einfache Anhöhe, ein Hügel, sondern eine künstliche, aus Steinen erbaute Erhöhung, ein Grabdenkmal die vorherrschende Bedeutung. Da nun beiden Namen ohne Zweifel ein hohes Alter zukommt, indem der Eine schon im elften Jahrhundert genannt wird, so wird man mit Sicherheit annehmen dürfen, daß die ursprüngliche Form Gunzin- oder Cunzinhlêo, Perahtinhlêo gelautet habe, und daß demnach das zweite Wort nicht die Bedeutung des mittelhochdeutschen lê, sondern die ursprüngliche des althochdeutschen hlêo hatte: also tumulus, mausoleum Gunzonis, Perahtonis. Dadurch fällt auf diese Örtlichkeiten ein ganz neues Licht: es sind Grabmäler von Männern, die eine ausgezeichnete Stelle im öffentlichen Leben inne hatten, und es gilt nun, die historischen Personen zu finden, denen diese Denkmäler möglicherweise errichtet wurden.

Der Birhtinle lag an der nördlichen Grenze der Bertholdsbaar, des größten alamannischen Gaues, der seinem bedeutenden Umfang nach eher ein kleines Herzogthum genannt werden könnte. Die Grenzen der Baar liefen im Westen auf den Höhen des Schwarzwaldes bis in die Gegend der Donauquellen, im Süden am rechten Donauufer hin; im Osten bildete die Gegend des Lauchart- und Steinlachthals, im Norden der Neckar in der Gegend von Horb und Rottenburg ihre Grenzen (s. Stälin 1, 284. 285). In der Nähe der letztgenannten Stadt, auf der Grenze der Bertholdsbaar und des Sülichgaues, von dem es unentschieden ist, ob er noch zur Baar gehörte, stand der Birhtinle. Die Bertholdsbaar, welche urkundlich zuerst im Jahre

759 (s. Neugart Nr. 25) erscheint und bis Ende des neunten Jahrhunderts vielfach genannt wird, hat ihre Benennung wahrscheinlich von dem im Jahre 724 vorkommenden alamannischen Volksherzog Perahtolt (einen älteren dieses Namens kennt man nicht) erhalten (s. Stälin 1, 242. 284), und diesem zu Ehren wurde der Le ohne Zweifel errichtet und genannt. Die Nachkommen des im Jahre 748 für immer gestürzten Herzogsgeschlechts (unter denen 786—802 ebenfalls ein Perahtolt, so wie 768—802 ein Pirhtilo erscheint, von welchem die, eine Unterabtheilung der Bertholdsbaar bildende Perihtilinpara den Namen erhielt (s. Stälin 1, 290. 329) blühten noch, lange fort als Gaugrafen der Baar, wo sie reich begütert waren, und beim Birhtinle, dem zu Ehren ihres Vorfahren errichteten Grabdenkmale, mögen sie zu Gericht gesessen haben, obschon sich in den betreffenden Urkunden, die ausschließlich von Güterschenkungen an die Klöster St. Gallen und Lorsch handeln, kein Zeugnis darüber vorfindet.

Schwieriger dürfte der Nachweis sein, welchem Fürsten der Gunzenle seinen Namen zu danken hat. Wie wir oben (Nr. 1) gesehen haben, wird derselbe zuerst in Verbindung mit der Schlacht auf dem Lechfeld genannt. Wie, wenn gerade diese Schlacht zur Errichtung des Gunzenles die Veranlassung gegeben hätte? Die Stelle des Chronicon Ebersbergense, zu deren ausführlicherer Mittheilung sich weiter unten Gelegenheit darbieten wird, scheint fast darauf hinzudeuten. In der glorreichen Schlacht hat keiner tapferer gefochten, als der Frankenherzog Konrad von Lothringen. Er war es, der, nachdem die übrigen deutschen Heereshaufen vor dem ungestümen Angriff der Ungarn schon in Unordnung gerathen waren, an der Spitze der vierten Legion das Treffen wieder herstellte und den Feind über den Lech zurückdrängte. Die Schlacht war schon entschieden, als Konrad, nachdem er, erhitzt

vom Kampfeseifer und der Sonnenglut des heißen Augusttages, um frische Luft zu schöpfen die Helmbänder gelöst, von einem feindlichen Pfeil tödtlich in den Hals verwundet wurde. Der Fall dieses Helden wurde mitten unter dem Siegesjubel schmerzlich empfunden, und allgemein war die Trauer und das Wehklagen um seinen Tod. Was wäre natürlicher, als daß auf dem Schlachtfelde selbst, an der Stelle wo er gefallen, dem Sieger zu Ehren und zugleich zur Erinnerung an eine der ruhmvollsten Schlachten, die Deutschland je geschlagen und die das Reich für immer von den räuberischen Einfällen der Ungarn befreite, ein Denkmal errichtet wurde? Dann aber war es kein eigentliches Grabmal, denn nach Widukinds und Thietmars Zeugnissen wurde der Leichnam des Herzogs auf des Kaisers Befehl nach Worms gebracht und dort begraben, sondern ein Ehrendenkmal nach Art der griechischen Kenotaphien. Daß der Herzog Konrad je mit dem verkürzten Namen Gunzo wäre genannt worden, darüber stehen mir freilich keine Belege zu Gebote; doch war diese Form im zehnten Jahrhundert noch keine seltene geworden und gerade im Volk waren derlei Namensverkürzungen noch in viel späterer Zeit gebräuchlich und beliebt. Keinen Anstoß erregen kann endlich die in den oben verzeichneten Urkunden häufiger erscheinende Form Gunzenlê, welche eher Gunzo = Gunther als Cunzo vermuthen läßt, indem sowohl Cunzile in Nr. 4, als das latinisierte Conciolegis bestimmt auf Cunzo deuten und die Verwechslung von Cunzo und Gunzo überdies eine so häufige ist, daß auch Förstemann in seinem altdeutschen Namenbuch (S. 312) beide Namen nicht streng auseinander zu halten vermocht hat.

Wie viel übrigens der eben versuchte Nachweis der historischen Veranlassung zum Aufbau des Gunzenles nach meiner Ansicht für sich haben mag, so will ich doch nicht verschweigen, daß noch eine

andere Erklärung möglich ist, die sich vielleicht besser empfiehlt und eine passendere Analogie mit dem Birhtinle darbietet.

Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts, als die irischen Glaubensboten Gallus und Columba nach Alamannien kamen und in den Gegenden zwischen dem Züricher- und Bodensee eine Wohnstätte suchten, um von dort aus das Bekehrungswerk zu beginnen, herrschte in jenen obern Landen (Alta Germania = Hochdeutschland ist der Ausdruck, womit sie mehrmals bezeichnet werden) ein mächtiger Fürst, Cunzo mit Namen, als Herzog (dux partium ipsarum: vita S. Galli bei Pertz 2, 8). Obwohl Christ, war derselbe anfänglich den beiden frommen Männern nichts weniger als günstig gesinnt. Als sie in der St. Aurelienkirche zu Bregenz drei in die Wand gemauerte altheidnische Götterbilder zertrümmerten und in den See warfen, und die darob ergrimmten, noch an ihren heidnischen Gebräuchen hängenden Bewohner jenes Ortes bei ihm Klage gegen sie erhoben, mit dem fälschlichen Vorgeben, durch die Anwesenheit dieser Fremdlinge würden die öffentlichen Jagdgründe gefährdet, ließ er sie mit großer Strenge von dort vertreiben. Später jedoch, als seine einzige Tochter Fridiburga, die Verlobte des jungen austrasischen Königs Sigibert, an schwerer Krankheit darniederlag und alle ärztliche und geistliche Hilfe nichts verfangen wollte, entbot der bekümmerte Vater den heiligen Gallus zu sich nach Überlingen, mit der Bitte, das Mädchen von dem sie peinigenden Dämon zu befreien. Der heilige Mann zögerte zuerst, dieser Einladung Folge zu leisten, kam aber endlich doch und vertrieb durch Gebet und Handauflegen den bösen Geist aus der Jungfrau. Auf Befehl des königlichen Bräutigams, und wohl auch aus eigenem dankbarem Gefühl für die glückliche Heilung seiner Tochter, war Cunzo dem heiligen Gallus zur Erbauung einer Zelle bei Arbon behilflich und leistete ihm von nun an

bei seinem Bekehrungswerke überhaupt jeden Vorschub, ja er beabsichtigte sogar, ihn an die Stelle des kurz zuvor (613) gestorbenen Gaudentius zum Bischof von Constanz erwählen zu lassen. Gallus lehnte jedoch diese Würde, die ihm als einem Fremdling nicht zukomme, ab und schlug an seiner Statt den aus Grabs in Rätien gebürtigen Diaconus Johannes vor, der dann auch wirklich zum Bischof gewählt wurde. Cunzo berief selbst die Synode zusammen, leitete im Beisein der Bischöfe von Augustodunum und Speier, der Priesterschaft von ganz Oberdeutschland, sowie der Fürsten Schwabens und einer unzählichen Volksmenge die Wahlhandlung, kurz übte dabei alle Gewalt aus, die ihm als Herzog des Landes zukam. Daraus geht hervor, daß Cunzo nicht bloß von den obern Landen (partium ipsarum), sondern in der That Herzog von ganz Alamannien war *).

---

*) In der alten Vita (Pertz 2, 13): Misit deinceps praefatus dux Cunzo viro dei epistolam, ut in Constantiam veniret, quatenus apud illum pontificem dignum eligerent, vocavitque Augustodunensem praesulem cum clero et populo, necnon et Spirensem electionis gratia accersivit, pleniterque ex tota Alta Germania presbiteros et diacones, clericos et laicos, ad eandem urbem convocavit, quatenus dignus pontifex eligeretur. Ipso nempe duce cum principibus Suevorum mediante, protracta est tribus diebus synodus cum infinita multitudine etc. In der Stuttgarter Handschrift der jüngeren Vita des Walafried Strabo (Biblia fol. 58, Bl. 84[a]) lautet die Stelle: advocavit autem Augustodunensem et Verdunensem (Verdun) episcopos — Nemedonae etiam, quae a modernis Spira vocatur, venire fecit episcopum, necnon per nuntios et epistolas suas totius Alamanniae presbiteros, diacones universasque clericorum copias generaliter denominata die idem proxima pascae dominica apud Constantiam convenire praecepit. Ipse quoque cum principibus et comitibus suis huic intererat conventui. — Unter dem hier genannten praesul oder episcopus Augustodunensis verstand man

In der Vita S. Magni (Goldast, Scr. rer. Germ. Ausg. von 1661. 1, 190 ff. Acta SS. Sept. T. 2) begegnen wir ebenfalls zu öftern Malen einem Herzog Cunzo (oder Gunzo, wie er hier fast durchweg heißt), der gar kein Anderer sein kann, als der Zeitgenosse des heiligen Gallus, dessen Geschichte sich im ersten Buch jener Vita theilweise wiederholt findet*). In einigen Hand-

---

früher den Bischof von Augsburg, neuerdings (Stälin 1, 187) den von Basel. Ersterer würde besser passen, doch steht dem allerdings die Wortform entgegen, die in der alten Vita und der Umarbeitung des Walafried Strabo übereinstimmend lautet.

*) Merckel (de republica Alamannorum X, 2. p. 39) ist freilich anderer Ansicht: er hält den L. II, Cap. 10 genannten dux Cunzo für einen nach 749 eingesetzten zweiten Herzog dieses Namens. Gewiss mit Unrecht: weder kann ein Cunzo II. sonst nachgewiesen werden, noch hat es nach der Zertrümmerung des alamannischen Herzogthums durch Karlmann (746) überhaupt noch Herzoge von Alamannien gegeben. In der oft besprochenen, verdächtigen Vita S. Magni sind offenbar zwei Theile zu unterscheiden. Der erste Theil (= Lib. I) ist allerdings ein Machwerk späterer Zeit, dessen Verfasser bemüht war, den heil. Magnus mit dem Gefährten des S. Gallus, Magnoald, zu identificieren und ihn, was er nicht war, zu einem unmittelbaren Schüler Galls zu machen. Zu diesem Zwecke trug er die Thaten des heil. Columba theilweise auf Magnus über, wiederholte den Inhalt der ersten Capitel aus der Vita S. Galli (einschließlich der Erzählung von Cunzo, seiner Tochter und der Constanzer Bischofswahl) und rückte auf diese Weise, die ganze Geschichte dieses Heiligen in Verwirrung bringend, Magnus um volle hundert Jahre zu weit hinauf. — Der zweite Theil dagegen enthält jedesfalls einen echten historischen Kern, welchen anzuzweifeln kein stichhaltiger Grund vorliegt. Aus seinen Beziehungen zum Augsburger Bischof Wikterp (gekürzt Wigo, Wicho, 739 bis 767) zu Karlmann (741—747) und Pipin (741—768) geht hervor, daß Magnus in der Mitte und zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts gelebt haben muß. Dieses Verhältnis, dem durch die alte St. Galler Handschrift, deren erster Theil die Schriftzüge des zwölften

schriften derselben wird Cunzo geradezu dux Alamanniae genannt (z. B. der Stuttgarter, Biblia fol. 58, Bl. 29 c), in andern, und das ist für unsere Frage von besonderer Wichtigkeit, dux Gunzo ex provinciis Augustensis Retiae (Acta SS. Sept. T. 2, 752) und dux Cunzo ex provinciis Augustae et Retiae (Goldast 1, 199). Wir finden also hier den Herzog Cunzo in nächste Verbindung mit Augsburg gebracht und sind damit unserem Ziele beträchtlich näher gerückt. Zwar hat der Name in die Vita S. Magni nur durch einen Anachronismus Eingang gefunden, dennoch wird die Bezeichnung Cunzos als dux Augustae et Retiae nicht völlig aus der Luft gegriffen sein. Schon unter den Römern wurde Vindelicien zur Provinz Rätia gezogen (s. Zeuß, die Deutschen 238), und im 7. Jahrhundert gehörten beide zum Herzogthum Alamannien, das seine südliche Grenze in den rätischen Alpen, seine östliche am Lech hatte. Wenn also Cunzo bald dux partium ipsarum (d. i. der Bodenseegegenden: Vita S. Galli, worunter man beides, Vindelicien und Rätien, verstehen kann), bald dux Alamanniae, und endlich dux ex provinciis Augustae et Raetiae genannt wird, so sind das nur verschiedene Benennungen für dieselbe Sache. In den neuern Geschichtswerken wird übereinstimmend berichtet, Cunzo habe zu Überlingen seinen Sitz gehabt. Davon steht je-

---

Jahrhunderts zeigt, während der zweite von einer Hand des zehnten Jahrhunderts herrührt, noch ein äußeres Zeugnis bestätigend zur Seite tritt, hat schon Plac. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg 1, 88 ff. einleuchtend dargelegt, ohne wie es scheint, unter den neuern Historikern Beistimmung zu finden. Noch Rudhardt, älteste Geschichte Baierns S. 343 setzt den Todestag des heiligen Magnus auf den 6. Sept. 676, der nach Brauns gewiss richtiger Berechnung (a. a. O. 1, 106) auf den 6. Sept. wahrscheinlich des Jahres 772 fällt.

doch in der Vita S. Galli nichts: es heißt dort bloß, Gallus sei zu ihm nach Iburninga entboten worden; daß er in dieser Stadt seinen beständigen Sitz, seine Residenz hatte, ist nirgends gesagt. Aber wenn auch, so hindert das nicht, daß er sich zeitweilig noch in andern Städten seines Herzogthums aufgehalten, und noch weniger, daß man ihm aus irgend einem Grunde in der Nähe von Augsburg ein Mausoleum, einen hlêo errichten konnte. Jedesfalls kennt die Geschichte nur einen einzigen alamannischen Herzog dieses Namens. Man hat daher keine Wahl, und wenn sonst meine Vermuthung über die ursprüngliche Bedeutung von hlêo richtig ist, so wird, wie der Birhtinle jenem Perahtolt, der Gunzenle diesem Cunzo, also beide zweien der Zeit nach sich nicht sehr fern liegenden alamannischen Volksherzogen ihre Benennung zu danken haben.

Über die Errichtung von Grabmälern auf freiem Felde zu Ehren großer Fürsten und Helden stehen mir aus deutscher Vorzeit keine bestimmten und ausdrücklichen Zeugnisse zu Gebot *). Doch wird man die Möglichkeit nicht bezweifeln dürfen, denn der Gebrauch ist uralt, ebenso die Sitte, an Mälern von Helden Gerichte und Volksversammlungen zu halten. Über den bei den Juden, Griechen, Römern und anderen Völkern des Alterthums herrschenden Gebrauch, große Todte an öffentlichen Straßen zu begraben, hat Édélestand Du Méril (Mélanges archéologiques et littéraires. Paris 1850. p. 112 ff.) Beispiele zusammengestellt und in Gallien das Fortleben dieser Sitte noch in christlicher Zeit nachgewiesen. An öffentlichem Wege (juxta viam

*) [Zwei Beispiele von Heldengrabmälern an der Meeresküste aus germanischer Vorzeit wies später J. Grimm nach, aus dem Beowulf V. 6264. 6293 (Thorpe 5603) und der Ynglinga-Saga Cap. 36, in dem kleinen Aufsatz „Der Le am Seestrande“: Germania 1, 235. 236.]

publicam) wurden noch König Childerich (s. Bouquet 3, 648), Aravasius, Bischof von Mastricht (juxta pontem aggeris publici sepultus est: Valois, notitia Galliarum 559), und der Bischof von Clermont, Urbicus (ipse vero — juxta aggerem publicum sepultus est: Bouquet 2, 151) begraben.

Für Versammlungen an Grabhügeln gewährt schon die Ilias X, 415 ein Beispiel:

Hector, alle versammelnd des Heers rathkundige Fürsten,
Pflegt mit ihnen des Raths am Grab des erhabenen Ilos.

Die Hünenbetten in Norddeutschland und die Cromlechs in England scheinen zu ähnlichen Zwecken, wie unsere beiden Le, errichtet worden zu sein und haben mit ihren Steinkreisen ebenfalls zu Malstätten und Volksversammlungen gedient. Über Volksversammlungen, gehalten bei den Cromlechs und Hünenbetten, vgl. Keferstein, kelt. Alterthümer 1, 392 f., der zwar die sepulcrale Bestimmung der letzteren läugnet, aber ohne Zweifel mit Unrecht und im Widerspruch mit deutschen und englischen Forschern. Verbunden mit den keltischen Steinkreisen oder Steinquadraten, wie denen zu Carnac in der Bretagne, die Einige für das Denkmal einer großen Schlacht, Andere für Todtendenkmale halten, oder dem Stonehenge in der Ebene von Salisbury, waren Grabhügel, und daß des letzteren Steinkreis als Versammlungsort diente, beweist die Erzählung vom Angelsachsen Hengist, der 360 daselbst versammelte Galen überfiel und tödtete. Wenn es endlich, um noch ein deutsches Beispiel zu nennen, in einer Lorscher Urkunde vom J. 795 (codex Laureshamensis 1, 17) heißt: placitum in eadem sylva ad tumulum, qui dicitur Walinehoug, so haben wir hier abermals eine Gerichtsversammlung am Grabmal eines Helden; houg, altn. haugr, ist ein Grabhügel. Unter drei Arten von Grabhügeln, die schon in früher Zeit in Dänemark im Gebrauch waren, war houg oder

haugr die größte und vornehmste, und blieb nach einem Gesetze Königs Frotho III. ausschließlich ausgezeichneten Männern vorbehalten (Du Méril a. a. O. 132).

Ob die Herzoge Cunzo und Perahtolt an den beiden Orten bei ihrem Leben schon Gericht zu halten pflegten und dieser Umstand die Errichtung der Mausoleen gerade an diesen Stellen veranlaßt hat, oder ob umgekehrt erst später die beiden Le, als geheiligte Orte gleichsam, zu Gerichtsstätten ausersehen wurden, das ist eine Frage, die man wohl aufwerfen, aber nicht mit Bestimmtheit beantworten kann. Genug, der Gunzenle war Jahrhunderte hindurch die angesehenste, die Hauptdingstätte des Schwabenlandes, ja, obgleich er diesen Namen nie ausdrücklich geführt hat, recht eigentlich ein Königsstuhl. Das Chronicon Ebersbergense gewährt hiefür ein sehr bestimmtes, auffallender Weise bisher völlig übersehenes Zeugnis. Nach der oben (Nr. 1) mitgetheilten Stelle fährt es also fort: ibique regalis magnificentia jure perpetuo thronum judicalem habere debet, cum aliis terrarum principibus ad faciendum judicium et justitiam sive ad reipublicae negotia, prout jura sunt condita, provide gubernanda: Öfele 2, 7. Noch im 16. Jahrhundert scheint die Erinnerung an diese einstige Bedeutung des Orts nicht ganz erloschen gewesen zu sein. In dem schon oben angeführten Briefe schreibt Ad. Occo an M. Crusius: diligenter percontatus sum de ea re D. Marcum Fuggerum. Is retulit, ad Kissingam — esse etiamnum locum quendam, qui dicatur Kaiserstul, quasi sedes imperatoria.

Während im Mittelalter die gebotenen Gerichte zum Austrag wirklicher Rechtsstreitigkeiten gewöhnlich auf Bergen, Hügeln und Anhöhen, die Gau- und Centgerichte auf Wiesen und freien Plätzen von geringerm Umfang abgehalten wurden, forderten die ungebotenen, zu bestimmten Jahreszeiten, meist im

Frühling und Herbst, abgehaltenen großen Volksversammlungen (concilium generale, placitum commune), wo Fürsten und Völker ganzer Länder zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten zusammentrafen, weite, freie, einer so großen Menschenmenge Raum gewährende Ebenen. „Allgemeine oder große Versammlung", bemerkt J. Grimm in den deutschen Rechtsalterthümern S. 244, „wurde zu bestimmter Jahreszeit, an bestimmtem Ort gehalten; man pflegte die Nähe eines Flusses, oder eine Insel im Fluße, gern auch einen Ort zu wählen, wo die Grenze verschiedener Landschaften zusammenlief." Alle diese Erfordernisse vereinigte der Gunzenle in vollem Maße in sich: auf der Grenze zweier großer Länder, in der Nähe des Lechs und auf einem Felde gelegen, wie man es sich nicht weiter und geräumiger wünschen konnte, mußte der Ort schon durch seine Lage zu den, wie wir gesehen haben, häufig dort gehaltenen Pfingstversammlungen oder Maidingen besonders einladend erscheinen: der Le selbst, ein Aufbau von Stein und vielleicht in den Fluß hineingebaut, dessen Anprall er im Laufe der Zeit zum Opfer fiel, bot den Fürsten und Richtern zur Ansprache an das unten auf der Ebene versammelte Volk den günstigsten Standpunkt.

Für das Ansehen, in welchem der Ort noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stand, liefern die unter Nr. 14 und 15 mitgetheilten Zeugnisse einen recht charakteristischen Beweis. Als der Bischof, das Domcapitel und die Bürger von Augsburg dem lange zwischen ihnen bestandenen Hader ein Ende machen wollten, da blieben sie nicht in der Stadt, wo es doch gewiss an hiefür geeigneten Localitäten nicht fehlen konnte: sie zogen hinaus zum Gunzenle, um dort, auf der durch alte Sitten und Erinnerungen geheiligten Stätte, der Sühne eine höhere Weihe zu geben. —

Ich kann vom Gunzenle nicht scheiden, ohne auf einen, im Norden Deutschlands gelegenen Ort mit ähnlicher Namenbildung

wenigstens einen Blick zu werfen; ich meine die berühmte Dingstätte der Sachsen, Marklo an der Weser. In der von Hugbald vor 913 geschriebenen Vita Lebuini († 776) wird von den Sachsen erzählt: statuto quoque tempore anni semel ex singulis pagis atque ex iisdem ordinibus tripartitis singillatim viri duodecim electi et in unum collecti in media Saxonia secus flumen Wiseram et locum Marklo nuncupatum exercebant generale concilium, tractantes, sancientes et propalantes communis commoda utilitatis juxta placitum a se statutae legis (Surius, historia Sanctorum 6, 282 ff.). Fast von Allen, die sich mit diesem Namen beschäftigt haben, auch von J. Grimm (Rechtsalt. 794), wird die zweite Silbe des Worts durch Wald erklärt (= silva Marciana, d. i. Schwarzwald: Gesch. d. deutschen Spr. 628). Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Erklärung, schon weil die dem Namen Marklo vorgesetzte Bezeichnung locus für einen Wald etwas Auffallendes hat und man eher lucus oder sylva erwarten sollte. Der Abdruck bei Surius ist die einzige Quelle für diesen Namen, und wie wenig zuverläßig gerade in dieser Beziehung die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts sind, dürfte bekannt sein. Auch Christ. Ulr. Grupen, der dem Marklo eine eigene Abhandlung gewidmet hat: „De Marcklo ad Visurgim Saxonum campo Martio“ (abgedruckt in s. Disceptationes forenses. Gött. 1740. 4. 863—883), vermag seine Bedenken über die Richtigkeit dieser Schreibung nicht zu verbergen und ist geneigt, das nirgends sonst nachweisbare Marklo des Surius für identisch mit Marslo, Marsle zu halten, einer noch in Urkunden des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts häufig genannten Örtlichkeit. 1246 verkauft der Bischof von Minden, Johannes, dem Kloster Loccum einen Zehenden in Lese et in Marsle, ebenso 1247 Hermann de Arnchero einen Zehenden in Lese, Osterlese et in Marsle. 1251

überläßt Abt Hermann von Schwalenberg dem St. Maurizienkloster zu Minden Güter in Colchfeld, Ewippe, Moringe, Marslo et Meredorp. 1285 verkauft Gerhardus de Monte dem Kloster Loccum eine curia in Marsle et duos mansos in villa Lese, und demselben Kloster tritt Godefredus episc. Mind. 1314 nebst andern Gütern tres mansos in Marslo ab.

Es ist nicht zu läugnen, daß Grupens Ansicht Vieles für sich hat. Das nun längst verschollene, aber doch noch in der Flurbenennung das Marsloer (vulgo Maser) Feld fortlebende Marslo oder Marsle war, wie sich aus den vorstehenden Urkunden mit Sicherheit ergibt, in der Nähe des noch vorhandenen Dorfes Leese, gegenüber von Stolzenau gelegen: also dicht an der Weser und in der Mitte des alten Sachsenlandes. Diese Lage fällt mit der von Marklo so vollkommen zusammen, daß wohl auch die bis auf einen Buchstaben zutreffende Namensgleichheit mehr als ein bloßer Zufall sein wird. Gibt man die Möglichkeit einer Identität beider Namen zu, so ist die mehrmals erscheinende Nebenform Marsle wohl geeignet, gegen die Richtigkeit der zweiten Silbe -lo Zweifel zu erwecken, indem es sich wohl begreift, wie das alte lôh, lucus, Wald, in lo verkürzt werden, nicht aber, wie lo sich in le verwandeln konnte. Dieses Schwanken zwischen lo und le zu erklären und zu vermitteln, dient vortrefflich das altſ. und ahd. gleichlautende hlêo, und in Marsihlêo wird, wie ich vermuthe, das bei Surius entweder verschriebene oder verlesene Marklo herzustellen sein. Wie der Gunzenle und Birhtinle, so enthält auch der Marsle in seiner ersten Silbe einen Mannsnamen, aber unmöglich ist es, die historische Persönlichkeit nachzuweisen, von welcher der Ort seinen Namen könnte empfangen haben. Doch fehlt es auch hier nicht wenigstens an einer leisen Hindeutung. Nach J. Grimms Vermuthung (Myth. 336) „leiten die von Strabo und Tacitus genannten Marsi (ſ. Zeuß

86), ein uralter, bald erloschener Stamm zwischen Rhein und Weser (nach neuern Forschungen in der Gegend von Dortmund: Grimm, Gesch. d. d. Spr. 621), bei dem sich das Tanfanaheiligthum befand, auf einen Helden Marso, den man nicht mit dem römischen Mars noch mit Marsus (der Circe Sohn) vermischen dürfe." Der Eigenname Marso ist unhäufig und begegnet nur bei Mabillon, De re diplomatica Nr. 18 in einer Urkunde von 692 und im Polyptychum Irminonis 158[a]. 163[b] (Förstemann altd. Namenbuch 916). Diese Seltenheit seines Vorkommens deutet auf hohes Alter der damit zusammengesetzten Ortsnamen. Ganz in der Nähe des angeblichen Marklo oder unseres Marsle liegt oder lag ein Marsberg (Grimm, Myth. 182. Grupen a. a. O. 876. 879), und beide, Marsle und Marsberg, gehörten einst zum pagus Marstem, Marshem, Marsem (Sarachonis registrum bonorum et proventuum abbatiæ Corbeiensis im Anhang zu J. F. Falkes Cod. trad. Corb. Lips. 1752. fol. p. 42. nr. 727. vgl. Grimms Myth. 182), welcher Benennung wohl ebenfalls der Name Marso zu Grunde liegt. Das Zusammentreffen dieser drei mit demselben Eigennamen gebildeten Ortsnamen kann nicht bedeutungslos sein, vielmehr wird man, wenn wir auch die Marsi beiseits lassen, annehmen dürfen, daß der Marso, nach welchem ein Gau und ein Dorf genannt wurde, auch dem Marsle nicht fremd sein werde, und es wäre damit ein dritter Le in Deutschland nachgewiesen, der, schon in ältester Zeit zum ehrenden Andenken eines Helden errichtet, dem Volke als Versammlungsort und Malstätte gedient hat. —

Es liegt in der Natur der Sache, daß bei Untersuchungen wie der vorstehenden weder von zwingenden Beweisen noch von sichern, über Zweifel und Anfechtungen erhabenen Resultaten die Rede sein kann, und ich darf mich zufrieden geben, wenn den

Hypothesen, deren Begründung ich hier versucht habe, wenigstens einiger Grad von Wahrscheinlichkeit zugestanden wird.

Mein Aufsatz befand sich schon in der Druckerei, als mein Freund Holtzmann mir in Hattemers Denkmalen des Mittelalters 3, 602 folgende Glosse des neunten Jahrhunderts nachwies: post hoc Claudius Drusus, cujus Mogontie est tumulus .l. Trûsilêh. Diese Stelle ist für unsere Frage von entscheidender Wichtigkeit. Meine Erklärung des Gunzenle und Birhtinle war, obwohl auf sicherer sprachlicher Grundlage ruhend, nur eine Hypothese, der man beistimmen, die man aber auch bezweifeln konnte: durch die Auffindung dieser Glosse wird ihre Richtigkeit in allen Theilen bis zur Evidenz bewiesen. Die beiden Le waren in der That Heroengräber, Grabdenkmäler von Stammeshelden, die wahrscheinlich erst in christlicher Zeit errichtet und jedesfalls in dieser noch als heilige Versammlungs- und Gerichtsstätten in hohen Ehren gehalten wurden.

Es sei mir erlaubt, hier über den Trûsilêh eine Bemerkung anzufügen. Von dem in Mainz im J. 9 vor Chr. dem Drusus zu Ehren errichteten Denkmal geben schon die römischen Geschichtschreiber Sueton (in Claudio cap. 1) und Eutrop (Brev. hist. Rom. VII. 8), ferner Dio Cassius (LV, 2) bestimmte Nachricht, und noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gedenken desselben als eines zu ihrer Zeit noch in Mainz bestehenden Monumentes Otto von Freising (Chron. III, 4: monstratur adhuc monumentum Drusi Moguntiae per modum pyrae) und Konrad von Ursberg (Drusus apud Moguntiam habet monumentum). Es war ein Kenotaphium, bei welchem nach Sueton jährlich an bestimmten Tagen militärische Übungen (decursiones) stattfanden und die gallischen Städte feierliche Opfer darbrachten. Im Widerspruch mit den neuern Historikern, welche immer von

mehreren dem Drusus zu Mainz errichteten Denkmälern handeln, ist in den alten Zeugnissen überall, auch bei Dio Cassius, nur von éinem Monument die Rede, welches der römischen Sitte gemäß ohne Zweifel außerhalb des Castrums auf dem Waffenplatze oder dem Marsfelde wird gestanden haben. Es ist jetzt die allgemein geltende Ansicht (s. Schaab, Gesch. der Stadt Mainz 1, 69 ff. und den Aufsatz N. Müllers in den Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde 3, 1—38), daß der noch als großartige Ruine auf der Citadelle zu Mainz befindliche Eichelstein das Drusus monument sei, und in der That spricht Alles, seine Lage, seine Bauart und ursprüngliche Gestalt, die selbst aus dem verwitterten Zustande noch deutlich zu erkennen ist und mit andern römischen Grabdenkmälern, z. B. dem der Metella, sowie dem des Romulus und Remus große Ähnlichkeit zeigt, Alles spricht für den monumentalen Charakter des Bauwerks.

Zur Stütze dieser Ansicht glaube ich noch ein weiteres Moment beibringen zu können. In alten Lagerbüchern, Zehend- und Heberegistern, ja noch um 1700 (vgl. Fuchs, alte Gesch. von Mainz 1, 355) wird öfter eine in der Nähe der Stadt gelegene bestimmte Localität Drusenloch genannt. So in der ungedruckten Chronik des Jakobsberger Klosters Bl. 93: anno 1366 indict. 13. mensis decembr. Volzo locat 3 jugera agrorum et vinearum jure hereditario Hennekino Cluseman sita apud D r u s e n l o c h, penes ecclesiam S. Nikomedis, per 2 maltera silig. et 26 libr. hell. (Schaab 1, 57); ferner in Herm. Englers epistola: extat sane in hodiernum usque diem locus quidam, vulgariter vocatus D r u s e n l o c h, non procul a vetustissima S. Nicomedis basilica, nomen adhuc a Druso retinens (Fuchs 1, 355). Aus diesem Drusenloch nun machten die Gelehrten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts Drusilacium und hielten das Wort, ganz im Geiste jener Zeit,

welche stets bereit war, jeden ihr unverständlichen deutschen Ausdruck wohl oder übel ins Lateinische umzusetzen oder daraus herzuleiten, für den verderbten Namen von Drusilacus, worunter sie das vor den Thoren der Stadt liegende Bassin verstanden, in welches die von Fintheim herführende Wasserleitung mündete. Daß dieses Bassin von der S. Nicomediskirche, in deren Nähe Drusenloch zu suchen ist, weitab in der Gegend des jetzigen Gauthors liegt, das machte kein Bedenken, und noch zur Stunde wird, wie ich sehe, Drusenloch für gleichbedeutend mit Drusilacus gehalten. Die Richtigkeit dieser Erklärung springt in die Augen: Drusenloch ist vielmehr nichts anderes als die verderbte Form für Trûsilêh (= Trûsihlê), ähnlich wie Gunzenlech für Gunzenlê; in einem wie im andern hat sich die Spirans an's Ende des Wortes geflüchtet und dort später zur Aspirata verdichtet. Die Nicomediskirche (eine der ältesten zu Mainz und längst zerfallen) stand auf der Südseite des Jacobsberges, ungefähr zwei- bis dreihundert Schritte vor dem Eichelstein, dem Felde zu (Schaab 2, 400). An den dazwischen gelegenen Feldern und Weinbergen blieb der alte deutsche Name des Drususmonumentes haften, nachdem er längst einem andern (die Benennung Eichelstein kommt schon in Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts vor: Schaab 1, 85) hatte weichen müßen. Der alte deutsche Name: denn das Fortleben des Drusenlochs als Flurname bis in die neueste Zeit beweist, daß Trûsilêh keineswegs eine bloße Übersetzung oder Glosse des St. Galler Mönches, sondern daß es die im neunten Jahrhundert noch übliche deutsche Benennung des dem Drusus erbauten Ehrendenkmals war.

VIII.

Die mittelhochdeutsche Hofsprache.

1861. 1867.

Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit.

(S. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Classe 1861. Bd. XXXVII, 263—282).

Daß es in der sogenannten mittelhochdeutschen Zeit, d. h. von den letzten Jahrzehnten des zwölften bis in's vierzehnte Jahrhundert, im Gegensatz zum althochdeutschen Zeitraum, wo nur die Dialekte herrschten, innerhalb des hochdeutschen Sprachgebietes eine gemeinsame Schrift- und Dichtersprache gab, die, von der Sprache des Volkes vielfach verschieden, zu dieser in ähnlichem Verhältnisse stand, wie die neuhochdeutsche Schriftsprache zu den lebenden Mundarten, gilt unter den deutschen Philologen für eine ausgemachte Sache. Man hat diese Sprache, weil sie unter den höheren Ständen, an den Höfen und in den Dichtungen herrschte, die dort Eingang und Geltung fanden, zur Unterscheidung von den Volksmundarten die höfische, die Hofsprache genannt.

Über diese Hofsprache ist schon viel geschrieben und verhandelt worden, in Grammatiken, Litteraturgeschichten und anderwärts. Gleichwohl hat uns bis zur Stunde Niemand genau und mit klaren Worten zu sagen vermocht, worin denn das eigentliche Wesen, das Gemeinsame, Allgemeingültige dieser Hofsprache

bestand, und was sie von den Mundarten, von der Sprache des niedern Volkes, unterscheidet. Vielleicht hielt man das für überflüssig und glaubte sich mit hinreichender Deutlichkeit ausgedrückt zu haben, wenn man die Grundlagen nachwies, aus denen die Hofsprache erwachsen ist. Als die Hauptgrundlage wird die schwäbisch-alamannische Mundart allgemein angenommen: es ist die herrschende Ansicht, daß aus dieser Mundart die höfische Sprache sich entwickelt und daß sie unter den staufischen Kaisern, durch diese und durch die großen schwäbischen Dichter, in den hochdeutschen Landen als Schrift- und Dichtersprache zu allgemeiner Geltung gelangt sei. Um zu zeigen, welche Übereinstimmung in dieser Beziehung unter den Gelehrten herrscht, will ich aus Vielen nur die Äußerungen von vieren, von zwei Litterarhistorikern und zwei Grammatikern anführen.

Zuerst Koberstein, dessen Anschauung, wie mir scheint, auf die späteren nicht ohne Einfluß geblieben ist. Derselbe äußert sich, z. Th. unter Berufung auf J. Grimms Grammatik 1^2, 447—455. 931 ff. 1^3, 5. 201 ff., folgendermaßen: „Unmittelbar nach Heinrich von Veldeke zeigt sich die reinmittelhochdeutsche Sprache schon als herrschend in den Werken der höfischen und kurz darauf auch in denen der gebildeten Volkspoesie. Sie trägt vorzugsweise die besondere Farbe der schwäbischen oder alamannischen Mundart an sich, deren allmählich hervortretendes Übergewicht über die anderen hochdeutschen Unterdialekte bereits im althochdeutschen Zeitraum bemerkt wurde, und die noch mehr an Ansehen und Einfluß auf die Sprache der Höfe und des Adels, zumal im südlichen Deutschland, gewinnen mußte, nachdem sie als die angeborne Mundart der Hohenstaufen mit deren Thronbesteigung die Sprache des kaiserlichen Hofes geworden war. Von den höheren und gebildeten Ständen gesprochen, stellte sie sich als die feine Sprache des Hofes den roheren

Volksmundarten gegenüber und erhob sich, als sich die höfische Poesie im Süden Deutschlands niederließ und hier ihre schönsten Blüten trieb, zunächst zur allgemeinen Dichtersprache, die dann aber auch, als die Prosa nach höherer Bildung strebte und sich freier zu entwickeln begann, für diese in Anwendung kam. Allerdings sind in ihr noch dialektische Unterschiede wahrzunehmen, wodurch die Dichter, bald ihre eigentlich schwäbische, bald ihre baierisch-österreichische, oder eine rheinische, fränkische oder thüringische Abkunft verrathen. Allein sie begründen nicht mehr einen so bedeutenden Abstand der Sprech- und Schreibweise nach Landschaften, wie dies im althochdeutschen Zeitraume der Fall war. Selbst niederdeutsche Dichter eignen sich nun schon mitunter die hochdeutsche poetische Sprache in dem Grade an, daß ihre Heimat kaum noch durch einzelne Ausdrücke oder Reime durchblickt, während andere freilich die angelernte Mundart mit der angebornen stärker färben." (Grundriß 4. Auflage 1845. S. 122 f.)

In ähnlicher Weise spricht sich über die Hofsprache Wilhelm Wackernagel aus (Litteraturgeschichte S. 124 f.): „Das dreizehnte Jahrhundert kennt die schärfere Ausprägung und Sonderung der Mundarten und, damit verbunden, nachhaltende Alterthümlichkeit der Formen nur noch in den zwei Gattungen der Litteratur, die vom Hofleben weniger berührt oder gar von demselben ausgestoßen waren, in der Prosa der Geistlichkeit und in der Volksdichtung. — Bei Hofe und in dessen Liedern und Epopöien galt ein viel milderer und gemäßigterer Ton, wie schon Heinrich von Veldeke ihn angeschlagen; es galt da auch keine einzelne Mundart mehr, am allerwenigsten aber gerade jene Mischmundart, deren Veldeke sich bedient hatte. Denn obwohl es eine Zierlichkeit schien, im Gespräch des Hofes sogar zu vlæmen, d. h. niederländische Worte und Wortformen zu gebrauchen, so

ward doch jetzt, wo wiederum ein südliches Land, wo Schwaben an die Spitze der neuen Dichtkunst trat, auch dessen Mundart maßgebend für die Dichtkunst: aus ihrem Grunde, mit leichter Ausgleichung und Anbequemung der übrigen des obern Deutschlands, erwuchs eine Hofsprache, um alsbald zu solcher Herrschaft über die gesammte Litteratur der Höfe zu gelangen, daß auch Niederdeutsche sich ihr unterzogen und daß es nur ganz im Anfang dieses Zeitabschnittes noch vereinzelte Gedichte gab, in denen nach älterer Weise Hoch- und Niederdeutsch sich mischten, wie Herborts Trojanerkrieg und Athis und Prophilias. — Schwaben, Sachsen, so bezeichnete man im Großen und Ganzen den sprachlichen Unterschied, angemessen, da jedenfalls in Schwaben der Grund der neuen Hofsprache lag: aber auch Franken und Baiern und Thüringen hatten Theil an ihr und trugen je von den Eigenheiten ihrer angeborenen Sondersprachen bald mehr bald minder in sie über."

Derselben Ansicht huldigen die beiden Gelehrten, die in neuester Zeit die hochdeutsche Sprache grammatisch behandelt haben: Rumpelt und Schleicher. Der erstere sagt S. VI. VII seiner „Deutschen Grammatik" (Berlin 1860. 1. Theil): „In den Denkmälern des zwölften bis Mitte des dreizehnten, höchstens bis Anfang des vierzehnten Jahrhunderts vereinfachen sich die früher zwischen dem Alamannischen, Schwäbischen, Baierischen und Fränkischen bestandenen Unterschiede bedeutend, und zwar zu Gunsten des Schwäbischen, welche Mundart offenbar durch den Glanz des regierenden Kaiserhauses weit über die Grenzen des eigentlichen Schwabens hinaus die Sprache des höfischen Adels und besonders die seiner Poesie wird und als solche jetzt unter dem Namen „mittelhochdeutsch" bekannt ist."

Und August Schleicher (Die Deutsche Sprache. Stuttg. 1860. S. 103. 104): „Aber bald gelangte eine Mundart zu allgemeiner Geltung als Sprache der Litteratur und des höheren Umgangs, wie er an den Höfen gepflogen ward: es bildete sich eine höfische Sprache, die auch von denen gebraucht wurde, deren heimatliche Mundart sie nicht war. — Diese Mundart ist die schwäbische. Sie, die schwäbische. höfische Mundart, ist das Mittelhochdeutsch im engeren Sinne, die Sprache der höchsten Erzeugnisse der reichen classischen Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts, die Sprache, in welcher sowohl die nunmehr neugeborne volksthümliche Heldendichtung, als auch die, fremden Vorbildern folgende höfische Epik, die Lyrik, kurz die gesammte Dichtung jener fruchtbaren Periode niedergelegt ist."

Wie man sieht, sind die hier aufgeführten, und es sind mit ihnen alle Jene, die sich über diesen Gegenstand ausgelassen haben, darin einig, 1. daß es, mit mehr oder minder mundartlichen Abweichungen und Besonderheiten, eine gemeinsame Schrift- und Dichtersprache gab, oder um es mit Lachmanns Worten auszudrücken, „daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch geredet haben" (Auswahl S. VIII), und daß 2. die Grundlage dieser allgemeinen höfischen Sprache die schwäbische war. Nur Einer, und zwar Einer, an dessen Urtheil vor Allen gelegen sein müßte, scheint hierüber etwas anderer Ansicht zu sein, und dieser Eine ist, bedeutsam genug, Jacob Grimm. Mir ist wenigstens nicht erinnerlich, daß er, der überhaupt den Ausdruck „höfische Sprache", womit die kritische Schule so viel Missbrauch getrieben hat und noch treibt (s. oben S. 100 ff.), nur selten gebraucht, der schwäbischen Mundart dieses ihr so allgemein beigelegte Übergewicht über die Dialekte der übrigen hochdeutschen Stämme irgendwo zuerkannt hätte. Und doch hätte er

von seinem Standpunkte aus hiezu weit mehr Grund und Berechtigung gehabt als jeder Andere; denn das Mittelhochdeutsch, wie es in den Paradigmen, wie es in der Laut- und Formenlehre seiner Grammatik erscheint, ist im Grunde nichts anderes als das Schwäbisch-Alamannische, eben so wie seine Darstellung des Althochdeutschen, das „Strengalthochdeutsche", nicht auf dem Fränkischen Isidors und Otfrieds, sondern wesentlich auf dem Alamannischen des Kero beruht. Hier wie dort wird das Schwäbisch-Alamannische, gleichsam als Regel und Gesetz, in den Vordergrund gestellt und die übrigen hochdeutschen Dialekte nur nebenher, in den Anmerkungen, behandelt. J. Grimm nimmt zwar ebenfalls „eine allgemeine Sprache an, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert am Rhein und an der Donau, von Tirol bis nach Hessen gewaltet, deren sich alle Dichter bedient und in der die älteren Mundarten verschwommen und aufgelöst sind" (Grammatik 1^2, 12. 13); aber daß diese allgemeine, diese Hofsprache aus dem Grunde der schwäbischen Mundart erwachsen sei, wird von ihm meines Wissens nicht gesagt. Dies kann nicht bloßer Zufall sein, sondern man wird annehmen dürfen, es habe seinerseits eine bestimmte Ansicht dabei obgewaltet.

Ich bin nicht mit voller Sicherheit zu sagen im Stande, von wem die gangbare Vorstellung von dem einstigen Übergewicht und der Herrschaft der schwäbischen Mundart ausgegangen ist. Einigen Antheil daran mag allerdings die ihr in der Grammatik wiederfahrene Auszeichnung haben; im Übrigen reicht, wenn ich nicht irre, ihr Ursprung bis auf Bodmer zurück, der die Blütezeit der höfischen Poesie „den schwäbischen Zeitpunkt" und die Sprache, in der die hochdeutschen Gedichte jener Zeit verfaßt sind, „die schwäbische Mundart" zu nennen pflegte. So lange kann ein Irrthum sich von Geschlecht zu Geschlecht fort-

pflanzen und so tief kann er sich einnisten! Ein Irrthum, sage ich, denn die Ansicht von der Hofsprache und ihrem Erwachsen aus dem Schwäbischen ist eine durchaus irrige, mit der Geschichte unserer Sprache und Litteratur in Widerspruch stehende.

Eine kurze Erörterung über das Verhältnis der drei hochdeutschen Hauptmundarten zu einander wird uns zeigen, worin das Wesen der Hofsprache nicht kann bestanden haben; sind wir erst darüber im Reinen, so werden wir leichter erkennen, worauf es wirklich beruht hat.

Betrachten wir das Schwäbisch-Alamannische und das Baierisch-Österreichische, wie es in den höfischen Dichtungen der classischen Zeit erscheint, in Bezug auf den Vocalismus*), worin doch das eigenthümlichste Leben einer Sprache zu ruhen pflegt, so finden wir, daß das Schwäbische die Lautveränderungen, die das Wesen der neuen Sprachbildung ausmachen, weit treuer, reiner und regelmäßiger innerhalb der hochdeutschen Lautgesetze vorgenommen hat als die baierische Mundart, und daß es auch hier, wie schon im althochdeutschen Zeitraum, als die edelste und schönste von allen oberdeutschen Mundarten sich bewährt.

Der Vocalismus des Baierisch-Österreichischen steht zwar dem Alamannischen sehr nahe; doch erscheinen in den Dichtungen dieser Zeit schon allerlei unorganische Abweichungen, Unregelmäßigkeiten im Um- und Ablaut, Brechungen, die dem Alamannischen fremd sind, besonders aber schädliche Mischungen ursprünglich verschiedener Diphthongen. So z. B. a für o in briutegam, haln, dart, warden für briutegom, holn, dort,

*) Auf diesen allein nehme ich, weil es mir zu meiner Beweisführung völlig ausreichend scheint, hier Bedacht; dem Kundigen brauche ich nicht zu sagen, daß auch im Consonantismus zwischen diesen Mundarten Verschiedenheiten nicht nur bestehen, sondern überall in der höfischen Poesie zu Tage treten.

worden; verwarren für verworren u. s. w. Ferner ou für û und iu: ouf, toube, roum, koume, gebouwen, getrouwen in zahlreichen Reimen bei fast allen baierisch-österreichischen Dichtern, bei Wolfram, Wernher, Reinbot, Heinrich vom Türlein ꝛc. Auch ie für i in dier, mier, wier, ier und u für uo bricht häufig durch z. B. tun (= tuon): sun; stunt (= stuont): kunt u. s. w., letzteres nicht bloß bei Wolfram, sondern auch in den Nibelungen, der Kudrun, Klage, im Biterolf, Türlein u. s. w. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an beginnen dann, zum Theil auf Grundlage der eben genannten Besonderheiten, in dieser Mundart jene Veränderungen (des î zu ei, des iu in eu, äu, des û, ou in au), die sie aus dem Kreise des Mittelhochdeutschen hinaus zum Neuhochdeutschen überleiten.

Viel weiter als die alamannische und baierische Mundart unter sich steht in der classischen Zeit und später von beiden das Mitteldeutsche ab, das außer e (ê) aus a (â) keinen Umlaut und überdies die Diphthongen uo, üe, iu nicht kennt, die bei ihm mit û (u) zusammenfallen. Im Mitteldeutschen lautet also mære (fama, fabula; inclytus) wie mêre (magis, amplius); stuont (steti) und der Conj. stüende wie stunt, stunde (hora); liut, liute (populus, homines) wie lût, lûte (clarus, clare) u. s. w. Auch der Diphthong ie schwankt vielfach und ist meist zu î geworden.

Alle die zahlreichen Dichtungen nun, die vom Ende des zwölften Jahrhunderts in Franken, Hessen, Thüringen entstanden sind, zeigen in den Reimen, und, wenn sie sich in Handschriften erhalten haben, die dort geschrieben sind, auch in der Orthographie, natürlich in höherem oder geringerem Grade, je nachdem sie der niederdeutschen oder der oberdeutschen Sprachgrenze näher stehen, stets dieselben eben angeführten Lauterscheinungen, und

es ist kein Beispiel bekannt, daß ein mitteldeutscher Dichter jemals zu Gunsten des schwäbischen Vocalismus von der ihm angebornen Mundart abgewichen wäre.

Wenn daher W. Wackernagel an der angeführten Stelle behauptet, diese Mischmundart, wie er das Mitteldeutsche nennt, sei nur ganz im Anfange des Jahrhunderts gebraucht worden und habe später in der Litteratur keine Geltung mehr gehabt, und wenn er, zur Begegnung von Einwürfen, hinzufügt, daß „spätere Werke, in denen nicht die Hofsprache, sondern eine mitteldeutsche Mundart erscheine, eben keine höfische, sondern geistliche Dichtungen und ihre Verfasser Geistliche seien“, so widerspricht diese Behauptung dem Augenschein und die daraus gezogenen Folgerungen können vor den Thatsachen nicht bestehen.

Allerdings waren Heinrich von Krolewitz und der Verfasser des Passionals und der Väter Buch, vielleicht auch Ebernant von Erfurt (der Dichter von Heinrich und Kunegunde) und der Verfasser der heil. Elisabeth, Geistliche, und ebenso sind die Stoffe, die sie poetisch bearbeitet haben, erbauliche und legendenhafte. Aber der geistliche Stand und der fromme Inhalt ihrer Werke macht sie noch keineswegs zu unhöfischen Dichtern, und beides würde sie nicht abgehalten haben, sich der Hofsprache zu bedienen, hätte diese in der vorausgesetzten Weise und Ausdehnung jemals bestanden. Die Genannten waren trotz des geistlichen Inhalts ihrer Dichtungen und trotz der mitteldeutschen Färbung ihrer Sprache so gut als einer ihrer weltlich dichtenden ritterlichen Zeitgenossen höfische Dichter: dies erhellt aufs Unzweifelhafteste daraus, daß sie im Versbau und Reim die Gesetze der höfischen Kunst beobachteten. Diese allein und nicht die Sprache ist der Prüfstein der Höfischheit.

Einen weiteren Beweis dafür, daß der weltliche oder geistliche Stand und Stoff bezüglich der Sprache keinen Unterschied

begründen, liefern uns die Lieder und Sprüche des Rumezlant, des Heinrich Frauenlob aus Meißen und anderer mitteldeutscher Spruchdichter. Obwohl Fahrende, und als solche mit dem schwäbischen oder auch baierischen Dialekte leicht bekannt, lassen sie doch in ihren Gedichten selbst durch das oberdeutsche Gewand, das ihnen alamannische Schreiber umgehängt, vielfach ihre angeborne Mundart durchblicken. Ja selbst die fürstlichen Dichter aus diesen Gegenden, denen man doch vor andern Kenntnis und Beobachtung der Hofsprache zutrauen dürfte, können in den wenigen von ihnen erhaltenen Strophen die Spuren des Mitteldeutschen eben so wenig verbergen. Herzog Heinrich von Breslau (1270—1290) geschê (geschehe): gê Minnesinger Hagen 1,106. Markgraf Otto von Brandenburg (1266—1308) wê : sê (sehen) ebd. 12. Markgraf Heinrich von Meißen (1234—1288) pflege : gelegen; tage : tragen ebd. 13ª. Herzog von Anhalt (1212—1267) versmân : getân ebd. 15. So geringen Einfluß hatte das Schwäbische auf die Sprache der mitteldeutschen Dichter hohen und niedern Standes.

Umgekehrt liegen Beispiele vor, daß Dichter, die nicht geborne Thüringer waren, Manches von der dort üblichen Mundart annahmen. So Wolfram, der, obwohl mit den Dichtungen Hartmanns bekannt, nicht das Geringste von dessen Sprache, wohl aber Manches vom Thüringischen sich aneignete; so in noch auffallenderer Weise der ihm gleichzeitige Albrecht von Halberstadt, der, wenn gleich ein Sachse von Geburt, die Verwandlungen des Ovid nicht in sächsischer, aber eben so wenig in schwäbischer, sondern in thüringischer Sprache umdichtete (1210). Auf beide hat aber nicht etwa die Macht einer Hofsprache durch die Litteratur, sondern lediglich die Macht der Angewöhnung eingewirkt, indem beide längere Zeit in Thüringen in der Nähe des Landgrafen Hermann, Wolfram wohl zu Eisenach,

Albrecht, wie er uns selbst erzählt, auf dem thüringischen Schlosse Jechaburg sich aufhielten.

Wenn man nun erwägt, daß in den Wurzelvocalen, in denen gerade das eigenste Leben, das Blut und der Pulsschlag einer Sprache liegt, unter den schwäbisch-alamannischen und den baierisch-österreichischen Dichtern, trotz der nahen Verwandtschaft beider Mundarten, keineswegs volle Übereinstimmung, daß zwischen diesen und der mitteldeutschen sogar eine tiefgreifende, überall zu Tage tretende Verschiedenheit herrscht; und wenn man hinzu nimmt, daß die Dichtungen aus den baierisch-österreichischen und den mitteldeutschen Landen die schwäbischen an Zahl und Umfang weit übertreffen und an poetischem Gehalt ihnen nicht nachstehen (man denke außer den Nibelungen und der Kudrun an Wolfram und Walther), so ergibt sich von selbst, daß von einem bestimmten unwandelbaren Hochdeutsch in dem angenommenen Sinne und selbst mit den zugegebenen Beschränkungen, oder gar von einem Übergewicht, einer Herrschaft des Schwäbischen nicht die Rede sein kann, und daß das Gemeinsame, Allgemeingültige der Hofsprache, wenn anders eine solche wirklich bestanden hat, nicht in einer Ausgleichung oder Anbequemung der Wurzellaute an irgend eine bestimmte Mundart, sondern anderswo gesucht werden muß.

Eine solche Gemeinsamkeit in der Hof- und Dichtersprache war in der That vorhanden; aber sie hatte mit den Wurzellauten nichts zu thun, sondern beschränkte sich lediglich auf die Flexions- und Ableitungssilben. Hier, in den Verbal- und Nominalflexionen, hat von den letzten Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts in der Sprache der Dichter, mochten diese nun dem obern oder mittlern Deutschland angehören, nahezu vollkommene Übereinstimmung geherrscht, und auf dieser Übereinstimmung beruht ausschließlich das Charakteristische, das Gemeinsame der höfischen Sprache im Gegensatz zu den Volksmund-

arten. In diesem Punkte zeigen sogar die Mundarten des niederdeutschen Sprachgebietes, das Westphälische, Sächsische und Niederrheinische keine wesentliche Verschiedenheit von der hochdeutschen Hofsprache.

Ein Blick auf die historische Entwickelung unserer Sprache wird das Naturgemäße, Nothwendige dieser Erscheinung erklären.

Jede Sprache ist im Laufe der Zeiten Veränderungen unterworfen, und diese erfolgen rascher oder langsamer, je nach den mehr oder minder heftigen Umgestaltungen, denen das Leben und die Bildung eines Volkes in politischer, socialer und litterarischer Beziehung ausgesetzt ist. Durch elf Jahrhunderte können wir unsere hochdeutsche Sprache, fast ohne Unterbrechung, zurückverfolgen und in jedem Jahrhundert zeigt sie eine vom vorhergehenden verschiedene Gestalt. Das „Strengalthochdeutsche" der Grammatik ist das älteste Hochdeutsch der St. Galler im achten Jahrhundert. Schon im neunten beginnen die Lautveränderungen und von dieser Zeit an läßt sich namentlich die Neigung, die alten volltönenden Flexionssilben mit anderen, minder gewichtigen zu vertauschen, überall wahrnehmen. Diese Neigung zur Abschwächung und Abschleifung der Endungen griff in der Folge mehr und mehr um sich und endete nicht eher, als bis die alten, manigfaltigen, unterscheidenden Flexionsvocale a, o, u, erst in i, zuletzt in das eine klang- und tonlose e abgestumpft waren.

Ich weiß recht gut, daß ich mit den letzten Sätzen Niemand etwas Neues sage: diese Erscheinung und daß in ihr der wesentlichste Unterschied zwischen alt- und mittelhochdeutscher Sprache liegt, ist vielmehr eine allbekannte Sache; aber daß hierin das Wesen der Hofsprache beruht, ist bisher nicht erkannt oder doch nirgends klar und bestimmt ausgesprochen worden.

Dieser Hang zur Abschwächung war nicht in jeder der hochdeutschen Mundarten gleich stark vorhanden. Weit früher als der

alamannische ward der fränkisch-baierische davon ergriffen. Ich erinnere hier nur an die erst kürzlich gemachte Entdeckung J. Grimms und seinen in der Germania 3, 147 ff. gegebenen Nachweis, daß schon bei Otfried, Tatian und in den übrigen fränkisch-baierischen Denkmälern aus derselben Zeit der Plural der starken und schwachen Präterita im Indicativ auf ein gleichmäßiges kurzes u, im Conjunctiv auf kurzes i auslautet (also nâmun, scoltun; nâmin, scoltin), während der alamannische Dialekt nicht bloß in den gleichzeitigen Denkmälern, sondern noch bei dem viel spätern, an der Grenze des ahd. Zeitraums stehenden Notker, das lange î des schwachen Conjunktivs festhielt (scoltîn) und dem starken un ein schwaches, der ursprünglichen, der gothischen Form -dêdum analoges tôn gegenüberstellte. Und wie hier, so zeigt sich noch in vielen anderen Dingen beim Alamannischen ein zäheres Festhalten am Alterthümlichen als bei den übrigen deutschen Mundarten.

Hat sich nun bei diesen schon so früh, schon im neunten Jahrhundert, ein minder feines Gefühl für ursprüngliches Tongewicht, ein Hang zur Schwächung der vollen Flexionsvocale bemerkbar gemacht, so würde man, selbst ohne Beweis, voraussetzen dürfen, daß die gewaltigen Veränderungen, die sich von der Mitte des elften Jahrhunderts in der deutschen Sprache zu zeigen begannen, in dem baierischen und dem mitteldeutschen Dialekte rascher und entschiedener von statten giengen. So ist es in der That und es kann streng bewiesen werden.

Die Betrachtung der litterarischen Denkmäler zeigt uns, daß sich die Sprache dieser Landstriche in der unglaublich kurzen Zeit von etwa hundert Jahren vom Althochdeutschen zum fast vollständigen Mittelhochdeutsch, oder, richtiger gesagt, zur sogenannten Hofsprache ausgebildet hat. In jenem von Hoffmann von Fallersleben unter dem Titel „Merigarto" herausgegebenen Bruchstück einer Weltbeschreibung (Fundgruben 2, 1—8), die

im Anfange des elften Jahrhunderts wahrscheinlich von einem Ostfranken gedichtet ist, waltet in den Flexionen noch der althochdeutsche Charakter vor. In den der Zeit nach zunächst folgenden Dichtungen, die in Österreich, zum Theil auch in Franken entstanden sind, in der Schöpfung, in den vier Evangelien oder dem Anegenge (Diemer 104 ff. 317 ff.), im Annoliede, im Gedicht vom jüngsten Tage (Wackernagels Lesebuch 1[4], 154 ff.), die noch dem elften, in der Genesis, dem Melker Marienliede *) und dem Leben Jesu der Frau Ava, die dem Anfang des zwölften Jahrhunderts angehören, finden wir zwar noch zuweilen vereinzelt volltönende Flexionen in den Reimen, z. B. man: munechan: betwingan: minnan: lîdan: generian; gewan: geltan; riuwan: vollestân; sun: gewartun: himilôn; mennischun: êwangelium; im Übrigen aber trägt die Sprache schon entschieden mittelhochdeutsches, höfisches Gepräge. Von der Mitte, oder genauer, vom zweiten Viertel des zwölften Jahrhunderts an verschwinden auch solche Reime gänzlich, nicht nur bei den Gründern der neuen weltlichen Dichtung, der Lyrik, dem Kürnberger, Spervogel, Dietmar von Eist, sondern auch bei Dichtern geistlichen Standes, z. B. dem, vermuthlich aus Franken gebürtigen Verfasser der gleichzeitigen Kaiserchronik, und alle Verbal- und Nominalflexionen zeigen von nun an fast ausnahmslos das eine unveränderliche i oder e.

Selbst die Prosadenkmäler, die geistlichen Stücke und Predigten, wo doch sonst am liebsten und längsten Alterthümliches zu

---

*) Dies älteste lyrische Gedicht, von dem wir genau wissen, daß es um 1125 niedergeschrieben ist, bietet eigentlich nur eine einzige alte Flexion: mandalôn, was aber auf edile reimt; ungebrâchôt, rîchsenôt kommt, weil viel später noch im Gebrauch (s. S. 331), hier nicht in Betracht; gallun: turteltûbun ist von Wackernagel gegen das handschriftliche gallen: turteltûben gesetzt.

haften pflegt, machen hievon keine Ausnahme. In der merkwürdigen, aus dem oberbaierischen Kloster Benedictbeuren (bei Tölz) stammenden, dort oder doch, wie eine Menge Ausdrücke lehren, jedesfalls in Baiern, wohl noch vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts geschriebenen Predigtsammlung, auf die ich vor Jahren zuerst aufmerksam gemacht und die nun durch Kelle unter dem Titel „Speculum ecclesiae Altdeutsch“ (München 1858) herausgegeben ist, begegnen wir, abgesehen von dem hier noch nicht eingedrungenen Umlaut, einer Sprache und Schreibweise, die dem idealen Mittelhochdeutsch der Grammatik in überraschender Weise nahetritt. Und, wie schon bemerkt, ganz dieselben Erscheinungen in Bezug auf die Flexionen finden wir bei den niederrheinischen Dichtungen schon von der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts an, im Alexander, König Rother u. A.

Zur Beschleunigung dieses Umbildungsprocesses auf den genannten Sprachgebieten haben, außer der in diesen Mundarten selbst liegenden und früh schon sichtbaren Hinneigung zur Verflüchtigung der alten Flexionsvocale, allerdings auch äußere Umstände mitgewirkt, darunter gewiss die Kreuzzüge und die damit verbundenen Umwälzungen im geistigen und socialen Leben unseres Volkes. Durch die Kreuzzüge erhielt, wie man weiß, das Ritterwesen einen ungeheuren Aufschwung; eine unendliche Fülle von Bildung und neuen Anschauungen ward zumal den höheren Ständen zugeführt. Rasch erhob und entfaltete sich eine reiche Litteratur, deren Träger zwar in ihrem Beginne noch wie in der althochdeutschen Zeit Geistliche waren, die aber von diesen bald an die Ritterschaft übergieng und unter deren Pflege in kürzester Zeit zu ungeahnter Blüte entwickelt wurde.

Daß diese äußere Bewegung, die dadurch bewirkte Umgestaltung des geselligen und geistigen Lebens, die Theilnahme, die nun zum ersten Male die Laien der Poesie zuwandten, auch

auf die Sprache von mächtigem Einfluß gewesen sein muß, läßt sich erwarten. Denn es kann nicht fehlen, daß in gebildeter Gesellschaft, inmitten eines regen geistigen Verkehrs, eine Sprache zu rascher leichter Rede mehr und mehr geschickt und ausgebildet, aber gleichzeitig und eben dadurch auch abgeschliffen wird: sie verliert an Alterthümlichkeit, an sinnlicher Kraft und an Wohlklang, aber sie gewinnt an Geschmeidigkeit und Beweglichkeit des Tones wie des Ausdrucks.

Diesen Einwirkungen der Kreuzzüge auf die Litteratur waren die Rheinlande, war Mitteldeutschland, Baiern und Österreich, durch welche der Hauptstrom der Kreuzfahrer nach Ost und Südost sich zu ergießen pflegte, weit mehr ausgesetzt, als die obern alamannischen Lande, dort fanden sie fruchtbaren bereiten Boden und dort müßen die Anfänge, die Wurzeln der neuen Sprachbildung gesucht werden.

Als die Ausübung der Poesie zuerst in Österreich am Babenberger Hofe noch vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts, später an den Höfen der rheinischen und thüringischen Fürsten von der Ritterschaft in die Hand genommen wurde, war in diesen Gegenden eine neue Sprache längst vorbereitet; und als dann neben den früher und noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts ausschließlich herrschenden stumpfen Reim auch der klingende sich eindrängte und festsetzte, und endlich in den achtziger Jahren, charakteristisch genug vom Niederrhein und Mitteldeutschland her, durch Heinrich von Veldeken der genaue Reim eingeführt wurde, da war die Bildung der Hof- und Dichtersprache vollendet; denn die alten vollen Endungen, die früher zum stumpfen Reim nothdürftig hingereicht, hätten in unzähligen Fällen für den genauen und den klingenden Reim, ohne der Dichtkunst die lästigsten Fesseln anzulegen, gar nicht mehr verwendet werden können.

Schon aus dem bisher Vorgebrachten erhellt, wie unbegründet die gangbare Vorstellung ist, die höfische Sprache des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts habe sich aus dem Grunde der schwäbisch-alamannischen Mundart herausgebildet. Mit weit mehr Fug und Recht kann man sagen, daß von den hochdeutschen Stämmen der alamannische der letzte war, der sich der neuen Sprachbildung angeschlossen und sich derselben zu dichterischen Kunstschöpfungen bedient hat, freilich um es dann mit der ganzen Energie, die dieser edlen Mundart eigen ist, durch Reinheit und Wohlklang der Laute so wie durch Anmut und schönes Ebenmaß der Form allen andern voraus zu thun.

Österreich, Franken und die Rheinlande besaßen im elften und zwölften Jahrhundert eine reiche ausgebildete Poesie. Von schwäbisch-alamannischer Dichtung aus dieser Zeit wissen wir dagegen nichts, nicht einmal aus Zeugnissen. Sogar von den poetischen Denkmälern aus althochdeutscher Zeit gehören erweislich kaum ein paar dieser Mundart an. Wenn man nun auch annehmen darf, die Poesie habe in einem dichterisch so begabten Volksstamme nie ganz geruht, so ist doch nicht zu errathen, welcher Art diese Poesie war und namentlich nicht, wie die äußere Form, Sprache und Reim, beschaffen war. Die frühesten Spuren alamannischer Dichtung begegnen uns in den siebziger Jahren: ein Paar Lieder und das, in alter Gestalt nur bruchstückweise erhaltene Gedicht „Isengrins Noth“ (Reinhard Fuchs) von Heinrich dem Glichesaere, einem Elsäßer. Es sind aber eben nur Anfänge, die, an und für sich von minderer Erheblichkeit, auf den Zustand der Sprache in jener Zeit keinen sichern Schluß gestatten.

Erst ganz spät, im letzten Jahrzehent des Jahrhunderts, nachdem die Bildung der höfischen Sprache und Kunst geraume Zeit vollzogen war (ich will hier nur im Vorbeigehen an Walther von der Vogelweide erinnern, der schon vor 1190 zu dichten be-

gann und dessen gewiss in dieser frühesten Zeit, fern von allem Einfluß schwäbischer Mundart entstandene Liebeslieder auch in Sprache und Reim zu den schönsten, reinsten Blüten höfischer Poesie gehören), sehen wir Alamannen, Ulrich von Zatzighofen und Hartmann von Aue und bald nach diesen Gottfried von Straßburg in den hochdeutschen Dichterkreis eintreten. Allerdings nahmen die beiden letztgenannten sofort einen hohen Rang in der neuen Poesie ein und übten auf weite Kreise einen mächtigen Einfluß. Dies geschah aber nicht durch ihre Mundart, sondern einzig durch den dichterischen Gehalt ihrer Werke und die Meisterschaft ihrer Kunst. Daß sie auf die Bildung der Hofsprache, die, wie gesagt, schon vor ihrem Auftreten in der Litteratur eine vollendete Thatsache war, irgend bestimmend eingewirkt haben, kann in keiner Weise dargethan werden. Selbst in Bezug auf den Reim, den diese Dichter, darin unterstützt durch den reinen regelmäßigen Vocalismus der alamannischen Mundart, zur höchsten Reinheit ausgebildet haben, erstreckte sich ihr Einfluß und ihre Herrschaft nicht über die Grenzen des alamannischen Sprachgebietes hinaus. Wir finden daher wohl den Rudolf von Ems, Ulrich von Türheim, sowie den in früher Jugend nach Basel gekommenen und dort nationalisierten Konrad von Würzburg in ihren Fußstapfen gehend; aber gleichzeitig fuhren, wie die Reime uns unwiderleglich beweisen, die baierisch-österreichischen, die mitteldeutschen und rheinischen Dichter fort, ihrer angebornen Mundart nachzuhängen: so wenig kam hierin dem Schwäbischen irgend allgemeinere Geltung zu. Nur in Einem herrschte unter den Dichtern aller deutschen Länder fast vollständige Übereinstimmung: in den Flexionen, und auf eben dieser Gleichmäßigkeit beruht, ich wiederhole es, das Wesen der Hofsprache.

Daß die Alamannen hierin nicht die Bahnbrechenden, Treibenden, sondern die Getriebenen, spät erst Nachfolgenden waren,

ergibt sich zwar, wie ich hoffe, schon aus den vorstehenden Erörterungen, findet aber (und ich habe mir dies für zuletzt aufgespart) in der Beschaffenheit der alamannischen Mundart noch einen weitern schlagenden Beweis.

Dasselbe zähe Festhalten am Ursprünglichen, Alterthümlichen, das dieser Mundart schon im althochdeutschen Zeitraum vor anderen eigen war, verblieb ihr auch in der mittelhochdeutschen Zeit bis spät hinab in's vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert; und neben der Hofsprache, wie sie in Schwaben, in der Schweiz und im Elsaß vom Ende des zwölften Jahrhunderts an in den Werken der Dichter, in den höfischen Kreisen, zum Theil auch unter der Bürgerschaft der Reichsstädte in Übung und Gebrauch war, waltete in den niederen Schichten der Bevölkerung, unter dem Volke, eine von jener vielfach verschiedene Sprache voll alterthümlicher Fülle und Kraft. Natürlich dürfen wir diese Sprache nicht in Schriften suchen, die von höfischen Dichtern, von höfisch gebildeten Schreibern für den Adel oder auch für das wohlhabende Bürgerthum verfaßt und geschrieben wurden; wohl aber dürfen wir sie in Aufzeichnungen erwarten, die von Männern herrühren, welche unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen oder doch demselben vermöge ihres Berufes nahe gestanden sind, also zunächst in Predigten, Urkunden und Weisthümern. Und in der That gewähren Schriften dieser Art über die Beschaffenheit der alamannischen Volksmundart in mittelhochdeutscher Zeit höchst merkwürdige Aufschlüsse.

Es versteht sich, daß nicht alle Predigtsammlungen und nicht alle Urkunden aus schwäbischen Landen hiefür gleich ausgiebig und lehrreich sind. Kaiserurkunden z. B. oder Urkunden, die auf Burgen für den hohen Adel oder in den Reichsstädten angefertigt wurden, sind in der höfischen oder doch in einer ihr nahetretenden Sprache geschrieben, während andere, die in Dörfern oder klei-

neren Städten für Klöster, Kirchen, Dorfgemeinden und den niedern Adel ausgestellt und meist von eingebornen Schreibern und Notaren verfaßt sind, die wirkliche Volksmundart wiedergeben. Urkunden dieser Art, und sie sind in ungeahnter Fülle vorhanden, bilden für mundartliche Forschung eine wahre Fundgrube.

Ähnlich verhält es sich mit den Predigtsammlungen. Auch diese zeigen nur zum Theil, je nach dem höhern und tiefern Bildungsgrad der Verfasser und Schreiber, mundartliche Färbung. Doch besitzen wir mehrere merkwürdige Sprachdenkmäler dieser Art, z. B. einige von W. Wackernagel in seinem Lesebuch 1[4], 317—324 abgedruckte Bruchstücke, sodann die von F. K. Grieshaber (Stuttgart 1845. 46. in zwei Abtheilungen) herausgegebenen Predigten aus dem dreizehnten Jahrhundert, die nicht verfehlt haben, die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf sich zu ziehen. Auffallender Weise haben diese nicht recht gewußt, was sie daraus machen sollen. Hätte sonst Wackernagel (die altdeutschen Handschriften der Basler Universitäts-Bibliothek, S. 25) von der Sprache jener Bruchstücke redend, sie „in grammatischer Beziehung eine rechte Wunderlichkeit“ nennen und auf Grund des „bunten Gemisches von geläufigen Lauten und unerhörten, anderswo durch Jahrhunderte getrennten Sprachformen“ den Vorwurf „modernster Verarmung und Ausartung“ gegen die schweizerische Mundart erheben können? Aber auch Schmellern schienen von den in Grieshabers Predigten vorkommenden Formen viele theils auffallend, theils geradezu unerklärlich, indem er sie weder mit der mittelhochdeutschen Hofsprache, noch mit den Lautgesetzen und der Formenlehre der althochdeutschen Sprache in Einklang zu bringen wußte. So tief steckte die Erforschung der alten Mundarten bis in die neuere Zeit noch in den Kinderschuhen, daß selbst zwei so ausgezeichnete Sprachforscher vor einer an sich

so einfachen und natürlichen Erscheinung wie vor einem Räthsel standen.

Sehr natürlich und nicht im Geringsten verwunderlich ist in der That diese Erscheinung. Den Einflüssen der Zeit und den Veränderungen, welche diese in jeder einer Weiterbildung fähigen Sprache hervorbringt, hat sich selbstverständlich auch die alamannische Mundart nicht entziehen können; man vergleiche nur die Sprache Notkers mit jener des Kero! Aber diese Veränderungen geschahen weit langsamer als in den übrigen Dialekten, in Übergängen und Zwischenstufen, was zum Theil in der Natur dieser Mundart, so wie im Charakter dieses, an alter Sitte und Gewohnheit zäher als andere festhaltenden Volksstammes, zum Theil aber auch darin seinen Grund finden mag, daß Oberschwaben und die Schweiz ein von den großen Heerstraßen, vom Weltverkehr abseits liegendes Gebirgsland bildeten und überdies gerade in der Zeit, wo die Neubildung der Sprache vor sich gieng, von größeren, reichen und tonangebenden Fürstenhöfen so ziemlich entblößt waren.

Die weitverbreitete Ansicht nämlich, die dem staufischen Kaiserhause einen bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung der höfischen Sprache und Poesie zuschreibt, ist wenig mehr als ein schöner Wahn. In stetem aufreibendem Kampfe mit der Hierarchie und unbotmäßigen Vasallen, erfüllt von politischen Plänen und Gedanken, mehr in Italien als in Deutschland zu Hause, und, wenn je in der Heimat, stets mit dem Fuß im Stegereif, hatten die Staufer zur Pflege und Förderung der Poesie weder Stimmung noch Zeit, wenn auch in ihnen innere Neigung und Lust dazu vorhanden war. Die paar Lieder von Heinrich VI. und von Konradin wollen wenig bedeuten, und wenn auch ihr Name, selten genug, einmal in Verbindung mit einem Dichter oder einer Dichtung erscheint, so läßt sich doch darauf

eine erhebliche directe Einwirkung auf die Poesie nicht begründen. Weitaus das Meiste und Beste, was Schwaben in der Litteratur geleistet, ist erweislich ohne kaiserliches Zuthun entstanden, und gegenüber von dem, was die Babenberger und die thüringischen Landgrafen für die mhd. Dichtung gethan, kann von einer Förderung der Poesie, also auch der Hofsprache, durch die Staufer keine Rede sein.

Also die alamannische Mundart hat sich ebenfalls verändert, aber nicht sturz- und sprungweise, sondern in leisen, allmählichen Übergängen. Diese Sprache war im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nicht mehr die althochdeutsche, aber eben so wenig höfisches Mittelhochdeutsch, sondern zwischen beiden in der Mitte stehend, in den Flexionen jedoch mehr zu jenem, als zu diesem sich neigend. Einige Beispiele werden das Verhältnis und das Eigenthümliche desselben klar machen *).

Bezüglich der starken Conjugation und Declination unterscheidet sich das Alamannische im Allgemeinen wenig vom Gemeinmittelhochdeutschen, fast alle Flexionen sind hier zu i oder e abgeschwächt. Anders bei den schwachen Formen: hier hat vielfach große Alterthümlichkeit lange fortgedauert. Es begegnen nicht immer mehr die alten regelmäßigen Flexionen des Althochdeutschen, aber sie sind durch andere gleichfalls tönende Vocale ersetzt.

Beim Verbum ist es besonders die zweite schwache Conjugation, in der das Tongewicht der alten langen ô nachwirkt;

*) Ich beschränke mich, da zu einer erschöpfenden Darstellung hier nicht der Ort ist, im Folgenden auf nur wenige Quellen und Beispiele. Wer mehr verlangt, nehme Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freiburg oder J. Grimms Weisthümer (Bd. 1) zur Hand, in Letzterem besonders das Weitnauer Recht vom J. 1344 (Seite 310—314), wo man auf engem Raum eine Fülle der merkwürdigsten Formen findet.

es ist aber häufig nicht mehr ô, sondern zu u geworden. So finden sich in einer noch ungedruckten Interlinearversion der Benedictiner-Regel, die vermuthlich im Kloster Zwifalten in Oberschwaben, etwa auf der Grenzscheide des zwölften zum dreizehnten Jahrhundert geschrieben ist, statt der abgeschliffenen Formen auf -in, -en folgende Infinitive: betun, bîhtun, dienun, gehôrsamun, gesegenun, irvollun, minnun, muotwillun, vazzun, wîsun u. s. w.; bei Grieshaber 1, 84 f. dienun, lobun, mindrun, opfrun, verstânun (-versteinun), und dem entsprechend die Part. Prät. gebezzriut, gibannut, gioffiniut, giordinut, gisundirut, widerut; bei Grieshaber a. a. O. berôbut, erlôsigut, geschadgut. In anderen Quellen haftet noch, und das ist die fast einzige alterthümliche Form, die sich auch in der baierisch-österreichischen Mundart etwas länger, da und dort sogar in höfischen Dichtungen erhalten hat (vgl. Grammatik 1², 957), das alte -ôn des Infinitivs und das -ôt des Part. Prät., z. B. in einer Freiburger Urkunde von 1265 (Schreiber 1, 66) beredenôn, dienôn, vordrôn; Nicolaus von Straßburg (meine Mystiker 1, 261, 5) verdampnôn, geischlôn; -ôt: Freiburger Urkunde von von 1265 lougenôt, gemanôt, vordrôt, verwissôt; Zwifalter Urkunden 1292/93 geurkundôt, gevestinôt, und noch in einer Rotenburger Urkunde vom J. 1403 getädingôt, ervollôt.

Der Plural der schwachen Prät. aller drei Classen lautet theils auf tun, wie bei Otfried, theils tôn, wie bei Kero, Notker, oder auch tan. Z. B. Benedictiner-Regel: wir, si gevrâgetun, hôrtun, wâtun, woltun; Grieshaber 1, 83—91: randun, versmâhatun, fuortun; Zwifalter Urkunden von 1292/93, wir hâtun, hôrtun, santun, saztun. Auf tôn häufig bei Grieshaber: winctôn, opferôtôn, volgetôn; Freiburger Urkunde von 1265: si hâtôn, brâhtôn ꝛc. Schwache Prät. auf tan finde ich in der ältesten Handschrift der Werke Heinrichs des Seusen

(Straßburg, Johanniter Bibliothek B. 139) aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts: si kertan, geragetan, machetan, ruoftan, getorstan, worhtan, zœgtan, daneben freilich auch sagten, hôrten.

Der Conjunctiv Präs. der zweiten schwachen Conjugation, dessen Flexion im Strenghochdeutschen -ôe, -ôen, später, aber noch in der althochdeutschen Zeit, zuweilen -ei ist, lautet in der Benedictiner-Regel im Sing. durchwegs auf -ei, im Plur. auf -ein, -egen, -eigen: er ahtei, betei, hangei, offrei, ruowei, volgei, im Plur. si dienein, gehôrsamegen, ordeneigen, segeneigen ꝛc.; bei Grieshaber 1, 84 f. -ie: er lônie, weinie, sonst gewöhnlich -ege: dienege, grabege, füeregen, wachegest, wachegen ꝛc. (vgl. Grammatik 1², 875).

Der Conjunctiv des Prät. nicht bloß aller drei schwachen, sondern auch der starken Conjugation lautet wie im Althochdeutschen, und darin noch alterthümlicher, als selbst Notker, der es auf die schwachen Prät. beschränkt, regelmäßig in fast allen alamannischen Quellen bis hinab ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert -î, also wöltî, söltî, têtî, müestî, üebtî, hôrtî, aber auch giengi, hulfi, liezi, stüendi, wêri, wurdi u. s. w.

Wie hier im Conjunktiv, so haftet das lange î in den zahlreichen aus Adjectivis gebildeten Femininis diu güenlîchî, güetî, gehôrsamî, heimlîchî, kiuschî, liebî, schœnî, vinstrî, wîtî u. s. f. bis zum vierzehnten Jahrhundert in allen alamannischen Denkmälern.

Auch bei der Declination sind es fast ausschließlich die schwachen Nomina, die in ihren Flexionen Alterthümliches bewahrt haben. In den schon genannten Quellen, der Benedictiner-Regel, Grieshabers Predigten, den Freiburger und Zwifalter Urkunden — um auch hier mich auf diese wenigen zu beschränken — begegnet man folgenden eigenthümlichen Flexionen.

1. Schwaches Masculinum. Der Dat. und Acc. Pl. auf un: die, den herrun, erbun, salmun, wasun; der Gen. Pl. auf ô (statt des ahd. ônô): der eltrô (seniorum), der durftigô, der heiligô, der menscô (hominum), der siechô, der wîssagô; ferner der herrô, der erbô und nâhkomendô (so noch in den Zwifalter Urkunden von 1292/93).

2. Schwaches Femininum. Sing. Gen. Dat. und Acc. auf -un: die, der genâdun, forhtun, lezzun, mattun, maistrînun, scerun (tonsuram), sunnun, vastun, wochun, zungun; der maigerînun (villicae, diese Form noch in einer Zwifalter Urkunde von 1368). Eben so die weiblichen Eigennamen; noch in der schon angeführten Rotenburger Urkunde von 1403 finde ich für Gen. Dat. und Acc. Annun, Agatun, Magdalênun. — Plur. Nom. häufig auf a: gâba, gazza, kircha, sîta (latera), strâza, wâga, wunda; die obliquen Casus auf -un.

3. Der Dat. und Acc. Pl. der wenigen schwachen Neutra endet auf -un: ôrun, ougun, der Gen. auf ô: der ougô (oculorum).

Bei der Declination der schwachen Adjectiva ist die Flexion des Masc. und Neutr. meist gleichlautend mit den höfischen Mundarten z. B. den êrberen herrun. Bei Femininis dagegen endigt der Gen. Dat. und Acc. auf -un: die selbun eigenschaft, die innrun venie, der altun ê, der selbun samenunge, die gesatztun pfruonde, nâch der êrstun zît, nâch der drittun lezzun, der halbun naht, der hailigun drivaltî, zer êwigun wîze u. s. w.

Von dieser Art und Gestalt war die schwäbisch-alamannische Mundart nicht etwa bloß im zwölften Jahrhundert und zur Zeit, wo die höfische Poesie und Kunst in Schwaben und der Schweiz in höchster Blüte stand, sondern durchs ganze dreizehnte und vierzehnte, zum Theil noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert; ja in entlegeneren Gebirgsthälern der Schweiz, z. B. im Wallis, wird

noch zur heutigen Stunde eine Sprache geredet, die an Alterthümlichkeit der Flexionen dem Althochdeutsch noch näher steht als selbst die Mundart, wie sie in den eben besprochenen Quellen während des Mittelalters erscheint. Daß eine Sprache von solcher Beschaffenheit für die neue Dichtkunst, zum genauen und namentlich zum klingenden Reime, nicht geeignet war, bedarf keines Beweises. Aber eben so wenig kann, auch wenn das wahre Verhältnis nicht auf anderm Wege so klar darzulegen wäre, der geringste Zweifel darüber walten, daß auf solchem Grunde sich die neue höfische Sprache nicht nur nicht gebildet hat, sondern sich unmöglich gebildet haben **kann**, daß sie vielmehr in die alamannischen Lande, als etwas Fremdes gleichsam, von außen her eingedrungen ist.

Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, daß in Baiern, Österreich und Mitteldeutschland zwischen den Volksmundarten und der Hofsprache ein ähnliches Verhältnis geherrscht habe. Unterschiede werden allerdings bestanden haben, größere vielleicht, als wir nachweisen können, aber gewiss keine so mächtige, tiefgreifende. Wenn man die Sprachdenkmäler, die Predigten, Urkunden, Rechtsaufzeichnungen, oder was sonst von den achtziger Jahren des zwölften bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts erweislich in Baiern, Österreich, den Rheinlanden und den mitteldeutschen Gegenden geschrieben ist, zur Hand nimmt, so wird man zwar überall in der Orthographie und in den Wurzellauten die charakteristischen Merkmale der betreffenden Mundart, aber man wird nichts finden, was in Bezug auf die Flexion sich von der höfischen Dichtersprache wesentlich unterschiede oder gar an Alterthümlichkeit der alamannischen Mundart irgend gleich käme.

Die Meinung, daß die schwäbische Mundart die Grundlage der mittelhochdeutschen Hofsprache bilde und über die

Grenzen ihres Sprachgebietes hinaus allgemeinere Geltung gehabt habe, steht mit der Entwickelungsgeschichte unserer Sprache und Litteratur im Widerspruch und muß, als eine irrige, hinfort aufgegeben werden.

Nachwort.

Die vorstehende Abhandlung ward überall dort, wo man vor Beweisen nicht absichtlich oder aus Angewöhnung Aug' und Ohr verschließt, mit Beifall und Zustimmung aufgenommen, und mir sind nur zwei gegen das Ergebnis meiner Untersuchung sich erhebende Stimmen bekannt geworden. Auf eine davon, die vom hohen Thron herab verkündet: „daß das Alamannische des kaiserlichen Hofes und seiner nähern Umgebung für das Mittelhochdeutsche und überhaupt für die Hofsprache der Zeit maßgebend und bestimmend gewesen sei, verstehe sich so sehr von selbst, daß es für keinen einigermaßen einsichtigen und verständigen Kenner der Litteratur auch nur in Frage kommen könne", auf diese Stimme, die zudem über mittelhochdeutsche Dinge mitzureden wenig berufen ist, brauche ich keine Rücksicht zu nehmen. Anders verhält es sich mit der zweiten, die aus dem Munde eines mit Recht hochangesehenen und um die altdeutsche Litteratur hochverdienten Gelehrten kommt. Zwar könnte auch hier, wo der von mir behandelte Gegenstand nur ganz nebenbei, ohne Nennung meiner Abhandlung und meines Namens, kurz berührt wird, die Sache auf sich beruhen. Allein es werden ein paar Gründe gegen mich aufgeführt, und diese reizen mich einmal zu zeigen, mit welcher Art von Gründen man auf langjähriger sorgsamer Beobachtung beruhende, aber unbequeme Ergebnisse widerlegen zu können meint.

Es ist Wilhelm Wackernagel, der in seiner Schrift: „Sechs Bruchstücke einer Nibelungen-Handschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel“ (Basel 1866 in 4°) aus Anlaß des Alters und der Schreibweise des Codex sich S. 37 also vernehmen läßt. „Unsere Handschrift stammt vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts und sichtlich aus Schwaben-Alamannien: es ist dessen Sprache und diese Zeit, in welche der Schreiber harmlos die Laute und Formen der viel älteren Dichtung hinüberzieht. Solch eine Umänderung in die alamannische Volksmundart, noch hundert Jahre früher wäre sie kaum so gründlich ausgefallen: denn damals waren auch die Schreiber dieses Landes noch zu sehr beherrscht von der allgemeinen Hof- und Litteratursprache, deren erste und vorzüglichste Muster Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg, also Dichter auf alamannischem Boden selbst und auch im Anschluß an schon ältere Sprachvorgänge ihrer Heimat, gegeben hatten: jetzt dagegen war mit der Dichtkunst der Höfe auch deren Sprache abhanden gekommen, in Alamannien so gut wie anderswo, und unbehindert tauchte aus allen Tiefen und Winkeln des Landes die Sprechart des gemeinen Mannes in buntester, jetzt nur noch gesteigerter Manigfaltigkeit und oft in so alterthümlichen Tönen, als wäre nie ein dreizehntes Jahrhundert darüber hingegangen.“

Diesen Sätzen kann ich im Allgemeinen zustimmen, mit Ausnahme der beiden, durch gesperrten Druck ausgezeichneten, deren Richtigkeit ich bestreite. Es ist einfach nicht wahr, daß nach dem Zurückziehen der Höfe und höhern Stände von der Poesie und Litteratur die Hofsprache anderswo ebenso abhanden kam, wie in Alamannien. Vielmehr kam sie außer Schwaben und mehr noch der Schweiz gar nicht abhanden. Wohl war im vierzehnten Jahrhundert in Franken, am Mittelrhein, in Hessen,

Thüringen, Baiern und Österreich, den Ländern also, wohin ich die erste Bildung der Hofsprache verlege, diese nicht mehr, was sie in der zweiten Hälfte des zwölften und im dreizehnten Jahrhundert gewesen war. Aber die Veränderungen, denen die Hofsprache in diesen Gegenden zur genannten Zeit unterlag, bedeuten kein Aufhören derselben, sondern lediglich einen naturgemäßen Verfall, ein allmähliches Sinken von ihrer frühern Reinheit, einen Proceß also, wie wir ihn vom achten bis zum sechzehnten Jahrhundert, wo sie in einer wirklichen allgemeinen Schriftsprache, der neuhochdeutschen, erstarrte, in steter Stufenfolge beobachten können. Aber von einem Wiederauftauchen älterer Laute und Formen, welche die Sprachen dieser Länder schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts für immer abgelegt hatten, zeigt sich in ihren Denkmälern keine Spur, im Gegentheil tragen sie durchaus den Charakter des Modernen, und darum hat sich eben hier die Bildung des Neuhochdeutschen vollziehen können.

Ganz anders in Schwaben-Alamannien. Hier konnte durch den Glanz und die Macht der neuen höfischen Poesie die Volksmundart eine Zeit lang zurückgedrängt und von der Theilnahme an der Litteratur ausgeschlossen werden; aber nachdem diese Herrschaft der Hofpoesie und Hofsprache, deren Zwang sie sich nur widerwillig hatte gefallen lassen, aufgehört, griff sie wieder zu ihrem zwar verkümmerten, aber niemals aufgegebenen Rechte: zum Gebrauch ihrer alten vollen Laute und Formen. Hier, aber nur hier, kann man mit Recht sagen, daß im vierzehnten Jahrhundert „mit der Dichtkunst der Höfe auch deren Sprache abhanden gekommen war“.

Kann ich mir nach alledem eine glänzendere Bestätigung dessen, was ich in meiner Abhandlung aufgestellt habe, wünschen als diese, nun auch von einem Gegner meiner Ansicht zugegebene Thatsache? Ich glaube nicht. Niemand wird es fernerhin

wahrscheinlich dünken, daß aus einer Mundart, die mit solcher, der echten Schwabennatur eigenen Zähigkeit am alten Rechte festhielt und aus einer hundertjährigen Fremdherrschaft in ihrem Wesen fast unversehrt hervorgieng, eine so neue moderne Sprachbildung, wie die Hofsprache ist, habe erwachsen können. Diese Mundart, die noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts „so alterthümliche Töne" aufweist, wie mag sie zwei Jahrhunderte früher geklungen haben? Ich denke doch wo möglich noch alterthümlicher; denn es ist unerhört, daß eine Sprache, wenn sie aus innerem Trieb und Drang einmal ihr altes Gewand abgestreift und gegen ein neues vertauscht hat, jemals wieder zu jenem zurückgreift. Wer solches dennoch für möglich hält, könnte eben so gut behaupten, das Wasser laufe den Berg hinan.

Dabei soll nicht geläugnet werden, daß schon um diese Zeit, im zwölften Jahrhundert, in den höhern Kreisen des schwäbisch-alamannischen Sprachgebietes, welche auf Kriegszügen, Reichsversammlungen, Turnieren u. s. w. mit andern deutschen, von der Neubildung der Sprache bereits ergriffenen Stämmen in Berührung kamen, gleichfalls einige Neigung zur Schwächung der Flexionslaute auftauchte. Aber diese Neigung tritt, wie die vorhandenen Sprachdenkmäler aus diesen Gegenden uns lehren, noch so leise und schüchtern auf, daß es selbst dem Dichtergenius und der Kunst eines Gottfried von Straßburg, geschweige dem Talente Hartmanns, unmöglich gewesen wäre, „im Anschluß an diese ältern Sprachvorgänge ihrer Heimat" die schwäbische Mundart zur „allgemeinen Litteratur- und Hofsprache" um- und auszubilden.

Diesem zuletzt angeführten Satze aus seiner Schrift sucht W. Wackernagel in einer Anmerkung folgende weitere, gegen meinen Aufsatz gerichtete Ausführung und Begründung zu geben, indem er sagt: „Es kann von den Arbeiten Notkers an Schritt

für Schritt verfolgt und urkundlich belegt werden (z. B. für das elfte Jahrhundert mit dem Augsburger Schenkungsbrief im altdeutschen Lesebuch, Sp. 147, für das zwölfte mit dem Schwabenverlöbnis ebd., Sp. 187), wie gerade innerhalb dieses engeren Gebietes die bezeichnenden Eigenheiten der mittelhochdeutschen Hofsprache sich schon seit vielen Geschlechtern vorbereitet und noch vor den genannten Dichtern bis zu dém Grade sich entwickelt hatten, daß es um die Entwicklung abzuschließen nur noch einer wahrhaft künstlerischen Handhabung der gegebenen Formen, ihrer Ausbildung und Feststellung durch die Kunst und für die Kunst bedurfte."

Enthielte dieser mit so viel Bestimmtheit auftretende Satz die Wahrheit, so wäre ich, dem diese von Notker bis Hartmann schrittweise und urkundlich zu belegende Vorbereitung und Entwicklung der schwäbisch-alamannischen Mundart zur mittelhochdeutschen Hofsprache völlig unbekannt ist, der größte Ignorant, der jemals über deutsche Sprache und Sprachbildung geschrieben hat. Zum Glück für mich ist der Satz, sammt den gegen mich aufgerufenen Belegen, von Wort zu Wort falsch und unwahr.

Allerdings hat Wackernagel in seinem altdeutschen Lesebuche (3. Aufl.) der Augsburger Urkunde eine Stelle im elften, dem schwäbischen Eheverlöbnis eine um die Mitte des zwölften Jahrhunderts angewiesen. Allein, wenn er diesen Dingen, wie es sich wohl gehört, einige Aufmerksamkeit hätte schenken mögen, so würde er längst gefunden haben, daß beide Stücke als Sprachdenkmäler auf den ihnen dort eingeräumten Platz gar keinen Anspruch haben, indem beide nur in spätern Abschriften, in Abschriften des dreizehnten Jahrhunderts vorliegen, daß ihre Aufzeichnung also in eine Zeit fällt, für welche das Walten der Hofsprache auch in Schwaben, d. h. in den gebildeten Kreisen dieses Landes, niemals ist bestritten worden. Von beiden

22*

Handschriften und ihrem Alter handelt Karl Roth im 15. Heft seiner kleinen Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung (= 3. Bändchen, München 1862), S. 201—216 und 237—252 ausführlich und weist sie, zum Theil unter scharfer wohlberechtigter Polemik gegen Wackernagels irrige und verwirrende Angaben, entschieden in's dreizehnte Jahrhundert, das Schwabenverlöbnis sogar an das Ende desselben.

Ohne die großartigen Verkehrtheiten, welche Roth bei diesem Anlasse über die Schreiber der beiden Denkmäler und deren Dialekt zu Markte bringt, irgend in Schutz zu nehmen, darf man ihm doch in paläographischen Dingen, in Bezug auf Altersbestimmungen von Handschriften und insbesondere in diesem Falle, wo andere schriftkundige Männer ihm beistimmen und überdies sprachliche Gründe jedem Zweifel wehren, volles Vertrauen schenken. Beide Stücke, deren Entstehung allerdings in frühere Zeit fällt, gehören in der That in der uns erhaltenen Gestalt erst dem dreizehnten Jahrhundert an *), können also zum Beweise dessen, wofür sie aufgerufen sind, in keiner Weise dienen. Obwohl erst in mittelhochdeutscher Zeit aufgeschrieben und im Allgemeinen deren sprachliche Merkmale an sich tragend, völlig dialektlos sind sie doch nicht. Das ältere, der Augsburger Schenkungsbrief, läßt mehrfach Formen und Laute der alamannischen Volksmundart durchschlagen: bruodirni statt bruodirin (vgl. bruoderne in Schreibers Urkunden-Buch der Stadt Freiburg 1,95 und Weinhold, alemannische Grammatik S. 168) dienônt, dienôntin, Bennunhovin. Solcher Formen bietet

*) Die Hand, von welcher auf den leeren Raum von Bl. 38ᵇ das schwäbische Verlöbnis eingetragen ist, wird auch von den Herausgebern der „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa" S. 535, auf Grund eigener Anschauung (s. Vorrede S. VI), in's dreizehnte Jahrhundert gesetzt.

das jüngere, wenngleich an Umfang noch einmal so starke, nur eine einzige, ausnahmsweise aus der ältern Vorlage herübergenommene: triwôn, dagegen für sämmtliche langen û nur ou: zoun (Handschrift zůn), ouzvart, geloutenne (Handschrift ů), ouf. Was geht daraus hervor? Daß dieses Denkmal kaum in Schwaben und von einem Schwaben, sondern weit eher in Baiern aufgezeichnet ist, denn ou für û ist bekanntlich ein Charakteristikum der baierisch-österreichischen Mundart und wo es etwa (es geschieht ganz selten, s. Weinhold S. 67) sonst noch in einem schwäbischen Denkmal erscheint, darf es auf Rechnung baierischen Einflusses gesetzt werden. Es ist also dieses Stück, durch welches eine schon früh sich kundgebende Vorbereitung der schwäbischen Mundart zur allgemeinen Hofsprache mitbegründet werden sollte, ganz abgesehen vom Alter, höchst wahrscheinlich nicht einmal in Schwaben-Alamannien geschrieben!

Haben sich diese beiden, versuchs- oder beispielsweise gegen meine Abhandlung losgelassenen, ganze Geschlechter überspringenden Schritte, wahre Riesenschritte, als zu kurz bewährt und nicht gehalten, was sie zu versprechen schienen, wie wird es erst mit den andern, annoch verschwiegenen beschaffen sein? Ich glaube, diese Schritte der schwäbisch-alamannischen Mundart so gut als Einer zu kennen und weiß, daß meine Abhandlung ihren nachträglichen Aufmarsch nicht zu fürchten braucht.

Gegen den Irrthum ist Niemand gefeit, „auch die nicht, die sich in fester Schanze halten und nur sagen wollen, was sie zu wissen glauben“ (s. Jacob Grimm in der Germania 11, 116). Daher konnte hier, wo ich in Bezug auf Wesen und Bildung der höfischen Sprache die allgemein verbreitete Ansicht als eine irrige erkannt und ihr die Wahrheit entgegen gestellt zu haben meinte, leicht ich es sein, der sich geirrt hat. In diesem Falle durfte ich erwarten, daß man mich in der von mir beobachteten

Weise, d. h. ernst, eingehend und mit wirklichen Gründen widerlegen werde. Statt dessen werde ich an versteckten Orten, in Anmerkungen und abstrusen Vorreden, im Vorbeigehen und ohne Namensnennung, mit Scheinbeweisen und Gründen luftigster Art oder gar mit Ungezogenheiten (ich meine damit die Eingangs erwähnte, an ihrem feinen Ton leicht erkennbare Stimme) bekämpft.

Ich glaube aber doch, sich täuscht, wer auf diesem Wege und mit solchen Mitteln dauernde Erfolge gegen mich zu erringen sich einbildet.

IX.

Höfisch und Unhöfisch.

1867.

Unhöfische Worte.

In dem Aufsatze über Wolframs Sprachgebrauch (s. oben S. 100 ff.) ist den Ansichten der Lachmannischen Schule über das Unhöfische in Wahl und Gebrauch gewisser Worte entgegen getreten und dargethan worden, daß die angeblichen Beschränkungen der Hofsprache in der behaupteten Weise niemals bestanden haben. Allein meine Ausführungen sind unvollständig und bedürfen der Ergänzung. Diese besteht im Nachweise dessen, was nicht in der Einbildung moderner Köpfe, sondern nach den Anschauungen des Mittelalters selbst, in den Augen der damaligen gebildeten Welt, wirklich und wahrhaftig unhöfisch war.

Zwar sollte man meinen, daß hierüber ein Zweifel gar nicht bestehen könne, nachdem durch die deutsche Sprachforschung die Begriffe von höfisch und unhöfisch längst mit der wünschenswerthesten Genauigkeit und Schärfe festgestellt sind. Da jedoch die Thatsachen das Gegentheil lehren und über das Höfische und Unhöfische bezüglich der Worte entgegengesetzte Ansichten walten, so wird es nothwendig sein, sich das von der Wissenschaft hierüber Aufgestellte zu vergegenwärtigen, und dann mit diesem Maßstab die abweichenden Meinungen zu messen.

Unter hövisch, hovelich, hovebære, hövischeit, so wird allgemein gelehrt, versteht man, was dem Hofe, den höhern Kreisen der Gesellschaft gemäß ist, also feine Bildung, Adel der Gesinnung, der Sitte, der Rede; das Gegentheil davon ist unhövisch, unhovelich, unhövischeit, d. h. Alles, was dem Hofe unangemessen, der feinen Sitte und dem Anstand zuwider ist: Unbildung, Rohheit, Gemeinheit im Thun und Lassen. Für Letzteres hatte das Mittelalter noch einen andern, vom Worte dorf gebildeten und dasselbe besagenden Ausdruck: dörperlich (dörper, dörperheit), womit, ebenfalls im Gegensatz zum Höfischen, das Flegel- und Tölpelhafte, Dorfmäßige, kurz das Bäurische, bezeichnet wurde. Höfisch und Unhöfisch oder Dörperlich entsprechen genau den französischen Wörtern courtois und vilain und von dort her, aus Frankreich, sind Wort und Begriff zugleich mit der Hofpoesie nach Deutschland gekommen.

Daß mit dieser klaren und gewiß ganz richtigen Definition, die vornehmlich von Benecke ausgegangen ist, die Vorstellungen und Behauptungen der Lachmannischen Schule über das Unhöfische in der Sprache unvereinbar sind, liegt auf der Hand. Es ist unmöglich, daß die oben S. 100. 101 aufgezählten Wörter in den Kreis des Unhöfischen fallen. Sie beziehen sich fast ausnahmslos auf das Kriegs- und Ritterwesen, auf Kampf und Turniere, auf Pferde und Waffen, auf Tapferkeit und Ruhm. Nun war aber eben das Waffenhandwerk und Schildesamt, gegenüber dem gemeinen Manne und Bauer, ein Vorrecht des adelichen Standes und machte sozusagen dessen Lebensinhalt aus. Wie wäre es denkbar, daß auch nur éines jener Worte der ritterlichen Welt roh, gemein, bäurisch sollte erschienen sein? Alle Dichter aus der Blütezeit der höfischen Poesie, meist selbst dem Ritterstande angehörig, bedienten sich ihrer, der Eine häufiger, der Andere sparsamer, wie es eben kam und die äußern

Umstände mit sich brachten. Aber das Mehr oder Weniger kann einen solchen Unterschied nicht begründen, durch öftern Gebrauch kann kein an sich höfisches Wort zu einem unhöfischen werden.

Wollte man auch annehmen, Lachmann oder vielmehr dessen Schüler (denn jener hat sich vorsichtiger auszudrücken gewußt) hätten nur im Ausdruck fehl gegriffen und unter den „gegen den höfischen Brauch verstoßenden Wörtern“ nicht sowohl unhöfische im strengern Sinne, als vielmehr unhäufige oder auch veraltete gemeint, so trifft dies doch eben so wenig zu; denn es fehlt in den Gedichten aus dieser Zeit an jeder Andeutung, daß die Redefreiheit in den höfischen Kreisen jemals eine solche Beschränkung erfahren hätte. Es gibt eine Menge von Ausdrücken, die nur von einzelnen Dichtern, von diesen zum Theil mit Vorliebe, von andern gar nicht gebraucht wurden, ohne daß man, auch mit nur einigem Schein, behaupten könnte, sie seien deshalb unhöfisch. Im Iwein des Hartmann von Aue, diesem zum Ideal einer höfischen Dichtung hinaufgeschraubten Werke, finden sich nicht wenige Wörter, die bei keinem andern Dichter sonst vorkommen, z. B. barschenkel 2821. geiselruote 4925 (auch Erek 5394). gurgel 4674. hirnsuht 3427. tôtmager 4935. tumpræze 5242. Wer wollte sie deshalb für unhöfisch erklären? Eher schon könnte man dies bei dem Worte gurre, Mähre, schlechtes Pferd (Iwein 4941), versucht sein, das auch jetzt nur im gemeinen Leben noch gehört wird und im mittelhochdeutschen nur selten, in einem von der Pariser Handschrift fälschlich dem Reinmar beigelegten Liede (s. Minnes. Frühling, S. 308), im Eraclius 1451 und einigen spätern noch erscheint. Aber gewiss geschähe es auch hier ohne zureichenden Grund.

Ebenso wenig dürfen jene Wörter zu den veralteten und darum von den höfischen Dichtern allmählich aufgegebenen gerechnet werden; finden wir doch die meisten derselben noch späterhin,

ja noch bei Konrad von Würzburg, dem letzten Dichter, der auf den Namen eines höfischen im alten Sinne gegründeten Anspruch hat, nicht selten und ohne allen Anstand verwendet; versteht sich am passenden Orte, also nicht in der Goldenen Schmiede und den Legenden, wohl aber im Schwanritter, Engelhard, Partonopier und trojanischen Kriege.

Die gegen den höfischen Brauch verstoßenden, am Hofe verpönten, also wirklich unhöfischen und deshalb gemiedenen Worte (und gewiß hat es solche gegeben) müßen daher ganz anderer Art gewesen sein, als von Lachmann und seinen Ergebenen behauptet wird. Befragen wir zu diesem Zwecke die Quellen, sie bleiben uns die Antwort gewiß nicht schuldig. Selbstverständlich kann diese im Allgemeinen mehr nur negativer als positiver Art sein, d. h. sie werden es uns nicht sowohl ausdrücklich sagen, als vielmehr aus ihrem Schweigen, das oft beredter ist als jenes, entnehmen lassen, was in gebildeten Kreisen für roh, gemein, pöbelhaft, mithin für unschicklich und unhöfisch betrachtet wurde. Ganz gebricht es indes auch an directen Zeugnissen nicht, und je spärlicher diese vorkommen, um so werthvoller müßen sie für uns sein. An sie wollen wir uns hier halten.

Über Wesen und Begriff des Unhöfischen uns aufzuklären, ist kein Gedicht so geeignet, als das von Salomon und Markolf. Ich meine nicht die strophische Erzählung dieses Namens, das älteste uns erhaltene Denkmal der Spielmannspoesie, sondern das Spruchgedicht, welches zugleich mit jenem v. d. Hagen in den „Deutschen Gedichten des Mittelalters, Berlin 1808. 4. herausgegeben hat. Dasselbe ist am Niederrhein entstanden und zwar, obwohl dies die sehr verderbte Überlieferung nur schwer noch erkennen läßt, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Schon Freidank kannte es und nur ihm können die Verse gelten: Salmôn witze lêrte, Markolf daz verkêrte 81, 3.

In diesem Gedichte nun tritt uns der scharfe Gegensatz zwischen Höfisch und Unhöfisch nicht in allgemeinen Andeutungen, sondern in den Reden Salomons und Markolfs gleichsam verkörpert vor Augen. Aus jenen spricht durchwegs die edle königliche Gesinnung und Bildung, aus diesem der rohe ungeschlachte Bauer.

Das Gedicht ist nach einer lateinischen, noch erhaltenen Quelle bearbeitet. Obwohl daher nur für die Wahl des Stoffes, nicht auch für den Inhalt verantwortlich, hält es doch der Dichter für nothwendig, sich bei den Lesern für die vielen unhöfischen Worte, die das Buch enthalte, zu Anfang und am Ende sehr angelegentlich zu entschuldigen. Die Art, womit dies geschieht, ist an und für sich und insbesondere auch für das Alter des Gedichtes bezeichnend, denn zu Ende des dreizehnten oder gar im vierzehnten Jahrhundert, in welches es von Einigen gesetzt wird, hätte man eine solche Entschuldigung kaum noch für nöthig erachtet.

Der Eingang des Gedichtes lautet:

Ir hânt dicke wal virstandin,
wie man vint in allin landin
die wîsin bî den dôrin.
swer nu gerne welle hôrin,
dem wolde ich fromde mêre sagin,
die nieman obele mogin behagin.
Ich saz in der zellin mîn
und vant ein buoch, dat was latîn.
in deme selbin vant ich
vil worte, die niht hovelich
lûtin in dûtschir zungin.
ich bedin alde und junge,
die dâ lesin, als hie gescrebin steit,

dat mich ir allir hubischeit
welle intsculdegin umme dat,
wande ich niet ze dûtsche bat
mohte gewendin dat latîn,
dat it behielt dat dûdin sîn.

Am Schlusse wird die Entschuldigung mit größerem Nachdruck wiederholt:

Noch hât Morolf mê gedrebin,
dat ich niet enhân gescrebin
dorch der worte unhubischeit,
der doch gnuoc hie inne steit.
sîn kunst ist û nu bekant:
ich lâzen in, als ich in vant.
in latîn was dise rede
gescrebin, die ich wan dorch bede
in dat dûtsche gewant hân,
dat si wale mogin virstân
die dâ niet virstên latîn.
nu ist die hôste bede mîn
alsô, swer dit buoch lesin wil
(ich hân unhubischir worte vil
gescrebin in dat buochelîn),
dat er dorch den willin mîn
mich beschône des bestin, dat er kan,
ez sî frouwe adir man,
wan ich bin niet alsô behende,
dat ich dat dûtsche iet anders wende,
dan dat latîn mich beschiet.
her umme ensceldin si mich niet,
den zu hôrin dit gebort.
ich hân der rede vil gekort

dorch des dûtschis ungefuoc:
des steit hie inne mê dan gnuoc.

Und so ist es in der That: das Gedicht wimmelt von Zoten und Gemeinheiten, von rohen, pöbelhaften, insbesondere obscönen Worten, die das Ohr jedes gebildeten Lesers beleidigen müßen und für welche ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen der Dichter alle Ursache hatte. Er selbst bezeichnet sie als unhöfliche, unhöfische; mit vollem Recht, und Niemand, der das Gedicht liest, wird länger noch im Zweifel sein, was das Mittelalter unter Unhöfischheit in Wort und Rede verstanden hat und also auch wir in Zukunft zu verstehen haben.

Nur solche wirklich unanständige und unzüchtige Worte kann Walther von der Vogelweide in jenem Spruche gemeint haben, worin er gegen die überhand nehmende Zuchtlosigkeit der Jugend in Reden und Thun eifert (s. meine Ausgabe Nr. 96).

Wer zieret nû der êren sal?
der jungen ritter zuht ist smal.
sô pflegent die knehte gar unhövescher dinge
mit worten und mit werken ouch.
swer zühte hât, der ist ir gouch.
nemt war, wie gar unfuoge für sich dringe!
hie vor dô berte man die jungen,
die dâ pflâgen frecher zungen:
nû ist ez ir werdekeit,
sie schallent unde scheltent reine frouwen. ꝛc.

Der Ausdruck „freche Zungen“ erklärt zur Genüge, welcher Art die „unhöfischen Worte“ waren, deren schon die Knappen sich beflissen; und nicht minder klar ist, was Walther in seinem Liede „Klage über den Verfall der Kunst“ (s. meine Ausgabe Nr. 72) unter den „ungefügen Tönen“, dem „frevelhaften Schallen“, womit der höfische Sang vom Hofe verdrängt werde, und

unter der „Unfuge“ gemeint hat, die man schweigen heißen, von den Burgen treiben und bei den Bauern bleiben lassen solle, von denen sie gekommen ist. Daß er dabei die durch Neidhart neuaufgekommenen dörperlichen Weisen im Auge hatte, ist ausgemacht. Und unhöfisch ist diese Gattung von Poesie gewiß, sie ist es durch ihren Inhalt schon, durch die Schilderungen, die sie gibt, und häufig auch durch die Ausdrücke, trotz der schönen Namen „Höfische Dorfpoesie“ oder „volksmäßige Lyrik der Höfe“, die man mit überfeinen Unterscheidungen für sie ausgesonnen hat; denn ob sie wirklich an einigen, bereits der Verwilderung und Rohheit entgegengehenden Höfen Zutritt und Beifall fand oder nicht, ist ganz gleichgültig: was in seinem Wesen und Kern dörperlich ist, wird dadurch nicht höfisch; der in höfischen Kreisen zugelassene Bauer darum noch lange kein Edelmann; und umgekehrt eine Lyrik, die in höfischen Formen das Dörperliche, das Gemeinbäurische schildert, deshalb noch keineswegs eine volksmäßige. Welch ungeheurer Abstand zwischen dieser und der wirklich volksmäßigen Poesie besteht, zeigt uns das Volkslied und das Heldenlied. Wie naiv, ja züchtig, werden in jenem selbst bedenkliche Dinge und Situationen, wo sie (selten genug) erscheinen, geschildert!

Gewiß sind die Lieder Neidharts und seiner Nachfolger, des Gedrut, Geltar, Göli, Steinmar, Tanhauser, Stamheim rc. in sitten- und kulturgeschichtlicher Beziehung für die Kenntnis vom Leben und Treiben des niedern Volkes im dreizehnten Jahrhundert von ungemeiner Wichtigkeit. Aber vom ästhetischen und dichterischen Standpunkt aus betrachtet, bezeichnen diese Lieder, die, mit Sonnenschein, Blumen und Vogelgesang anhebend, in ekelhafte Darstellungen des ausgelassensten Dorflebens auslaufen, die oben ein rosiges Mädchenantlitz zeigen und unten in eine häßliche Fischgestalt enden, keinen Fortschritt, sondern einen Rück-

schritt, sie haben nicht zur Verjüngung der deutschen Poesie auf nationaler Grundlage gedient, sondern waren die Vorboten, zum Theile die Mitbeförderer eines rasch hereinbrechenden und noch rascher vollzogenen Verfalles edler Sitte und Kunst. Die traurigen Früchte dieser vom Höfischen abgewandten Richtung liegen in den zahlreich erhaltenen, nach ihrem Erfinder benannten Neidharten vor Augen, die an bodenloser Gemeinheit das Unglaubliche leisten.

Dieser Verlauf war ein ganz natürlicher, war es doch von Anfang an nicht der reine Sinn und die Empfänglichkeit für das Volksmäßige, die Freude am Volksleben, das des Zarten und Naiven, des Kräftigen und Erhebenden die Fülle in sich schließt, sondern die frivole Lust am Rohen und Schmutzigen, welche in dieser neuen Weise für sich und Andre Befriedigung eines durch Überreiz stumpfgewordenen Geschmacks suchte und leider auch fand. Walthers scharfes Auge und feingebildeter Geist erkannte sofort die Gefahr, die dem deutschen Liede von dieser Seite drohte, und ihm, der es auf eine so hohe Stufe der Vollendung gehoben, ziemte es gewiss vor Allen, der neuen schlimmen Strömung zu wehren. Und in der That, welch ein Abstand zwischen Neidhards Liedern, mit ihren endlosen, zwischen Mutter und Tochter sich entspinnenden, in Thätlichkeiten, in Holzereien mit der Kunkel ausartenden, oft geradezu widerlichen Wortstreiten, den üppigen Tänzen und klafterhohen Sprüngen, den Raufereien der Dorfsprenzel und Getelinge, den dicht an's Zotenhafte streifenden, nur schwach verhüllten Zweideutigkeiten in Wort und Schilderungen: und zwischen denen Walthers voll echt poetischer Tiefe und Frische, voll männlichen Ernstes, sittlicher Würde und Hoheit der Gesinnung. Vergleicht man die Lieder Beider, so begreift man vollkommen den Zorn und Unmuth, womit den edlen gebildeten Mann die ungefügen Töne erfüllen mußten, und man empfindet, daß

ein grellerer Gegensatz zwischen höfischem und unhöfischem Sang kaum gedacht werden kann.

Zum unmittelbaren Gegenstand unserer Untersuchung zurückkehrend, betrachten wir noch eine Stelle in Gottfrieds Tristan, worin uns zwar ebenfalls nicht ausdrücklich gesagt, aber doch verständlich genug angedeutet wird, was unter unhöfischer Rede weiter noch zu verstehen ist. Gottfried meint, es sei unnöthig und nutzlos, mit langer Rede zu erzählen, wie die Königin Isolde vermöge ihrer Kunst die übelriechende vergiftete Wunde geheilt habe, welche Tristan bei seinem Zweikampfe mit Morold von dessen Schwert empfangen: ich werde mich hüten

daz ich iu niemer wort gesage,
daz iuwern ôren missehage
und iuwerm herzen widerstê.
ich spriche ouch deste minner ê
von iegelîcher sache,
ê ich iu daz mære mache
unlîdec unde unsenfte bî
mit rede, die niht des hoves sî 200, 33—40.

Selbstverständlich sind hier Worte, Benennungen und Schilderungen von Dingen und Zuständen gemeint, wie sie bei Krankheiten vorkommen, von denen aber, obwohl sie an sich ganz natürlich und nothwendig sind, in gebildeten Kreisen schicklicher Weise nicht gesprochen und offen verhandelt wird.

Aus Vorstehendem ist wohl in jeder Weise deutlich geworden, welche Worte im Mittelalter unter Gebildeten als wirklich unhöfische betrachtet wurden: es waren, ganz in Übereinstimmung mit der oben gegebenen Definition von unhöfisch, rohe, gemeine, unanständige, zumal obscöne Ausdrücke, Wörter, die man noch heutzutage in Büchern und in gebildeter Gesellschaft meidet,

nimmermehr aber jene, welche einseitige Schulgelehrsamkeit mit diesem Namen bezeichnet hat.

Dies Ergebnis ist insofern nicht unwichtig, als die richtige Erkenntnis unhöfischer Worte in der Folge bei der Wahl zwischen verschiedenen Lesarten und bei der Entscheidung über Echtheit oder Unechtheit der einem bestimmten Verfasser zugeschriebenen Gedichte ein sicheres Kriterium bilden wird. Man wird sich künftighin doch bedenken, einem sonst als höfisch erkannten Dichter Worte aufzubürden, die zweifellos unhöfische sind, oder Gedichte ihm beizulegen, in denen solche vorkommen. Nach beiden Seiten hin ist von unserer Kritik schon vielfach gefehlt worden, was ich aus einigen Beispielen aus Walther von der Vogelweide hier aufzeigen will.

Zu den unhöfischen zählen Worte, die, obwohl an sich harmlos und erlaubt, erst durch die Anwendung, die man davon macht, dazu gestempelt werden. Z. B. das Wort Maul (mûl) ist gewiss ganz unverfänglich, wenn es, wie von Gottfried im Tristan 73, 35 vom Hirschen, von Hartmann im Erek 7315 und von Konrad von Würzburg im Partonopier Bl. 182c vom Pferde gebraucht wird; aber den menschlichen Mund so zu nennen, wäre eben so unhöfisch, wie jetzt noch unhöflich, und kommt in dieser Anwendung nur bei späteren Dichtern vor (vgl. mittelhochd. Wörterbuch 2[1], 231).

Dasselbe gilt vom Worte Rind. In seiner stricten Bedeutung kommt es natürlich oft vor, nur sehr selten dagegen im bildlichen Sinne von dummen Menschen. Zwar heißt es bei Suchenwirt 31, 41: ze hove bin ich gar enwiht: dâ stên ich als ain ander rint. Aber dieser Dichter lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und kann, wo es sich um höfische Dinge handelt, nicht in Betracht kommen. Eher Freidank, und dieser gewährt in der zweiten Ausgabe der Bescheidenheit

einen ähnlichen Spruch: man hât ein heime gezogen kint ze hove dicke für ein rint 139, 14a. Allein dieser Spruch steht nur in einer einzigen Handschrift, im Liederbuch der Hätzlerin, einer Quelle also, die für die Echtheit gar keine Gewähr bietet. Darauf beschränken sich die bis jetzt gesammelten Beispiele. Um so auffallender ist es, dem Worte in tropischer Verwendung in einem Gedichte Walthers zu begegnen (bei Lachmann 123, 36), wo er sich mit einem Rinde vergleicht: ích was mít geséhenden ougen blint und aller guoten sinne ein rint. Obwohl es nach dem Sprichworte jedem erlaubt ist, zu seinem Heu Stroh zu sagen, so muß doch bezweifelt werden, daß Walther seine Bescheidenheit soweit getrieben, daß er zu dem unhöfischen Gleichnis gegriffen hätte. Wäre das Lied (Ein meister las, troum unde spiegelglas ꝛc.) nicht schon längst aus triftigen sprachlichen Gründen für unwaltherisch erklärt worden (s. Wackernagel, Altfranz. Lieder S. 218), es müßte ihm wegen dieser Stelle abgesprochen werden. In Wackernagel-Riegers und meiner Ausgabe hat es darum keine Aufnahme mehr gefunden.

In die gleiche Reihe mit Rind stellt sich Sau. sû bedeutet im Mittelhochdeutschen nicht im Allgemeinen Schwein, sondern ausschließlich die Schweinmutter, scrofa. Das Wort kommt überhaupt nur sehr selten vor, in bildlicher Verwendung einzig bei Walther in dem Reimspiel mit den fünf Vocalen, bei Lachmann 76, 15:

> Ich bin verlegen als ein sû,
> mîn sleht hâr ist mir worden rû etc.

Lachmann, wie wir gesehen, sonst so feinfühlig für Alles, was dem höfischen Brauch zuwider lauft, hat an dem Ausdruck keinen Anstoß genommen, obwohl dieser Lesart der Heidelberger Handschrift gegenüber die Pariser Êsaû darbietet. Für uns, die wir uns des Unterschiedes zwischen höfisch und unhöfisch erinnern,

kann die Wahl zwischen ein sû und Êsaû keinen Augenblick schwankend sein, um so weniger, als die letztere Lesart einen vollkommen passenden Sinn gewährt und die Heidelberger Handschrift, obgleich unter den Liederhandschriften die älteste, auch sonst wegen ihrer Nachläßigkeit und ihren groben Lesefehlern berüchtigt ist. Wenn doch wenigstens swîn gebraucht wäre, das Eberschwein, mit dem um seines Muthes und seiner Kühnheit willen von Alters her Helden gerne verglichen wurden. Aber Mutterschwein! Dergleichen ist bei Walther unmöglich. Dennoch hat sich Einer für die Sau begeistert, die er an dieser Stelle gar schön und sinnvoll findet, und mir unter allerlei läppischen Gründen zum Vorwurf gemacht, daß ich sie in Übereinstimmung mit Wackernagel-Rieger „aus ästhetischen Bedenken“ zu Gunsten des Esau ausgemerzt habe!

Ein absolut unhöfisches Wort ist ars. Nur zweimal ist es in Gedichten aus der höfischen Zeit nachgewiesen: bei Ulrich von Winterstetten und Walther. Allein der Erstere, obwohl er einmal singt (Minnes. Hagen 1, 173):

sô ist ein ander swære, diu mich twinget,
daz die herren muotes sint sô kranc
unde ir tugent nieman dar zuo bringet,
daz man singe hovelîchen sanc,

fällt doch schon außerhalb den streng höfischen Dichterkreis und gehört mit Gottfried von Neifen zu der Gruppe jener, die zum höfischen Sang im Gegensatz stehen und ihn mit Wort und That verhöhnen und verspotten.

Was den dem Walther zugeschriebenen Spruch (Lachmann 18, 1—14) anlangt, so ist, ganz abgesehen von dem Gleichnis von ars und mâne, schon aus der Form und dem Inhalt klar, daß er nicht von Walther selbst herrühren, sondern nur von einem Dritten in einem seiner Töne und zu seinen Gunsten gedichtet sein kann. Er enthält für einen von Walthers unbefugten Tadlern

eine derbe Abfertigung, dergleichen unter dem Sängervolk, zumal des Abends in der Herberge und beim Becher, öfter werden vorgekommen sein, ohne daß man es dann (wie unter gebildeten Männern heute noch) mit dem Höfischen und Unhöfischen so genau nahm. Aber von Walther ist der Spruch nicht, denn wie tact- und maßvoll er sich auch im Zorne auszudrücken verstand, zeigen die beiden Sprüche gegen Gerhart Atze (Nr. 126 meiner Ausgabe).

Zu den unhöfischen Worten der schlimmsten Art gehören die beiden allitterierenden vut und visel. Ersteres kommt außer bei Neidhart, der es 47, 3 in der Zusammensetzung vudenol gebraucht, im dreizehnten Jahrhundert gar nicht vor, Letzteres nur bei Walther, aber einzig in der Ausgabe von Wackernagel-Rieger 61, 16, wo es indes von den Herausgebern ohne Handschrift in den Text gesetzt wurde. Eine unbegreifliche, geradezu scandalöse Emendation, eine wahre Beleidigung für Walther. Wie sollte ein so eminent höfischer Dichter sich jemals in einem Gedichte dieses Ausdrucks bedient haben und gar in solcher Verwendung, die der Anstand näher anzugeben verbietet! Es geht doch wunderlich zu in unserer Wissenschaft. Auf der einen Seite werden mit scheinbar zartestem Gefühle ganz unschuldige, ja edle und altehrwürdige Worte als unhöfische, dem höfischen Brauche zuwiderlaufende erklärt, auf der andern mit der größten Seelenruhe hochgebildeten Dichtern die gemeinsten, obscönsten Ausdrücke aufgedrängt und ihre Werke damit verunziert.

Allerdings gebraucht auch Wolfram von Eschenbach das Wort, aber bei ganz besonderer Gelegenheit und namentlich in einer Form, die jedes Unanständige ausschließt, nämlich im Parzival 112, 25, wo erzählt wird, daß Herzeloide, Parzivals Mutter, und ihre Frauen das neugeborne Kind betrachteten und sich freuten, daß es ein Knabe war:

si begunden schouwen
zwischen beinen sîn visellîn:
er muose vil getriutet sîn,
do er hete manlîchiu lit.

Als Diminutiv, wie man sieht, steht hier das Wort und auf ein kleines Kind bezieht es sich: das ändert die ganze Sache. In solcher Verwendung und Form hört das obscöne Wort auf obscön zu sein; durch die Verkleinerung wird es seines ursprünglichen Charakters entkleidet und erscheint plötzlich im Lichte kindlicher Unschuld und Naivetät. Noch heutzutage verhält es sich damit genau eben so.

Das oben angeführte Fud ist ein sehr unanständiges Wort und wird nur vom gemeinen Volk, von Leuten niederer Bildung noch im Munde geführt. Das davon gebildete, jetzt freilich in anderer Bedeutung gebrauchte Diminutiv Füdeli dagegen ist in schwäbisch-alamannischen Landen allgemein im Gebrauch, zumal Kindern gegenüber, und Hebel hat keine Scheu getragen, ihm in einem seiner schönsten naivsten Lieder: „Die Mutter am Christabend“, eine Stelle zu gönnen:

Jez chönti, trau-i, gô,
es fehlt nüt mê zum Guete —
potz tûsig, no ne Ruete!
dô isch sie schô, dô isch sie schô.
'S cha sî, sie freut di nit,
's cha sî, sie haut der 's Füdeli wund;
doch witt nit anderst, sen isch's der gsund
's mueß nit sî wenn d' nit witt.

Von Menschen durch Thier oder Vieh zu reden, gilt unter Gebildeten noch für eben so unhöflich und roh, wie im Mittelalter. Aber die Koseformen werden häufig gehört. In Norddeutschland nennt die zärtliche Mutter ihr Kind arglos „Du kleines Thierchen“,

in Oesterreich „Du liebs, herzigs Bicherl“ oder gar „Mistvicherl“. In Frankfurt und Sachsenhausen wird êsi als Kosewort und schinnêsi, mei lieb schinnêsi, zur Bezeichnung eines schelmischen Kindes verwendet; es sind die Verkleinerungsformen zweier gewiss sehr häßlicher Wörter: nämlich von Aas (= Äschen) und Schindaas. Aber in solcher Weise versteht es unsere Sprache, durch leichte Änderung der Form selbst das Gemeine, Niedrige empor zu heben, gleichsam zu adeln, und mit dem Zauber des Kindlichen, des Unschulds- und Gemüthsvollen zu umgeben.

Aus vorstehender, zunächst nur im philologischen Interesse unternommenen kleinen Untersuchung ergibt sich nebenbei, und dies ist von allgemeinerer Bedeutung, daß im Mittelalter, d. h. während der Blütenperiode der höfischen Poesie, unter Gebildeten in Bezug auf Anstand in Wort und Rede dieselben Grundsätze walteten wie heute noch und daß die Gegenwart in dieser Hinsicht vor jener Zeit nichts voraus hat.

X.

Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Baiern.

1864.

Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Baiern.

(Germania IX, 159—172).

Indem ich, gegen meine Neigung und Gewohnheit an die unlängst im Centralbl. 1864, Nr. 7 erschienene Anzeige meiner kleinen Schrift: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums." I. Wien, C. Gerold 1863. 8. einige Bemerkungen knüpfe, ist es nicht meine Absicht, mich auf die verschiedenen Ausstellungen der Anzeige einzulassen, sondern ich möchte einen dort leichthin berührten Gegenstand hier zur Sprache bringen, von dem ich glaube, daß er eine ausführlichere Erörterung verdient und einiges Interesse zu erwecken wohl im Stande ist. Er betrifft die in der kaiserlichen Kanzlei unter Ludwig dem Baiern herrschende Sprache.

Auf S. 55—75 gedachter Schrift habe ich Bruchstücke (im Gesammtbetrage von etwa 700 Zeilen) eines allegorischen Gedichtes auf Kaiser Ludwig mitgetheilt und, mich dabei nicht begnügend, durch eine Reihe von Erwägungen auch über den Verfasser eine Vermuthung aufzustellen und zu begründen versucht. Da auf der einen Seite die Sprache des Gedichtes die entschie-

denen Kennzeichen des schwäbischen Dialektes zeigt, auf der andern Seite der Dichter sich wiederholt einen Schreiber nennt, der zum Kaiser in vertrauten Beziehungen steht, sich als dessen Diener zu erkennen gibt und in dessen Auftrag schreibt (vgl. X, 53 f.), so bin ich zu dem Ergebnis gekommen, das Gedicht möchte von des Kaisers oberstem Schreiber, Meister Ulrich von Augsburg, verfaßt sein. Damit schien mir Ulrichs schwäbische Herkunft wie sein Amt und seine Stellung beim Kaiser vollkommen vereinbar, und ich wiegte mich in der Hoffnung, meine Hypothese, die natürlich bloß als solche auftritt und nicht mehr zu sein beansprucht, wohl begründet zu haben.

Aus diesem Wahne werde ich nun durch das „Centralbl." (Nr. 7, S. 162 unten) in unsanfter Weise durch die Worte aufgeschreckt: „wenn der Verf. (nämlich ich) den Protonotarius des Kaisers, Ulrich von Augsburg, als Verf. (nämlich des Gedichtes) vermuthet, so widerspricht dem der Dialekt; denn Ulrich konnte sich keines andern bedienen als dessen der kaiserlichen Kanzlei; der herrscht aber nicht im Gedichte, sondern der rein schwäbische." Mit éinem Federstrich wird also hier meine nicht ganz mühlose Beweisführung über den Haufen geworfen und in's Reich der Märchen verwiesen. Vom Hrn. Rec. finde ich das recht grausam; für mich aber, der ich von dem Zustande der Sprache und namentlich den deutschen Dialekten im Mittelalter auch Einiges zu wissen geglaubt habe, in hohem Grade demüthigend. Denn ich will es nur bekennen, daß ich von Dem, was der Hr. Rec. als etwas ganz Bekanntes und Zweifelloses hinstellt, bis dahin auch nicht die leiseste Ahnung gehabt habe, und daß mich das Gefühl, hierüber in so vollständiger Unwissenheit gewesen zu sein, mit tiefer Beschämung erfüllt.

Nach des Hrn. Rec. Ausspruch war also 1. in der Kanzlei Kaiser Ludwigs des Baiern ein bestimmter Dialekt im Gebrauch,

und 2. mußte jeder in dieser Kanzlei beschäftigte Schreiber oder Notar nicht nur zu Urkunden und Aktenstücken, sondern auch zu allen außeramtlichen Privatarbeiten, als da sind Gedichte u. s. w., sich dieses Dialektes bedienen, gleichviel, wes Stammes und welcher Zunge er auch war.

Woher der Hr. Rec. dies weiß, sagt er uns leider nicht, aber wissen muß er es doch wohl und zwar ganz genau, wie könnte er sonst mit so vollkommener, nichts zu wünschen übrig lassender Sicherheit und Präcision die beiden Sätze ausgesprochen haben? Noch etwas anderes verschweigt er uns: von welcher Beschaffenheit jene kaiserliche Kanzleisprache denn eigentlich war. Da er sie aber der schwäbischen gegenüberstellt, und der Kaiser sowie der größere Theil seines Hofstaates dem baierischen Stamme angehörten, so wird wohl kaum irren, wer annimmt, daß es die baierische Mundart war, die nach des Ref. Meinung in Ludwigs Kanzlei geherrscht hat und nach der sich die Schreiber unweigerlich zu richten hatten. Um darüber völlig in's Reine zu kommen, wird es nöthig sein, daß wir die aus jener Kanzlei hervorgegangenen Urkunden, und zwar, wie sich von selbst versteht, nur die authentischen, aus den Originalien abgedruckten, zu Rathe ziehen. Sie sind in zahlreichen Büchern und in großer Fülle zu finden.

Bevor wir an die Arbeit gehen, wird es gut sein, wenn wir uns über die Kennzeichen, einerseits des Schwäbischen, andererseits des Baierischen im vierzehnten Jahrhundert verständigen und uns dieselben bei der Prüfung stets gegenwärtig halten. Wir beschränken uns, der Kürze halber, auf die Vocale.

Zu Kaiser Ludwigs Zeit (1314—1347) stand der schwäbische Vocalismus im Ganzen noch auf der Stufe des mittelhochdeutschen, also:

î, iu, iw, ou, û,

während die baierische Mundart in diesen Lauten schon fast

durchwegs jene Veränderungen zeigte*), welche später die Grundlage des Neuhochdeutschen bildeten, nämlich:

ei, eu, ew, au, au.

Wenn also der Hr. Rec. Recht hat, und die baierische von der schwäbischen in so wesentlichen Punkten abweichende Mundart unter Ludwigs Regierung wirklich die übliche Kanzleisprache war, so müßen wir nothwendig in den Urkunden ihren Kennzeichen überall begegnen.

Nehmen wir für's erste gleich die von mir in meiner Schrift S. 52 angeführte, meinen Meister Ulrich von Augsburg betreffende Urkunde (Nürnberg, 28. Oct. 1336; das Original liegt im Augsburger Archiv — s. Böhmers Regesten Nr. 1800 — und ist daraus bei Stetten, Geschichte der adel. Geschlechter S. 388 abgedruckt). Sie lautet buchstäblich:

Wir Ludowîg von gotes genâden rœmischer kaiser ze allen zîten mêrer des rîches verjehen offenlîch an diesem brief, daz di wîsen l*iu*te, die burgermeister, der rât und die burger gemeinlîchen ze Auspurg (so) unser liebe getr. nâch unserm bet, haizz und gebot verschriben und vergewizzert habent, dem beschaiden man Maister Ulrîch dem Hofmaier von Augspurg unserm liben getr. obristen schrîber und sînen erben vierhundert pfundt Auspurger pfening, di sie uns ze st*iu*r solten geben haben, von des rîches wegen von nu und sand Martîns tag der schierst kommt uber dr*iu* jâr. Und darumb sagen wir sie der

*) Zum Beweis kann die nächste beste Privaturkunde dienen: z. B. Monumenta Boica XVIII, 79. München 1315: offenl*ei*ch, *au*f, fr*aw*en, gotsh*au*s, d*eu*, gotsh*au*ses, s*ei*n, *au*f, dr*eu*tzehen. Ebd. 94. München 1318: Hainr*ei*ch, dr*ei*, w*ei*lent, s*ei*nes, igl*ei*chen, ledikl*ei*chen, Ulr*ei*chen, p*aw*ent, ir*ew*, redl*ei*chen, verch*au*ft, ledig*eu*, dr*ei*zzik, gänzl*ei*chen, s*ei*n, fr*aw*en, *au*f, *au*ch, l*äu*t, unverschaidenl*ei*chen, s*ei*n, l*œu*t, dr*ew*zehen; in der letztern erscheint nur der bestimmte Artikel noch in der mittelhochdeutschen Form: *diu*.

selben pfening und unserer gewonlîchen st*iu*r, di sie uns *au*f die selben frist geben solten, ledig und lôs mit disem gegenwertigen brief, alsô daz wir noch niemand anders von unsern wegen uns di selben st*iu*r dheinerley vorderung noch ansprâch hinz in haben sullen und mugen. Wir gehaizzen in *au*ch mit disem brief, daz wir si sôtânes fürgebens und verschrîbens irr st*iu*r nicht mêr anmuthen wellen noch sullen, und *au*ch nicht gestatten, daz si ieman von unsern wegen an si mut, oder si dâmit beswêr mit dheinen sachen. Und dar über ze einem urchund geben wir in disen brief versigelten mit unserem kaiserl. insigel, der geben ist ze Nürnberg an dem tag sancti Simonis und Judä nâch Christus geburt drîzehen hundert jâr, dar nâch in dem sechsten und dr*ei*zzisten jâr, in dem zwei und zweinzigisten jâr unsers rîches und in dem n*iu*nten des keiserthums.

Mit dieser Urkunde stimmt bezüglich der Sprachformen der vier Jahre später, 1340, diesmal zu München, dem Meister Ulrich ausgestellte und ebenfalls bei Stetten S. 338, 389 abgedruckte Brief im Wesentlichen überein. Ich verzeichne daraus sämmtliche hier in Betracht kommende Laute. zîten, rîchs, wîsen, lûten (= l*iu*ten), *iu*ch, wîsen, schr*ei*ber, *û*f, stûr (= st*iu*r), rîch, *û*f, Martîns tag, Franchenr*ei*ch, sînen, st*iu*r, *û*f, s*ei*t, b*ei*, *iu*ch, Martîns tag, rîchs, drîzehenden.

Betrachtet man diese beiden Urkunden an der Hand der oben gegebenen Vocalreihen, so wird Niemand leugnen können, daß es in ganz auffallender Weise nicht die Lautverhältnisse der baierischen, sondern entschieden die der schwäbischen Mundart sind, die hier vorwalten. Wir finden zwar in der ersten dreimal au statt û und ou (*au*f, *au*ch), dafür aber ausnahmslos iu (siebenmal), und dem zwölfmal erscheinenden î steht nur ein einziges ei (dr*ei*zigisten) gegenüber. In der andern kommen zehen î gegen vier ei (schr*ei*ber, Franchenr*ei*ch, s*ei*t, b*ei*), ferner fünf iu, drei û vor, dagegen kein eu und au.

Nicht minder deutlich tragen noch viele andere Urkunden, von denen hier ein paar weitere Proben stehen mögen, die Merkmale des schwäbischen Dialekts.

Wir Ludowîg von gotes gnâden rômischer keiser, ze allen zîten mêrer des rîchs, verjehen offenlîchen an disem brief, umbe die vogtay ze Uttenborn, die wir dem edeln manne Berchtold grâven ze Graispach, ze Marsteten, genannt von N*y*ffen, unserm lieben heimlîcher, vormâlns versetzet haben, als er des unser brief inne hât, ob er die iemand machen, lîhen oder verkumbern wolt, tuon wir kunt, daz der selbe, swem er si lîcht, gît, versetzt oder machet, alle die gwer und gewalt dâ mit sol haben, ze haben und ze lâzzen und *ou*ch ze bechumbern in alle weg, ze gelîcher w*ei*s, als der vorgenant grâf Berchtold, wan er si von uns gek*ou*fft hât und hât uns daz selb gut an unserr schuld, der wir im schuldig sîn, reht und redlich abe geslagen, als di brief sagent, die wir im dar umb gegeben haben ze urchund ditz briefs, der geben ist ze Nurenberg an sant Laurenten âbent in dem ain und zwainzigestim jâr unsers rîchs und in dem ahten des keisertumes.

(= 9. Aug. 1335: Monumenta Boica XXXIII², 55). Elfmal î, einmal ei, zweimal ou, kein au.

Ferner:

Wir Ludowîg von gotes gnâden rômischer keiser, ze allen zîten mêrer des rîchs, verjehen und tun kunt offenlîchen an disem brief, daz wir dem bescheiden manne Johann dem Langenmantel unserm burger ze Augspurch den ban und daz geriht ze Zusmersh*û*sen mit allem dem und dar zu gehort verlihen haben und verlîhen im *o*ch den mit allen rechten, als verre wir im den durch reht verlîhen sullen und mugen. Und dar uber ze einem urchunde geben wir im disen brief mit unserm insigel versigelten, der geben ist ze Augsburg an sant Mauricii tag nâh Kristes geburt dr*iu*zehen hundert jâr, dar nâh in dem siben und dr*eiz*zigestim jâr, in dem dr*iu* und zwainzigestim jâr unsers rîchs und in dem zehenden des keisertumes.

(= 22. Sept. 1337. Monumenta Boica ebd. S. 68.)

Sechsmal î, gegen einmal ei; einmal û, einmal o (schwäbisch = ou in ouch), zweimal iu, denen kein au und eu gegenübersteht.

In dieser Weise könnte ich noch lange fortfahren, obschon ich, was Niemand von mir verlangen wird, die von Böhmer in seinen Regesten K. Ludwigs verzeichneten 3000 Urkunden nur zum kleinern Theile eingesehen habe. Dennoch wird die vorstehende Darlegung mehr als hinreichen, um den Leser durch den Augenschein zu überzeugen, daß von der Kanzlei K. Ludwigs die schwäbische Mundart nicht nur nicht ausgeschlossen war, sondern häufig dort gebraucht wurde.

Selbstverständlich steht diesen Urkunden eine weit größere Reihe anderer gegenüber, in denen bald mehr bald minder entschieden der baierische Dialekt vorwaltet. Hier kann ich mich kürzer fassen, und es wird genügen, wenn ich ein paar charakteristische Proben mittheile.

1. Wir Ludowick von gots genâden rômischer cheiser ze allen zîten mêrer des rîches, entbieten den edeln mannen Ludowîgen und Friederîchen grâfen von Öttingen unsern lieben getr*ew*en unser huld und allez guot. Von grôzzer besunderer getr*ew*nusse, die wir zu *ew* haben, bepfelhen wir *ew* beiden daz gotsh*aus* ze Auspurch und daz capitel, alsô daz wir wellen, daz ir daz gotsh*aus* und daz capitel und all*eu* ir*eu* guot versprechent und schirment von unsern wegen und in unserm namen vor aller mänlichen untz an unser wolgevalnusse, und daz gebiet wir *ew* mit disem brief, der geben ist ze Cremon des môntages nâch Galli in dem funftzehenden jâre unsers rîchs und in dem andern des cheisertuoms.

(= 23. October 1329, Monumenta Boica, ebd. XXXIII[1], 534).

Hier finden wir siebenmal eu (ew) und zweimal au, kein iu und u. Aber ganz rein ist die baierische Mundart nicht dar=

gestellt, denn den fünf schwäbischen langen î steht kein baierisches ei gegenüber.

Dasselbe Schwanken begegnet uns anderwärts noch deutlicher. So in folgendem Briefe.

2. Wir Ludowîg von gots genâden rômischer *ch*eiser, ze allen zîten mêrer des rîchs, verjehen und tuen *ch*unt allen den, die disen brief lesent oder hœrent lesen, daz wir dem er*b*erdigen Ulrîchen bischof ze Auspurch unserm lieben fursten die besundern genâde getân haben und tuen *au*ch mit disem brief, daz wir nicht wellen, daz ieman s*ei*n l*œu*t noch des gotsh*au*ses l*œu*t, swô die hinder im in märchten oder in steten oder anderswô gesezzen sind, ze burgern enphâhen noch nemen, und wellen und gebieten allen unsern und des rîchs steten, lantvogten, grâfen, vr*ei*en, rittern, knechten, edlen und unedlen, swie die genant s*ei*n, vestichl*ei*ch, daz si im dise unser genâde stæt halten und dhein s*ei*n l*œu*t ze burgern enphâhen noch nemen, als lieb in unser und des rîchs hulde s*ei*n. Da über ze urchunde geben wir im disen brief versigelten mit unserm *ch*eiserl*ei*chen insigel, der geben ist ze Ulme an dem suntag nâch des heiligen *ch*ruces tag, dâ man zalt von Christus geburt dr*iu*tzehenhundert jâr, dar nâch in dem zwei und dr*ei*zzigsten jâr, in dem achtzehenden jâr unsers rîchs und in dem funften des *ch*eisertums. (= 10. Mai 1332. Monumenta Boica XXXIII^2, 20.)

Obwohl diese Urkunde noch zahlreichere Kennzeichen der baierischen Mundart aufweist (z. B. auch gleich der vorhergehenden im Consonantismus das anlautende ch in *ch*eiser, *ch*unt statt dem schwäbischen *k*eiser, *k*unt u. s. w.), nämlich sechsmal ei, zweimal au und dreimal œu, so erscheint doch an nicht weniger als sieben Stellen das schwäbische î und an einer iu.

Reiner und unvermischter als diese beiden und die meisten andern gewährt uns den baierischen Dialekt die folgende Urkunde vom 4. Mai 1315:

3. Wir Ludw*ei*ch von gotes genâden rœmischer *ch*ünich, ze allen z*ei*ten ein mêrer des r*ei*ches, verjehen und tuon *ch*unt

allen den, die disen brief ansehend oder hœrent lesen, daz wir angesehen haben und ansehen unserr lieben *p*urger von München tre*w*e und dienst, und dar umb, daz si uns gedienen mügen deste bas, haben wir in d*iu* genâd getân, daz wir wellen, daz sie nieman der unsern phente, swer es *au*ch dar über tæt, wernt si dem selben daz phant oder widerphentent si in dar umb, oder swelhen schaden si dar umb tæten an l*ei*b und an guot den, die si phentent oder gephentet haben, dar umb solln si unser huld niht verloren haben noch verliesen, noch dheinen schaden an ir l*ei*b noch an ir guot nemen. Wir sulln *au*ch dheinen brief geben für dhein gult, d*iu* man in gelten sol, dâ man diu selben gült mit vrist; gæben wir in dar über wider si und ân irn willen, so *sch*ol er dhein *ch*raft haben, und gebieten *au*ch unsern vitztuomen, richtern und allen unsern amptl*œu*ten, daz si unsern vorgenanten burgern von München vollen und unverzogener reht tuon hintz allen irn geltern und umb ander sache, swaz si ze *ch*lagen habent *au*f dem land und in der stat, als volg und urtail sag, und des niht lâzzen noch verziehen, weder durch unser brief noch gebet noch durch unser *p*otschaft, daz gebieten wir in b*ei* unsern hulden. Und dar über ze einem urchund geben wir in disen brief mit unserm *ch*ünichl*ei*chen insigel versigelten und vervestent, der geben ist ze Münichen, dô man zalt von Christes geburt dr*eu*zehen hundert jâr, dar nâch in dem fünfzehenden jâr an dem nâchsten sontag nâch unsers herren *au*fverttack in dem êrsten jâr unsers r*ei*ches. (Monumenta Boica XXXV², 39.)

Wir bemerken hier lauter *ei* — Ludw*ei*ch, z*ei*ten, r*ei*ches, l*ei*b (zweimal), b*ei*, chünichl*ei*chen, r*ei*ches —, dagegen kein einziges *î*; ferner *ew* — tre*w*e —, aber kein *iw*; *au* — *au*ch (zweimal) und *au*f —, aber kein *ou*, *û*; zweimal *eu* (*œu*) — amptl*œu*ten, dr*eu*zehen —, dem allerdings einigemal, aber grammatisch unrichtig, *iu* (d*iu*) zur Seite steht (d*iu* genâd, Acc., ebenso: d*iu* man in gelten sol). Außerdem anlautendes *ch*: *ch*ünich, *ch*unt, *ch*lagen, *ch*ünichleichen; *p* = *b*: *p*urger, *p*otschaft; *sch*ol = sol.

Denselben mundartlichen Charakter tragen die auf obige Nummer folgenden, a. a. O. S. 40, 41, 42, 45, 46, 47, 48, abgedruckten Urkunden aus dem Jahre 1315. In den darauf folgenden brechen dann schon Formen des schwäbischen Vocalismus durch, z. B. 25. Sept. 1315, S. 49: rîches, bî (öfter), *iu*, rîches; 19. Febr. 1316, S. 50: rîches, amptl*u*ten, blîbe, dr*û*zehen, rîches; 3. März 1330, S. 68: zîten, rîches, all*iu*, cheiserlîchen, dr*iu*tzehen, rîches u. s. f., Formen, die bis zu des Kaisers Tode darin haften blieben; vgl. Monumenta Boica XXXIII², S. 137. Urk. vom 9. Oct. 1347: neben z*ei*ten, r*ei*chs, getr*ew*en, erl*au*bt, s*ei*n, fr*ei*heit, dr*ei*zzigstem, *eu*, r*ei*chs, findet man: *iu*ch, gotzh*û*s, etlîchen, *û*f, sîn, l*iu*t, *û*f, *iu*ch, dr*iu*.

Aus den vorstehenden, auf Grund authentischer Aktenstücke gegebenen Mittheilungen und Erörterungen ergibt sich für jeden Unbefangenen die unumstößliche Thatsache,

1. daß in der Kanzlei des K. Ludwig eine bestimmte Sprachnorm nicht bestanden hat;

2. daß neben dem baierischen Dialekt der schwäbische in Ludwigs Urkunden eine breite Stelle einnimmt, und

3. daß auch jener nur selten unverfälscht und unvermischt darin zum Ausdruck kommt.

Diese letztere Erscheinung ist Rudolf v. Raumer, der meines Wissens zuerst auf K. Ludwigs Kanzleisprache hingewiesen hat, nicht entgangen. Wenn er aber (Gesammelte sprachwissenschaftl. Schriften. Frankf. 1863, S. 199) meint, „die überlieferte mittelhochdeutsche Schriftsprache sei als die sprachliche Grundlage auch in den Urkunden Ludwigs des Baiern anzusehen, in welche die Eigenheiten des baierischen Dialekts bald stärker, bald schwächer eindrangen," und er fortfährt, „zu dieser Annahme sei man um so mehr berechtigt, weil man in andern Urkunden desselben

Kaisers noch ziemlich rein die mittelhochdeutschen Lautverhältnisse bewahrt finde," so widerstreitet dieser Ansicht von der Entwicklung der angeblichen Kanzleisprache Ludwigs der Augenschein. Raumer hat den Jahrszahlen nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt. Wäre seine Ansicht von der Sache die richtige, und hätte die mittelhochdeutsche Schriftsprache in Ludwigs Urkunden wirklich die ursprüngliche, erst nach und nach durch Eindringen des baierischen Dialekts modificierte, zuletzt verdrängte Grundlage gebildet, so müßte sich diese allmähliche Veränderung nothwendig in den Urkunden abspiegeln, d. h. es müßten die frühesten Briefe Ludwigs mittelhochdeutschen, die spätern mehr und mehr baierischen Vocalismus zeigen. Nun findet aber das Umgekehrte statt: in den Urkunden aus den ersten Jahren seiner Regierung (1315 u. folg. s. vorn S. 372) waltet der baierische Dialekt, später, in den zwanziger und dreißiger Jahren, läuft der schwäbische neben ihm theils gesondert her, theils macht er auf jenen bald stärker, bald schwächer seinen Einfluß geltend.

Aus Alledem geht hervor, daß auch von einer Grundlage, wie der von Raumer angenommenen, ja daß überhaupt von einer eigentlichen Grundlage für Ludwigs Kanzleisprache nicht die Rede sein kann. Wir werden uns also einerseits das gesonderte Erscheinen des baierischen und schwäbischen Dialekts, andererseits die theilweise Vermischung beider auf andere Weise erklären müßen. Diese Erklärung scheint mir überaus einfach und leicht, sobald man allen Doctrinarismus und vorgefaßte Meinungen hinter sich wirft, und die Sache betrachtet, nicht wie sie nach schulmeisterlichen Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts hätte sein können oder sollen, sondern wie sie in Wirklichkeit war.

Zu seinem lebhaften und ausgedehnten diplomatischen Verkehr und zu der ungeheuern Anzahl von Urkunden, welche Ludwig im Laufe seiner dreißigjährigen Regierung ausfertigen ließ, be-

durfte er selbstverständlich eines großen Kanzleipersonals. Im Anfang, beim Antritt seiner Regierung, mag dieses zumeist aus Landsleuten, aus gebornen Baiern, bestanden haben. Später, als Ludwig in Schwaben einen Stützpunkt suchte und fand, als es ihm gelang, einen großen Theil des schwäbischen Adels und der Städte an seine Fahne und Politik zu fesseln, erblicken wir nicht nur Glieder hoher schwäbischer Geschlechter, wie z. B. den Grafen Berthold von Neifen, in seiner steten unmittelbaren Nähe, sondern sehen auch Schwaben bürgerlichen Standes in seine Dienste treten, wie z. B. eben den Meister Ulrich von Augsburg, den er zu seinem Protonotar oder obersten Schreiber ernannte und, wie ich in meiner Schrift näher ausgeführt, zu allerlei wichtigen politischen Missionen verwendete. Wir wissen also auf's Bestimmteste, daß sich in Ludwigs Kanzlei neben Schreibern baierischen Stammes auch Notare schwäbischer Zunge befanden, ja daß der Vorstand derselben ein Schwabe war.

Nun herrschte im Mittelalter, was trotz unserer gründlich verschiedenen Erziehung und Schulbildung selbst jetzt noch zuweilen in Deutschland vorkommen soll, die Sitte, daß Jeder so sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war oder die Frau Mutter ihn gelehrt hatte, und wie er sprach, so schrieb er auch, man wußte nicht anders und konnte nicht anders. Wie die ganze damalige Welt, so haben es auch die in Ludwigs Kanzlei befindlichen Baiern und Schwaben gehalten: sie schrieben ihre angeborne Mundart, und gewiss ist es dem Kaiser nicht im Traume eingefallen, ihnen dies natürliche Recht zu beschränken oder zu verkümmern. Daher kommt es, daß wir aus derselben Kanzlei gleichzeitig Schriftstücke mit baierischem und schwäbischem Dialekt ausgehen sehen: hier war eben der Schreiber ein Schwabe, dort ein Baier.

Wie es nun aber zu geschehen pflegt, daß selbst etwas so Zähes und tief Wurzelndes, wie die Muttersprache es ist, beim

einzelnen Menschen im Verlaufe der Zeit den Einflüssen fremder Sprache und Umgebung mehr oder weniger nachgibt, so würde man annehmen dürfen, daß auch Meister Ulrich und seine in der kaiserlichen Kanzlei beschäftigten Landsleute im täglichen Verkehr allmählich von der Sprache ihrer baierischen Collegen, und umgekehrt diese wieder von Jenen, einiges minder Wesentliche angenommen und jezuweilen (consequent geschieht es nie) in ihre Schriftstücke haben einfließen lassen.

Vielleicht verhält sich aber die Sache noch anders. Jede wohleingerichtete, starkbeschäftigte Kanzlei bedarf zur Ausfertigung amtlicher Urkunden und Schreiben der Formulare. Daß in der Reichskanzlei der deutschen Kaiser solche Formelbücher vorhanden waren, wissen wir bestimmt. Sie werden also auch in der Ludwigs nicht gefehlt haben. Aber mit der Krone war ihm von seinen Vorgängern auf dem Throne nicht auch das Reichsarchiv als Erbschaft zugefallen, denn ein Theil desselben blieb nach K. Heinrichs VII. Tode (1313) in Pisa zurück, der andere wurde während der folgenden Kämpfe um die Herrschaft zerstreut. Ludwig mußte also die Formulare durch seine Notare erst wieder anlegen lassen, und dies ist wohl auch der Grund, warum wir von nun an in den Kaiserurkunden die deutsche Sprache den entschiedenen Sieg über die lateinische davon tragen sehen. Die Formulare waren eben zumeist in deutscher Sprache und zwar, je nach der Heimat ihrer Verfasser, in schwäbischem oder baierischem Dialekte geschrieben. Kam es nun, und es wird dies oft der Fall gewesen sein, daß eine neue Urkunde entweder von einem Baier nach schwäbischem Formular ausgefertigt wurde, oder umgekehrt, so konnte es kaum fehlen, daß ab und zu aus seiner Vorlage Laute und Sprachformen in seine Neuschrift einfloßen, die der ihm angebornen Mundart fremd waren.

Auf diese einfache Weise erkläre ich mir also sowohl das getrennte Vorkommen der beiden Dialekte als auch ihre theilweise Vermischung in Ludwigs Urkunden. Ich hoffe, daß die Mehrzahl meiner Leser dieser auf Thatsachen und thatsächlichen Verhältnissen beruhenden Erklärung beistimmen werde. Die Mehrzahl, denn ich weiß recht gut, daß es nicht an Solchen fehlt, die vor allem Ungekünstelten und Natürlichen einen unüberwindlichen Widerwillen haben und nur das für gründlich, gelehrt und wissenschaftlich halten, was recht verzwickt und verschroben ist und noch Spuren des Schweißes an sich trägt, den es seinem Urheber ausgetrieben.

Aber gesetzt auch, die gegentheilige Behauptung wäre so begründet, als sie es sicherlich nicht ist, und es hätte in der kaiserlichen Kanzlei wirklich ein fester Sprachgebrauch, wie der Herr Rec. sich ihn träumt, gegolten, wer würde im Ernst zu behaupten und als Gegenbeweis aufzustellen wagen, daß diese Nöthigung zum Gebrauch einer bestimmten Sprache für amtliche Zwecke auch außer der Kanzlei fortwirkte und daß diese Sprache Schreibern, deren Muttersprache sie nicht war, für den Hausgebrauch und für Privatarbeiten zur unverbrüchlichen Richtschnur sei gemacht worden? Der Gedanke ist so einfältig, daß jedes weitere Wort überflüssig wäre. In der That, wenn es jemals eine unwahre, leichtfertige Behauptung gab, so ist es diese mit so großer Bestimmtheit als Selbstgefälligkeit gegen meine Hypothese vorgebrachte.

XI.

Zwei Nachrufe.

1859. 1862.

1.

Wilhelm Grimm.

(S. kais. Wiener Zeitung 1860. Nr. 1. 2.)

Abermals haben wir, noch in der Neige dieses verhängnisvollen Jahres, den Verlust eines jener Männer zu beklagen, deren geistiges Wirken und Schaffen deutscher Wissenschaft und Bildung zum Segen, dem deutschen Namen weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zum Ruhm und zur Zierde gereicht. Wilhelm Grimm (geb. zu Hanau am 24. Febr. 1786), starb am 16. Dec. 1859 zu Berlin nach kurzem Krankenlager im nahezu vollendeten vierundsiebzigsten Lebensjahre, in noch ungebrochener Fülle geistiger Kraft und viel zu früh für unsere Wissenschaft, die von ihm noch manche Bereicherung hätte erwarten dürfen.

Die äußeren Momente seines im Ganzen überaus einfachen Lebensganges sind allgemein bekannt und dürfen hier, wo es sich um keine Biographie, sondern um Hervorhebung der wissenschaftlichen Bedeutung des Verstorbenen handelt, übergangen werden.

Es ist nicht möglich von Wilhelm zu reden, ohne zugleich seinen, nur um ein Jahr älteren Bruder Jacob (geb. am 4. Jänner 1785) in den Kreis der Besprechung zu ziehen. Nicht nur

haben Beide, ein seltenes und erhebendes Bild treuester, innigster Bruderliebe, fast ohne Unterbrechung, von frühester Jugend bis wo der Tod das starke Band durchschnitt, in unzertrennlicher Gemeinschaft zusammengelebt, auch ihre ganze Richtung war die selbe, ihre Studien und Arbeiten waren ein volles halbes Jahrhundert hindurch unverrückt einem und demselben Ziele zugewandt: der Gründung, dem Auf- und Ausbau der Wissenschaft, die man vor allen Anderen die deutsche nennen kann. Wie sie von Jugend auf in brüderlicher Gütergemeinschaft lebten, so haben sie auch ihre ersten Bücher gemeinschaftlich ausgearbeitet und herausgegeben, und zu dem letzten größten und schwierigsten Werke ihres Lebens sich abermals verbunden. „Geld, Bücher und angelegte Collectaneen", sagt Jacob in seiner Selbstbiographie [s. Justi hess. Gelehrten-Geschichte Marburg 1831.], „gehörten uns zusammen; es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden. Es war uns auch beiden förderlich. Eine solche Verbindung schriftstellerischer Thätigkeit ist es besonders für eine gewisse Zeit, wo sich abweichende Ansichten noch nicht deutlich ausgeprägt haben, wo das, worin Einer dem Anderen zu weit oder nicht weit genug geht, noch nicht hinreichend entwickelt worden ist. Späterhin kann es auch wieder vortheilhaft sein auf eigene Hand Bücher zu schreiben, ohne daß die fortwährende gegenseitige und nähere Theilnahme des Anderen dadurch gestört wird. Wenn ich meinen Bruder hier rühmen dürfte, so könnte ich es viel besser als Andere."

Gleich so vielen großen Männern des deutschen Volkes in strenger Zucht, in engen kleinen beschränkten Verhältnissen aufwachsend, mußten auch sie sich durch eigene Kraft empor und durcharbeiten. „Es war uns", erzählt Jacob von ihrer Studienzeit zu Marburg, wo sie knapp und eingeschränkt leben mußten, „aller Verheißungen ungeachtet nie gelungen, die geringste

Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmannes war und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade Dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten gebahnten Heerstraße wandeln."

Wilhelms Name begegnet zuerst im „Neuen literarischen Anzeiger" von 1807, nachdem er kurz zuvor die im Jahre 1804 bezogene Universität verlassen, in kleinen, auf die altdeutsche Litteratur sich beziehenden Aufsätzen und Beiträgen; ein Jahr früher hatte Jacob in derselben Weise seine öffentliche wissenschaftliche Thätigkeit begonnen. Die kummervolle Zeit, die in diesen Jahren über Deutschland hereinbrach, der Druck und die Schmach, die auf dem Vaterland lasteten, dies war es, was diesen und anderen Männern die neue Richtung gab, die von der trostlosen Gegenwart weg in die Vergangenheit unseres Volkes lenkte, und sie dort Trost, Muth und Kraft zur Ausdauer und die Hoffnung einer besseren Zukunft finden ließ. Man kann sagen, daß von der Fremdherrschaft, die das deutsche Wesen zu zernichten drohte, wie der Anfang eines neuen politischen und socialen Lebens, so

auch der Beginn der neuen Wissenschaft herschreibt, die das Studium und die Erforschung der älteren deutschen Sprache und Litteratur, der Dichtkunst, Religion und Rechtsverfassung sich zur Aufgabe gemacht hat.

In seiner schönen Selbstbiographie hat Wilhelm Grimm hierüber, über den Ursprung dieser Studien, ihre Bedeutung für das deutsche Volk, so wie über den Sinn und Geist, womit sie dieselben betrieben, inhaltsreiche, treffliche Worte gesprochen, die es werth sind aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen und dem lebenden Geschlechte in die Erinnerung gerufen zu werden.

„Das Drückende jener Zeiten zu überwinden half auch der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weltereignisse und das Bedürfnis, sich in den Frieden der Wissenschaft zurückzuziehen, beigetragen, daß jene lange vergessene Litteratur wieder erweckt wurde; allein man suchte nicht bloß in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, daß diese Richtung zu der Rückkehr einer anderen Zeit etwas beitragen könne. Was Bodmer früher angeregt hatte, war längst erstorben, dieses Gebiet konnte für ein eben entdecktes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten. Dazu kam die Zufriedenheit, die mit den ersten Versuchen verbunden zu sein pflegt, wo man die Schwierigkeiten noch nicht kennt und alles auf's Beste gemacht zu haben glaubt. An Empfänglichkeit bei dem Publikum hat es niemals gefehlt; einige Ungunst ward hie und da durch die natürliche Neigung zum Widerspruche hervorgerufen, am widerwärtigsten wirkte der abgeschmackte Enthusiasmus unwissender Lobredner, welche ich dem Mehlthau vergleiche, der auf die gesundesten Pflanzen fällt und sie eine Zeitlang im Fortwachsen hemmt. Eine gerechte Würdigung scheint nicht mehr allzufern, und nachdem eine sichere Grundlage gelegt worden, ohne welche

die einzelnen Bemühungen leicht wieder zusammengebrochen wären, so steht eine abermalige Vergessenheit nicht mehr zu befürchten.

Die geistige Bildung des Mittelalters läßt sich kaum mit einer anderen vergleichen: in ihrer Eigenthümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichthume Manigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichneter innerer Werth; wie sollte Jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkte gleichgültig vorüber gehen können, oder sich vorsätzlich davon abwenden? Ein glücklicher Umstand scheint mir, daß der Charakter dieser Bildung einer flüchtigen, bloß geistreichen Betrachtung widerstrebt und die Geschicklichkeit, mit allgemeinen Formeln das Ganze zu erfassen, oder, wie man sagt, sich anzueignen, dabei zu Schanden wird. Hier muß jedes Einzelne nach seiner freien und unabhängigen Natur untersucht und gewürdigt werden, und nur auf diesem mühsamsten Wege darf man hoffen, zu einem wahrhaften Bilde jener Zeit zu gelangen. Es wird den meisten paradox lauten, dennoch ist es wahr: was die Gegenwart, der es nicht an Feinheit des Geistes und einer gewissen Schwelgerei in subtilen Gedanken fehlt, als ihr Eigenthümlichstes preisen möchte, sie könnte in den Gedichten des 13. Jahrhunderts das Gegenstück finden, und dabei eine Gewandtheit im Ausdrucke des Einzelnen, deren die heutige Sprache nicht mehr fähig ist.

Das Mittelalter zu erforschen, um es in der Gegenwart wieder geltend zu machen, wird nur der beschränktesten Seele einfallen; allein es beweist auf der anderen Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluß abwehren wollte, den es auf Verständnis und richtige Behandlung der Gegenwart haben muß. In dieser Beziehung scheint es mir auch wichtig, daß die altdeutsche Litteratur Veranlassung gab, auf Sitten, Gebräuche, Sprache und Dichtung des Volkes die Aufmerksamkeit zu richten“ u. s. w.

In diesen Worten hat W. Grimm die wissenschaftliche Richtung, den Geist und das Ziel ihrer altdeutschen Studien ausgesprochen: sie betrachteten dieselben „als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt". Wilhelms erstes selbständiges Buch war, wenn man von der von ihm allein besorgten vortrefflichen Übersetzung „Altdänischer Heldenlieder, Balladen und Märchen (Heidelberg 1811) absieht, die Schrift „Über deutsche Runen" (Göttingen 1821). Bis zu diesem Jahre erschienen alle seine Arbeiten und Forschungen in Verbindung mit Jacob unter der Bezeichnung „durch die Brüder Grimm." Es sind zahlreiche, großentheils wichtige und folgenschwere Werke: „Kinder- und Hausmärchen" (2 Theile, Berlin 1812—1815, wozu im Jahre 1822 ein dritter litterarischer Theil hinzukam); „Die beiden ältesten Deutschen Gedichte, das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet" (Kassel 1812); „Altdeutsche Wälder" (3 Bände, Kassel und Frankfurt 1813—1816); „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue" (Berlin 1815); „Die Lieder der alten Edda" (1. Band, Berlin 1815); „Deutsche Sagen" (2 Theile, Berlin 1816—1818). Dazu kam im Jahre 1826 noch eine Übersetzung „Irische Elfenmärchen" (Leipzig 1826), mit einer vortrefflichen Einleitung, der in der neuen Auflage des Originals (London 1828) die Ehre wiederfuhr, in englischer Übertragung derselben vorgesetzt zu werden.

Nur in den „Altdeutschen Wäldern", einer Zeitschrift, die durch Geist und wissenschaftliche Tüchtigkeit alle früheren Unternehmungen der Art weit überragte und eine Fülle wichtigen und anregenden Stoffes auf die Bahn und in Umlauf brachte, ist es zu erkennen und zu sagen möglich, was jedem der beiden Brüder eigenthümlich zugehört, da sie die einzelnen Aufsätze mit ihrem Namen gezeichnet haben. Schwieriger möchte eine solche Sonderung

bei den übrigen Werken sein. Doch wird man kaum fehlgreifen, wenn man (weniger bei den Deutschen Sagen, die wegen der sich darin kund gebenden ungemeinen Belesenheit mehr von Jacob werden empfangen haben) Wilhelm bei den Kinder- und Hausmärchen einen hervorragenden Antheil zuweist. Nicht nur deutet der Umstand darauf hin, daß er die neuen Auflagen mit eigenen Vorreden, Widmungen und Vermehrungen versehen und auch die zweite Ausgabe des dritten Theils (Göttingen 1856), welcher die Märchen-Litteratur enthält, allein besorgt hat: mehr noch verräth sich in der Erzählungs- und Darstellungsweise Wilhelms besondere Art und Eigenthümlichkeit. Wer die seinen Namen tragenden Schriften, namentlich die Einleitungen zu den Ausgaben altdeutscher Werke kennt, weiß genugsam, wie anmuthig, wie einschmeichelnd er darzustellen und zu erzählen verstand.

Kein anderes Werk der beiden Brüder hat solche Verbreitung und solchen Einfluß auf das deutsche Volk gewonnen wie die Märchen: sie haben (von den Übersetzungen in fremde Sprachen zu geschweigen) ihre Namen weit hinausgetragen in Kreise, denen ihre übrigen Arbeiten stets fremd bleiben werden und müßen; sie sind in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes ein Familien- und Hausbuch geworden, eine stets neue, frisch sprudelnde Quelle der Freude und des Entzückens, der Bildung und Belehrung für Jung und Alt. In den Märchen und in den Sagen haben die Brüder zuerst und für alle Zeiten endgültige Muster aufgestellt, wie man die z. Th. uralten Überlieferungen und Erzählungen aus dem Volksmunde aufnehmen und wiedergeben muß: hier ist nichts Fremdes und Geziertes, nichts Künstliches und Gemachtes, nichts aus der gelehrten Schulbildung Herübergenommenes oder Hineingetragenes, vielmehr erscheint der Charakter unseres Volkes darin in seiner vollen Treue und natürlichen Wahrheit, mit seinen Schatten- und mehr noch seinen Lichtseiten,

mit seinem kräftigen, oft derben Humor und Witz, aber auch in seiner ganzen bezaubernden Unschuld und kindlichen Naivetät. Mit heiliger Scheu haben sie sich dem Volksgeiste genaht und mit feinem Ohr und keuscher Hand empfangen, was er ihnen anvertraut und zugeraunt hat, so daß nichts von dem darüber ausgebreiteten zarten ursprünglichen Hauch und Duft verwischt und verloren ist.

Beide Werke haben noch in anderer Weise reiche Früchte getragen. Alle die seitdem veranstalteten zahllosen Sammlungen, die vor der zunehmenden Cultur und Bildung, aber auch der Verbildung und Überbildung zu retten suchen, was an alten Überlieferungen, an Märchen und Sagen, Sitten und Bräuchen im Volke noch lebt, verdanken ihre Entstehung dem von Jenen ausgegangenen Anstoß, und alle die etwas taugen und als wirklicher Gewinn zu betrachten sind, haben sich auf den von ihnen vorgezeichneten Wegen bewegt und sind der Spur nachgegangen, die sie zurückgelassen haben.

Hätten diese beide Männer uns auch nichts weiter geschenkt, als diese kostbaren Spiegelbilder unseres eigensten Wesens, unseres ganzen Denkens und Empfindens, sie verdienten schon um deswillen, daß unser Volk ihr Andenken in Ehren und Segen hielte.

Mit dem J. 1821 beginnt die Reihe von Wilhelms selbständig veröffentlichten Arbeiten. Des Buches „Über deutsche Runen“, zu welchem sieben Jahre später ein Nachtrag (zur Litteratur der Runen. Wien, 1828) erschien, ist schon oben im Vorbeigehen gedacht worden. Ursprüngliche Veranlassung zu dieser Schrift war ein Fund in einem alten Grabhügel, der an sich sehr zweifelhaft war und im Buche selbst als eine geringe Nebensache erscheint. Obschon aus so kleinem Anlaß hervorgegangen, ist dieselbe gleichwohl nicht bloß die vollständigste Schrift über die Runen, sondern eine Geschichte der Entstehung und Fort-

bildung der altgermanischen Buchstabenschrift überhaupt, und wie manches seiner Ergebnisse auch durch neuere Funde und Forschungen seitdem berichtigt oder modificiert worden ist, so bleibt sie doch über diesen Gegenstand das Hauptwerk, das Niemand ohne Dank für die reiche Belehrung und Anregung aus der Hand legen wird.

Wichtiger noch und leicht die bedeutendste von Wilhelms Arbeiten ist „Die deutsche Heldensage" (Göttingen 1829), wozu er einzelne Bausteine schon im ersten Bande der Altdeutschen Wälder zusammengetragen und dort auch Plan und Umriß entworfen hatte. Zwar enthält das Buch zum größten Theile nur eine Zusammenstellung und Sammlung der Zeugnisse über die Heldensage von der ältesten Zeit bis in's sechzehnte Jahrhundert. Aber schon diese Vereinigung des überall, in gedruckten und ungedruckten Büchern zerstreuten Materials wäre für die Geschichte des Volksepos von unschätzbarem Werth. Die eigentliche und wahre Bedeutung des Buches liegt jedoch hauptsächlich in dem über der ganzen Anordnung waltenden wissenschaftlichen Geist, in der mit Meisterschaft geübten Kunst klarer, lichtvoller Darstellung, so wie scharfer, sicherer Sonderung des Zufälligen, Gleichgültigen von dem Wesentlichen und wirklich Bedeutsamen. Um den Werth dieser Arbeit recht zu empfinden, darf man nur die ein ähnliches Ziel anstrebenden und schätzbare Nachträge liefernden „Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage" von Mone (Quedlinburg 1836) daneben halten; Jederman wird auf den ersten Blick den gewaltigen Unterschied erkennen, der zwischen wissenschaftlicher Beherrschung eines reichen aber spröden Stoffes und zwischen verwirrenden Anhäufungen gelehrten Sammlerfleißes besteht. W. Grimms Werk wird für immer die wesentliche Grundlage bilden, auf welcher eine Geschichte des volksthümlichen Epos ruhen muß, ein schönes Denkmal deutschen Fleißes sowohl als mehr noch echt wissenschaftlichen Geistes.

Eine Reihe von Jahren nahm die Vorbereitung und Ausarbeitung von „Vrîdankes Bescheidenheit“ (Göttingen 1834) in Anspruch. Zwischen hinein fielen die Ausgabe des „Grâven Rudolf“ (Göttingen 1828 in 4.), Bruchstücke eines ausgezeichneten epischen Gedichtes, wovon im Jahre 1844 eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschien, und eines vortrefflichen Facsimiles des Hildebrands-Liedes („De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum“. Göttingen 1830. Fol.) Die Ausgabe des Freidank ist W. Grimms kritisch-exegetisches Hauptwerk und darf eine in jedem Betracht ausgezeichnete Arbeit genannt werden; die altdeutsche Litteratur besitzt, wenn wir den Iwein des Hartmann v. Aue ausnehmen, keine zweite Ausgabe eines alten Dichters, in welcher für die Leser nach allen Seiten hin, durch sorgfältige Textbehandlung, durch Einleitung und Anmerkungen so vortrefflich gesorgt wäre. Über den Verfasser der „Bescheidenheit“ hat W. Grimm bekanntlich eine Hypothese aufgestellt, die unter den Fachgenossen nicht nur keine Zustimmung, sondern lauten Widerspruch erfahren hat. Gleichwohl setzte er, um sie noch besser zu begründen und zu vertheidigen, bis in die letzten Jahre all seinen Geist und Scharfsinn in Bewegung, und hat dadurch sich und Andern viel Mühe und Unlust gemacht. Diese Hypothese ist indes eine Frage für sich und, ob richtig oder falsch, so vermag sie den Werth der Ausgabe nicht im Geringsten weder zu erhöhen, noch weniger zu schmälern. Eine zweite, auf den Grund neuer Hilfsmittel und unablässigen Studiums völlig umgearbeitete Ausgabe hatte W. Grimm schon vor einiger Zeit angekündigt; sie muß sich vollendet unter seinem Nachlaß befinden und wird uns hoffentlich nicht vorenthalten bleiben *).

Zwei Jahre später folgte „Der Rosengarte“ (Göttingen 1836), zum Unterschiede von dem kleinen Rosengarten oder

*) [Sie erschien Göttingen 1860].

König Laurin, auch der große Rosengarten genannt, einer der letzten Triebe der erlöschenden epischen Kraft, der sich durch die Fabel sowohl als die äußere Darstellung mehr als irgend ein anderes diesem Kreise zugehöriges Gedicht dem Nibelungenliede nähert und gewiss schon deshalb einer genaueren Betrachtung und sorgfältigen Untersuchung werth war. Vielleicht kein Anderes unserer Volksepen bot durch den grenzenlosen Wirrwarr der verschiedenen Überlieferungen größere Schwierigkeiten dar; er hat sie aber glänzend überwunden und seine über achtzig Seiten umfassende Einleitung ist ein Muster scharfsinniger Forschung und lichtvoller Darstellung.

In die letzte Zeit des Göttinger Aufenthaltes fällt die Herausgabe von „Ruolandes Liet“ (Gött. 1838) mit überaus sorgsamen eingehenden Untersuchungen über die historischen Grundlagen des deutschen Gedichtes und sein Verhältnis zu der altfranzösischen und anderen Bearbeitungen der Roland-Sage. — Dem Exil, in welches die beiden Brüder mit anderen gesinnungstreuen Genossen getrieben wurden, und der Muße, in die sie sich unfreiwillig versetzt sahen, verdanken die Ausgaben des „Wernher vom Niederrhein“ (Gött. 1839), von Konrads von Würzburg „Goldener Schmiede“ (Berlin 1840) und dessen „Silvester“ (Gött. 1841) ihre Entstehung.

Vom Jahre 1841 an, wo der König von Preußen die Brüder in eine freie und ehrenvolle Stellung nach Berlin berief, war Wilhelms wissenschaftliche Thätigkeit, so weit sie zum öffentlichen Ausdruck gelangte, fast lediglich der Akademie der Wissenschaften gewidmet, deren Denkschriften seine Abhandlungen zur Zierde gereichen. Von diesen seien hier genannt: „Exhortatio ad plebem christianam, glossae cassellanae, über die Bedeutung der deutschen Fingernamen“ (1848); „Über Freidank“ (1850), mit zwei Nachträgen; „Altdeutsche Gespräche“ mit Nachtrag

(1851); „Thierfabeln bei den Meistersängern“ (1855). Besondere Auszeichnung verdienen „Athis und Prophilias“ (1846), Theile eines leider nur unvollständig erhaltenen Epos, wegen der reichen Beigabe sprachlicher und sachlicher Erläuterungen, und „Zur Geschichte des Reims“ (1852), eine Abhandlung, die durch ungemeine Belesenheit und eine Fülle feiner, scharfsinniger Beobachtungen eben so belehrend als anziehend ist.

Damit ist der Kreis seiner litterarischen Wirksamkeit keineswegs geschlossen: eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Aufsätze in Zeitschriften, namentlich der für deutsches Alterthum von Haupt, wären noch zu nennen, was aber aus Mangel an Raum, und weil sie doch gegenüber den bereits besprochenen von minderer Erheblichkeit sind, hier unterbleiben muß. Über seinen Antheil am Deutschen Wörterbuche sollen hernach noch einige Worte gesagt werden.

Betrachtet man die in Vorstehendem aufgezählte lange Reihe seiner wissenschaftlichen Arbeiten und den sich darin offenbarenden Geist und Charakter, so kann es nicht schwer fallen, die Summe seines geistigen Wirkens und Schaffens zu ziehen, um daraus die Bedeutung und die Stellung zu ermessen, die ihm auf dem Gebiete der deutschen Litteratur zukommt. Wilhelm Grimm besaß nicht den gewaltigen Geist, die schöpferische, stets aus dem Vollen und Ganzen arbeitende Kraft, den weiten, genialen Blick und den Gedankenreichthum seines Bruders; er war eine minder großartig angelegte, mehr still vor sich hin schaffende, in engeren Grenzen sich bewegende Natur, die aber durch rastlosen Fleiß, stete Übung aller Kräfte und durch beharrliches Hinstreben nach éinem klar erkannten, unverrückbaren Ziele gleichwohl Großes erreichte. Jacob hat in seiner Rede auf Lachmann die gute Bemerkung hingeworfen, man könne alle Philologen, die es zu etwas gebracht haben, in solche theilen, welche die Worte um der Sachen oder die Sachen

um der Worte willen treiben. Wenn er sich selbst zu den Ersteren, Lachmann zu den Letzteren rechnete, so könnte man von Wilhelm sagen, daß er zwischen diesen beiden Punkten die Mitte hielt, obwohl auch bei ihm schließlich das stoffliche, das poetische Interesse das für die äußere Form überwog. Aber daß ihm diese nicht gleichgültig war, wird man in der Ordnung finden. Er hat darum der Textkritik und namentlich den metrischen Gesetzen, wie Lachmann sie aufgestellt und in seinen Ausgaben, nicht immer mit Glück, durchgeführt hat, weit mehr Beachtung und Nachfolge geschenkt als Jacob, ohne sich indes gleich Andern durch Dick und Dünn dadurch fortreißen zu lassen. Davor bewahrte ihn sein angeborner gesunder Sinn und Takt, die maßvolle Besonnenheit seines Wesens.

Für Poesie besaß er ein auf's Feinste ausgebildetes Gefühl und tiefes Verständnis, und besonders war es das Volksthümliche und Sinnvolle in der Poesie, was ihn vor allem und am meisten anzog; nichts dahin Bezügliches achtete er gering, und selbst dem für andere Augen Unscheinbaren wußte er interessante Seiten abzugewinnen und sie in überraschend helles Licht zu stellen. Einen Text kritisch zu bearbeiten und ohne Sang und Klang in die Welt zu schicken, den Lesern überlassend, sich damit so gut es gienge zurecht zu finden, war nicht seine Sache; er hielt es vielmehr, und mit Recht, für die Pflicht eines Herausgebers, dem zu Tage geförderten Neuen auch zugleich den Schlüssel zum Verständnis beizugeben. Fast alle seine Ausgaben zeichnen sich durch lehrreiche Einleitungen und eingehende sachliche wie sprachliche Anmerkungen vortheilhaft aus. Diese liebevolle Fürsorge und Hingabe an die Bedürfnisse der Leser hat der Würde und dem Ansehen der Wissenschaft keinen Eintrag gethan; im Gegentheil, man darf sagen, daß unter den deutschen Philologen zur richtigen Auffassung, zum tieferen Verständnis der Litteratur

des Mittelalters und des ihm eigenthümlichen Lebens und Geistes Wenige so viel beigetragen, Wenige diese neue Wissenschaft, als deren Gründer er neben seinem Bruder und Lachmann zu betrachten ist, so gefördert haben wie die Arbeiten Wilhelm Grimms. Die Saat, die er ausgestreut, wird noch auf lange hinaus Früchte tragen.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die letzte und größte unter den gemeinschaftlich unternommenen Arbeiten der beiden Brüder, das Deutsche Wörterbuch. Der Plan dazu wurde, wie man weiß, nach ihrer Vertreibung von Göttingen, während der Verbannung in Kassel, und zwar auf einen von Außen, von der Verlagshandlung gekommenen Anstoß gefaßt. Die ungeheueren, der Ausführung entgegenstehenden Schwierigkeiten, die in der Herbeischaffung des Materials, ihren schon vorgerückten Jahren, sowie den vorbereiteten und der Vollendung harrenden Arbeiten lagen, hatten sie sich hiebei keineswegs verhehlt. Aber die Aufgabe war groß und verlockend, und erhebend der Gedanke, durch dieses Werk, wozu sie allein die volle Befähigung in sich trugen, ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit gleichsam die Krone aufzusetzen. Mit lebendigem Eifer betrieben sie die Vorbereitungen, die Vorarbeiten wurden unter sich und eine große Zahl von Fachgenossen, die bereitwillig ihre Mitwirkung anboten, vertheilt, und alle Hebel in Bewegung gesetzt, um das große Werk so rasch als möglich zu fördern. Gleichwohl dauerte es bis zum Jahre 1852, bevor so viel Material zusammengetragen war, daß man zum Beginn des gewaltigen Baues schreiten konnte. Der erste von Jacob übernommene Band und ein Theil des zweiten war, wie es seine Art ist, rasch, innerhalb zweier Jahre, vollendet. Mit dem auf Wilhelm entfallenen Theil des zweiten Bandes (dem Buchstaben D) trat jedoch bald eine Stockung ein, und nur in großen Zwischenräumen erschienen die Lieferungen, viel zu langsam für die

Ungeduld der Leser und Käufer, von denen die Wenigsten einen Begriff von den unendlichen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit haben. Sie hätte freilich, bevor man mit dem Drucke begann, weiter vorbereitet sein sollen, als es der Fall zu sein scheint; namentlich bei Wilhelms Antheil, dessen sinnige, reiflich erwägende, langsam bedächtige Art lexikalischen Arbeiten, welche die gleichzeitige Richtung des Blickes auf so unzähliche Einzelnheiten erfordern, weniger günstig war. Was von seiner Hand vorliegt, ist vortrefflich und läßt überall die ihm eigene Besonnenheit, die feine Beobachtung, die meisterhafte klare Darstellung und das schöne Maß erkennen. An den Verzögerungen mögen außer dem eben hervorgehobenen Umstand Kränklichkeit und zunehmendes Alter u. A. mit die Schuld getragen haben: gewiſs aber auch die manigfache Unlust, die den Brüdern statt des freudigen Dankes aus dieser Arbeit erwachsen ist.

Zwar die ersten Lieferungen wurden mit lautester Freude aufgenommen und begrüßt; aber bald schlug der Wind um und man machte das Deutsche Wörterbuch zum Gegenstand der unwürdigsten Angriffe, ja man erblödete sich nicht, die Anklagen von dem wissenschaftlichen Gebiete weg auf das confessionelle hinüberzuspielen. Allerdings waren es nur einige Wenige, von denen diese Verunglimpfungen ausgiengen, und wie sich später ergab, war es nicht einmal ganz der reine selbstlose Eifer für die Wissenschaft, sondern auch etwelcher Handwerksneid, der ihnen die Feder in die Hand drückte; allein einmal ausgesprochen fand der Tadel, der berechtigte wie der ungegründete, nur gar zu leicht hier und da Wiederhall. Man kann zugeben, daß die Verfasser gut gethan hätten, für das auf einen großen Leserkreis berechnete Werk von der ihnen lieb gewordenen lateinischen Schrift, von der nach ihrer Ansicht allein berechtigten Minuskel, von der besonderen Orthographie und anderen Eigenheiten, die der Mehrzahl der Gebildeten

fremd und ungewohnt sind, abzugehen; man kann oder konnte (denn diese Fehler verminderten sich von Heft zu Heft) mit Recht tadeln, daß wichtige Quellenschriften in den ersten Lieferungen unberücksichtigt geblieben, daß die Belegstellen hin und wieder unnöthig gehäuft, daß zuweilen mangelhafte oder gar unrichtige Erklärungen gegeben wurden, und dergleichen mehr. Aber was will das Alles den ungemeinen und in die Augen springenden Vorzügen gegenüber bedeuten? Wo ist das Menschenwerk, selbst das ausgezeichnetste, das von diesen oder ähnlichen Mängeln frei wäre, und zumal ein Wörterbuch? Es ist auf der Welt nichts leichter als einer lexikalischen Arbeit Fehler und Verstöße nachzuweisen, und umgekehrt nichts schwerer, als es besser zu machen. Gewiss sind die Gebrechen ihrer Arbeit Niemand genauer bekannt, als den Verfassern selbst, und eben so gewiss hätte Niemand Winke, Nachweise und Berichtigungen, die in der rechten Form ihnen zukamen, dankbarer aufgenommen als sie. Aber jene kleinlichen Nergeleien hatte nicht die Liebe zur Wissenschaft eingegeben, sondern die Böswilligkeit, und sie konnten nicht fördern, sondern höchstens die frische Lust und Freude, womit sie an das mühsame Werk gegangen waren, vergällen.

Man ist noch weiter gegangen und hat sich zu der aberwitzigen Behauptung verstiegen, das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm stehe an Werth sogar hinter dem Adelung'schen zurück. Wieder Andere haben ihre Entrüstung laut werden lassen darüber, daß die Verfasser, die Bedürfnisse der Gegenwart missachtend, nicht bloß die jetzt noch üblichen landläufigen, sondern ganze Massen veralteter, längst außer Gebrauch gekommener Wörter aufgenommen haben. Als ob es Das wäre, was wir, was die Wissenschaft bedarf und verlangt und für die richtige Erkenntnis unserer Muttersprache allein diensam und nothwendig ist! Hätte das „Deutsche Wörterbuch“ in der That nichts weiter

gethan, als was der Unverstand hier verlangte, und, statt der uns die tiefsten Geheimnisse unserer Sprache erschließenden etymologischen Untersuchungen, etwa in der Weise zweier kürzlich begonnener Wörterbücher, dem neuhochdeutschen Ausdruck die altdeutsche Form jezuweilen beigefügt, ohne sich über den Grund und die ursprüngliche Bedeutung und Herkunft des Wortes ein graues Haar wachsen zu lassen, so würde Jedermann, und mit vollem Rechte, gesagt haben: dazu hätte man die Brüder Grimm nicht gebraucht, das hätten die Herren Sanders, Wurm und Genossen eben so gut gekonnt.

Wir sind weit entfernt, diesen Büchern ihre Berechtigung abzusprechen: jede Zeit, jeder Stand und Beruf und Bildungsgrad haben ihre besonderen Bedürfnisse, und es ist nicht mehr als billig, daß man auch diese zu befriedigen bemüht ist. Wir finden es ganz in der Ordnung, daß man auch für andere als nur gelehrte Klassen Sorge trägt und z. B. auch dem Handlungsbeflissenen oder dem Nichtdeutschen, der unsere Sprache sich anzueignen strebt, durch Erklärung der neugebackenen Wörter und Ausdrücke die Lektüre der Classiker der Neuzeit möglich macht; wir können sogar eine gewisse praktische Anordnung und Einrichtung, größere Vollständigkeit (die freilich sehr relativ ist) und Anderes mehr rühmend anerkennen, aber gegen den Versuch, diese Bücher auf eine Stufe mit dem Wörterbuche der Brüder Grimm zu rücken, oder gar sie auf Kosten dieses, für welches man fast nur Tadel hat, zu rühmen und zu erheben, muß im Namen der Wissenschaft, deren höchstes Kriterium nicht die gemeinpraktische Brauchbarkeit ist, nachdrücklich Einsprache erhoben werden: die ungeheure Kluft, die zwischen dem Grimm'schen Wörterbuche und den genannten Büchern in wissenschaftlicher Hinsicht besteht, sollte, meint man, auch dem blödesten Auge sichtbar sein.

Unsere Sprache hat bekanntlich eine Geschichte, wie sich deren kein anderes Volk rühmen kann. Von der gothischen, alt- und

mittelhochdeutschen Periode besitzen wir vollständige, den neueren wissenschaftlichen Anforderungen ganz oder doch nahezu genügende Wörterbücher; nur der neuhochdeutsche Zeitraum, die Zeit vom fünfzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart, entbehrte bis jetzt eines Lexikons, das den gesammten Wortschatz in sich vereinigte und denselben durch alle Wandelungen der äußern Form und der Bedeutung bis zum ersten Ursprung historisch und wissenschaftlich verfolgte.

Ein solches Werk ist es, was wir brauchen. Wer wäre dazu befähigter gewesen als die Brüder Grimm? Wir wüßten unter den Lebenden kaum Einen zu nennen, der es nach ihnen, in ihrem Sinne und Geiste und mit ihren Mitteln zu vollenden im Stande wäre *). Dieses ungeheure Werk ruht nun, nachdem sein geliebter Bruder und Arbeitsgenosse von ihm geschieden ist, auf Jacobs Schultern allein. Wer erkennen will, mit welcher Liebe und rührenden Zärtlichkeit er an dem Verstorbenen hieng, braucht nur die wenigen Zeilen zu lesen, womit er dem damals eben von einer schweren Krankheit erstandenen Wilhelm den dritten Band der Grammatik gewidmet hat; man kann keine einfacheren und ergreifenderen Worte lesen. Gott gebe, daß er den schweren Schlag verwinde! Möge Er ihn mit Kraft, das begonnene Werk allein weiter zu führen, ausrüsten, und sein treues Auge, das für jedes ernste Streben stets einen freundlichen Blick der Aufmunterung und Anerkennung hat, noch lange über unseren Arbeiten leuchten lassen.

*) [Zum Glück haben sich unerwartet deren zwei gefunden: Rudolf Hildebrand und F. L. K. Weigand, von deren tüchtigen bewährten Kräften die würdige Fortsetzung und Vollendung des Nationalwerkes erwartet werden darf.]

2.

Ludwig Uhland.

(Dieser Nachruf erschien zuerst in der „Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben". Beilage zur k. Wiener Zeitung Nr. 44 vom 29. Nov. 1862, dann auch in einem Sonderabdruck, Wien, Carl Gerolds Sohn. 22 Seiten in kl. 8°.)

Wiederum hat der Tod unter den Edelsten und Besten unseres Volkes seinen Umzug gehalten und mit unbarmherziger Hand einen jener Männer dahingenommen, die ein Gegenstand unseres Stolzes, unserer Liebe und Verehrung sind, einen Mann, der uns in schwerer trüber Zeit ein Tröster und Erwecker, ein Leitstern und leuchtendes Vorbild war, und dem unsere Herzen so voll und warm, wie kaum einem Zweiten, entgegenschlugen. Ludwig Uhland ist nicht mehr!*) Diese Trauerkunde wiederhallt in diesem Augenblick von einem Ende Deutschlands zum anderen, und, obwohl seit Wochen, einer drohenden Wetterwolke gleich, vor uns stehend, erweckt doch der Hingang dieses Lieblings des deutschen Volkes überall Schmerz und laute Klage.

Wenn ich, theils dem Drange meines Herzens, theils äußerer freundlicher Nöthigung nachgebend, die Feder ergreife, um, in jene

*) Geboren am 26. April 1787, gestorben am 13. Nov 1862.

Klage einstimmend, dem trefflichen Manne einige Worte der Erinnerung zu widmen, so ist es nicht meine Absicht, Uhland den Dichter und Patrioten zu schildern. Letzteres werden, unter dem Eindrucke des unersetzlichen Verlustes, berufenere und geschicktere Hände als die meinigen ohnehin nicht unterlassen; jenes scheint mir bei einem Dichter, dessen Lieder im Herzen und Munde des Volkes leben und, in vierzig Auflagen und hunderttausend Exemplaren verbreitet, ein Haus- und Familienbuch sind, wie nur jemals eines, nicht einmal nothwendig zu sein.

Weit weniger allgemein bekannt ist Uhland als Mann der Wissenschaft. In ihm aber sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte auf's Genauste verbunden, alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zu einander, und die Kenntnis der einen ist zum vollen Verständnisse der anderen unbedingt nöthig. Diese wissenschaftliche Seite in Uhlands litterarischer Thätigkeit ist es, die ich hier hervorheben und beleuchten möchte. Daran werden sich leicht einige Worte über Uhlands Charakter und Persönlichkeit knüpfen lassen. Dies jetzt schon irgend erschöpfend zu thun, ist die bemessene Frist zu kurz und der Schmerz noch zu neu und frisch; nur einzelne Striche und Züge können es darum sein zu dem Bilde des theuren Mannes, mit dem ich zwanzig Jahre hindurch theils im brieflichen Verkehr, theils in persönlicher Berührung stand, und dessen Freundschaft für mich eine reiche Quelle der Freude und des reinsten Glückes war.

Uhlands Jugend fiel in die Zeit, die man mit Recht die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands genannt hat. Das Reich deutscher Nation, einst und durch Jahrhunderte hoch und herrlich über allen Ländern und Völkern Europas stehend, lag tief gedemüthigt zu den Füßen des fremden Eroberers, ein warnendes Beispiel, wie tief ein Volk sinken kann, das unklar und zerfahren in seinen Bestrebungen, ohne Muth und Selbstvertrauen

sein eigenstes Wesen preisgibt, und überall besser zu Hause ist als in der eigenen Heimat. Zum Glück fehlte es nicht an edlen Geistern, die, jene Warnung tief empfindend, mit hellem Blicke den Sitz des Übels, dem Deutschland zum Opfer geworden, erkannten, und in der Überzeugung, daß der Deutsche, statt wie bisher in die Ferne zu schweifen, bei sich selbst einkehren, daß er wiederum deutsch werden müße, wenn es besser werden solle, dem Grundfehler des deutschen Charakters von innen heraus entgegen zu arbeiten suchten. Sie thaten es dadurch, daß sie einerseits den Blick auf die große Vergangenheit unseres Volkes, auf seine Geschichte und Litteratur zurücklenkten, andererseits das Volk der Gegenwart, seine Art und sein Wesen, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Sprache und Denkweise zum Gegenstande des eingehendsten, liebevollsten Studiums machten. Auf diese Weise wurden jene kummervollen Tage, von denen der Dichter mit Recht sagen konnte: „untröstlich ist es allerwärts“, zugleich der Wiederbeginn einer neuen besseren Zeit, und diejenige Wissenschaft nahm dort ihren Anfang, die sich auch deshalb mit vollem Rechte die deutsche nennen darf, weil sie an der geistigen und politischen Wiedergeburt Deutschlands den größten Antheil hat.

Unter diesen Männern, die es sich zur Aufgabe ihres Lebens machten, dem Volke dadurch, daß sie es zur Erkenntnis und Achtung seiner selbst, zur Selbständigkeit und Freiheit führten, Leiter und Lehrer zu sein, war neben Arndt und den Brüdern Grimm der edelsten einer Ludwig Uhland, der erste von Allen an tiefer, weitgreifender, nachhaltiger Wirkung. Dies freilich mehr durch seine Lieder, die nicht bloß

„von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit“,

sondern auch

„von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit“

sangen; mehr durch sein von allen Stürmen und Strömungen der Zeit unberührt gebliebenes, unerschütterliches Festhalten am Recht und der Freiheit, als durch seine gelehrten Arbeiten, die sich an Erfolgen mit denen Jacob Grimms nicht messen dürfen.

Gleichwohl bilden diese letzteren die wesentliche Grundlage seiner Poesie, und eine große Reihe seiner schönsten Gedichte sind die Früchte seiner ernsten Beschäftigung mit dem deutschen und romanischen Alterthum. Bei seinem ersten Auftreten als Dichter der romantischen Schule angehörend, die nach Schillers Tod die Litteratur beherrschte, hat er doch bald diese einseitige Richtung verlassen und eigene Wege aufgesucht. Sein klarer Geist und jener gesunde reale Sinn, der bei aller regen Phantasie und Gemütstiefe dem schwäbischen Volksstamme eigen ist, haben ihn bald erkennen lassen, daß die Poesie, wie sie von den Brüdern Schlegel, von Novalis, von Tieck u. A. damals geübt wurde, nur gar zu sehr einem Baume gleiche, der seine Wurzeln nach oben streckt, daß sie aus dem Nebel- und Dämmerhaften, aus der Verschwommenheit und Unwahrheit nicht herauskommen könne, so lange ihre Träger die Litteratur und Cultur jener Zeit, deren Anschauungen und Gefühlsweise sie nachhiengen und die sie der Gegenwart in neuen Gestaltungen vorzuführen strebten, nur so höchst oberflächlich, fast nur vom Hörensagen kennen. Diese Erkenntnis führte ihn zum Studium der Quellen und Denkmäler, zuerst der altdeutschen, später der mit dieser in vielfachem Zusammenhang stehenden altfranzösischen Litteratur.

Die ersten Bücher dieser Art, die Uhland noch als Knaben in die Hand fielen, waren das „Nibelungen-Lied“ in dem alten Müller'schen Druck und die dänische Geschichte des Saxo Grammatikus, jenes merkwürdige Sagenwerk der skandinavischen Vorzeit. Beide wirkten mächtig auf Uhlands Phantasie und Gemüt und bestimmten die Richtung, der er sein ganzes Leben lang fest

und unwandelbar treu geblieben ist. In der altdeutschen Litteratur war es besonders das Volksmäßige, Sagenhafte und Mythologische, was ihn anzog und fesselte, und wunderbar war der sichere Tact und das feine Gefühl, womit er auch unter grober, roher Hülle den tüchtigen Kern und aus der Entstellung späterer Zeit die frischen, naturwüchsigen Züge herauszufinden wußte. Die höfische Poesie dagegen, zumal die Ritterromane, hatten für ihn geringeren Reiz, nur die Lyrik, der Minnesang erweckte sein reges Interesse, und mancher hübsche Zug, den er den alten Sängern, seinen Vorläufern, abgelauscht, klingt in seinen eigenen Liedern wieder. An der reinen kunstvollen Form, die die mittelhochdeutsche Lyrik auszeichnet, hat er seine Kunst geübt und die Correctheit in Sprache und Reim gelernt, die wir in seinen Gedichten bewundern.

Auch in der altfranzösischen Poesie waren es neben der Lyrik der Provence vorzugsweise die nationalen Dichtungen der Nordfranzosen, denen er nachgieng und auf die er früh schon die Aufmerksamkeit lenkte. In Paris, wohin er im Mai des Jahres 1810 zu seiner weiteren juristischen Ausbildung sich begab, übten daher die Schätze der kaiserlichen Bibliothek weit größere Anziehungskraft auf ihn aus, als die Verhandlungen in den Gerichtssälen (denn: „er hatte sich des Rechts beflissen gegen seines Herzens Drang," wie er selbst uns sagt), und mit eisernem Fleiß widmete er fast die ganze Zeit seines Pariser Aufenthaltes der Erforschung und Abschrift altfranzösischer Gedichte. Mit wie viel Mühe und Selbstverleugnung dies verbunden war, weiß ich aus seinem eigenen Munde. Um es in den zur Winterzeit ungeheizten, durch ein großes Kohlenbecken kaum erwärmten Räumen der kaiserlichen Bibliothek auszuhalten und nicht kostbare Zeit zu verlieren, schrieb er, bis die erstarrte rechte Hand wieder erwärmt und zur Arbeit tauglich ward, abwechselnd mit der linken. Reich mit Beute beladen kehrte er nach dreiviertel Jahren nach Tübingen

zurück, und noch viele Jahre später konnten seine Freunde Immanuel Bekker und Adelbert Keller von den Erträgnissen seines Fleißes zehren, jener in seiner Ausgabe des „Flore et Blancheflore“ (Berlin 1845), dieser in einer Übersetzung des „Guillaume d'Angleterre“ (im ersten Bande seiner altfranzösischen Sagen. Tübingen 1839, S. 188 ff.), beide auf Abschriften Uhlands beruhend.

Uhland selbst legte einen Theil seiner Forschungen in einem Aufsatze nieder, der unter dem Titel: „Über das altfranzösische Epos“ im 3. Quartal der von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitschrift: „Die Musen“ (Berlin 1812) S. 59 bis 109 erschien, und dem im 4. Quartal S. 101 bis 155 metrisch ins Deutsche übertragene Proben aus dem Heldengedichte von Viane folgten. In dieser Abhandlung ward den Franzosen zum ersten Male ein Licht aufgesteckt über eine Partie ihrer alten Litteratur, von deren Existenz sie selbst bis dahin kaum eine Ahnung hatten. Uhland führte darin den Beweis, „daß in der alten nordfranzösischen Sprache ein Cyklus wahrhaft epischer Gedichte sich gebildet habe, die durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objectivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Versweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und der Nibelungen bewähren.“ Es ist der Sagenkreis Karls des Großen und seiner Genossenschaft, um welchen diese Gedichte als ihren Mittelpunkt sich bewegen.

Darstellung und Ausführung ist in dieser kleinen Arbeit gleich meisterhaft. Dennoch ist sie fast unbekannt. Da die Zeitschrift in den damaligen Kriegswirren nur geringe Verbreitung fand, ward der größte Theil der Auflage zu Maculatur gemacht.

Exemplare sind daher überaus selten, und den Uhland'schen Aufsatz, den einzigen darin, der von bleibendem Werth ist, haben nur wenige gelesen. Er hätte schon längst einen Wiederabdruck verdient.

Die folgenden Jahre (1813 bis 1820) mit ihren theils so erhebenden, theils wiederum so ernüchternden Ereignissen waren gelehrten Arbeiten, die ein stilles, ruhiges Versenken und Vertiefen in ihren Gegenstand verlangen, nicht günstig, bei einem Manne zumal wie Uhland, dessen feuriger Geist und warmes Herz, von den Schwingungen und Strömungen der Zeit mächtig ergriffen, selbstthätig, durch Lied und Wort, an ihren Kämpfen den lebendigsten Antheil nahm.

Erst im Jahre 1822, als die Reaction bereits in üppigster Blüte stand, betrat Uhland wieder das wissenschaftliche Gebiet mit seiner Monographie über „Walther von der Vogelweide" (Stuttgart und Tübingen, 1822). Ein köstliches Büchlein und zugleich das anmuthigste Bild, das jemals ein Dichter von einem Dichter entworfen hat. Uhland nennt es einen „Versuch, eine Vorarbeit zu einer größeren Darstellung in diesem Fache" (S. XII). Leider ist er nicht zur Ausführung dieses Planes gekommen. Zwar muß sich in seinem Nachlasse eine ziemlich umfassende Abhandlung über den „Minnesang" vorfinden, es steht aber zu bezweifeln, ob er sie je für den Druck bestimmt hat.

Seine besondere Hinneigung zu Walther begreift sich leicht. In der That gibt es in unserer Litteratur keine zwei Dichternaturen, die sich in Allem so sympathisch, so verwandt wären, wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnisvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die sel'ge goldene Zeit des Lenzes und der Liebe, die Begeisterung für „alles Süße, was Menschenbrust durchbebt" und „alles Hohe, was Menschenherz erhebt", dabei die überwallende Liebe zur deutschen

Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das „Herz fürs Volk“ und für des Vaterlandes Ruhm und Größe, all das finden wir nirgends in dém Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern. Das Mittelalter hat seinen Walther hochgehalten wie wir unseren Uhland, und den alten Spruch, den dieser seinem Buche vorgesetzt, können wir auch auf ihn anwenden: „Wer des vergäße, thät uns leide“. Das deutsche Volk wird den Einen so wenig vergessen wie den Anderen.

Uhlands Arbeit hat zwar durch die fortgesetzten Forschungen, besonders in Bezug auf die Jahrzahlen und die historischen Beziehungen, im Laufe der Zeit mancherlei Berichtigungen erfahren. Aber das, was seiner Schilderung den wahren Werth verleiht, die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung hat dadurch nichts verloren, und mit doppeltem Fug und Recht haben darum die Herausgeber Walthers, zuerst K. Lachmann und neuerlich, erst in diesen Tagen, Wackernagel und Rieger, auf deren Ausgabe das Auge des sterbenden Dichters keinen Blick mehr werfen konnte, ihm als dessen „Erforscher und Nachfolger“ seine Lieder gewidmet.

Eine neue Periode der wissenschaftlichen Thätigkeit brach für Uhland im Jahre 1830 an durch seine Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Tübinger Hochschule. Mit jugendlichem Eifer widmete sich der damals im dreiundvierzigsten Lebensjahre stehende Dichter seinem neuen Berufe, und noch ist in der Erinnerung Derjenigen, die ihn zu hören das Glück hatten, der begeisternde Eindruck unvergessen, den seine Vorlesungen über das Nibelungenlied, über altdeutsche Litteratur, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, auf sie machten. Leider war seine akademische Wirksamkeit von keiner langen Dauer. Im Jahre 1833 von Neuem zum Abgeordneten in die württembergische zweite Kammer gewählt,

verweigerte die Regierung dem Staatsbeamten, weil er Oppositionsmann war, den Urlaub, ihm die Wahl lassend zwischen Verzichtleistung auf seine Professur oder auf seine Stelle als Volksvertreter. Uhland, mit seinem lebendigen Gefühl für Recht und Unabhängigkeit, wählte ohne Schwanken ersteres und nahm seine Entlassung aus dem Staatsdienste, die ihm „sehr gern" ertheilt wurde. Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, wie er mir vor zwei Jahren lachenden Mundes selbst erzählte, daß er erst wenige Tage vor jener unerwarteten Urlaubsverweigerung, die ihn zum Rücktritt nöthigte, unter obligatem Pauken- und Trompetenschall die bis dahin immer aufgeschobene feierliche Antrittsrede hielt. Mit leichter Änderung des Ausdrucks konnte er, wie vom letzten Tübinger Pfalzgrafen (Germania 1, 17), auch von sich sagen, daß das Aufblasen für ihn zugleich das Abblasen war.

Mitten in die Zeit der heftigsten Kämpfe um verfassungsmäßige Freiheit fiel, freilich schon längst vorbereitet und nun erst zum Abschluß gebracht, das Erscheinen des ersten Bandes der „Sagenforschungen" mit dem „Mythus von Thôr" (Stuttgart und Augsburg 1836), der wie ein wunderbarer, fremdartiger und doch wiederum bekannter Klang aus grauer Vorzeit in die von ganz anderen Ideen bewegte Gegenwart herübertönte. In dieser vom feinsten poetischen Sinn und Verständnis, vom liebevollsten Eindringen in die religiöse Weltanschauung der germanischen Völker schönes Zeugnis gebenden Arbeit hat Uhland der deutschen Mythen- und Sagenforschung, wenn sie mehr sein soll als gelehrte Spielerei, für immer Richtung und Ziel angewiesen. Leider bis jetzt vergeblich, denn das zarte Erfassen, die maßvolle Besonnenheit, die er in seinen Mythen-Deutungen überall an den Tag gelegt hat, ist, wie der Augenschein zeigt, ohne Nachfolge geblieben. Nicht ohne Unmuth betrachtete er den immer mehr in Schwung kommenden verkehrten Betrieb der deutschen

Mythologie, und er hat demselben in seinen Gesprächen mit mir öfter Ausdruck und Worte geliehen. Beim Lesen dieser ungeheuerlichen Ausschreitungen ungezügelter Einbildungskraft, sagte er mir einst, meine er oft in einem Narrenhause zu sein.

Dem Thôr-Mythus sollte ein zweites Bändchen mit dem Mythus von Odhin (Wuotan) folgen, und er war eben eifrig damit beschäftigt, als die Sturmglocke des Jahres 1848, indem sie ihn nach Frankfurt rief, dieser Arbeit, deren Vollendung ihm sehr am Herzen lag, ein Ziel setzte. In den fünfziger Jahren nahm er sie wieder auf, ohne jedoch damit zu einem Abschlusse zu kommen. Doch vermuthe ich, daß sich einzelne Partien und Abschnitte davon ausgearbeitet unter seinen Papieren vorfinden werden.

Als sein Hauptwerk auf dem Gebiete gelehrter Forschung betrachtete Uhland die Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder", von denen der erste, die Liedersammlung umfassende Band in den Jahren 1844 und 1845 (Stuttgart und Tübingen) in zwei Abtheilungen herauskam. Eine wahre Lebensarbeit, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sie zu vollenden, für die er viele Jahre lang mit dem emsigsten Fleiße, mit zäher Ausdauer und ungeschwächter Liebe gesammelt hatte. Aus einer ungeheueren fast überwältigenden Fülle theils handschriftlicher, theils gedruckter Quellen (worunter zahllose fliegende Blätter) traf er, geleitet von seinem eigenen poetischen Genius und einem ihn nie täuschenden Sinn für alles Volksmäßige, mit sicherer Hand die Auswahl. „Das Ganze" sollte „weder eine moralische noch ästhetische Mustersammlung, sondern ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" sein. Dies wäre es auch ohne Zweifel geworden durch die für den zweiten Band verheißene „Abhandlung", die über „die Gründe der Auswahl und Anordnung" Rechenschaft gegeben und dem Ganzen die Krone würde aufgesetzt haben.

Was wir von dieser „Abhandlung“ über die deutschen Volkslieder, wie er sie bescheiden nannte, hätten erwarten dürfen, zeigen die aus ihr entnommenen Abschnitte: 1. „Zwei Gespielen“, 2. „Der Rath der Nachtigall“, 3. „Sommer und Winter“, die er mir für meine Zeitschrift (Germania 2, 218. 3, 129. 5, 257) mitgetheilt hat; drei herrliche, farbenreiche, von Poesie gesättigte Gemälde, wie nur ein echter Dichter sie entwerfen kann. Solcher ausgeführter Theile der Abhandlung müßen sich in seinem Nachlasse noch mehrere finden; sie werden uns hoffentlich nicht vorenthalten bleiben *).

Zu neuer, fast jugendlicher Productivität auf dem Felde des deutschen Alterthums regte ihn die Gründung der eben gedachten Zeitschrift an. Als ich ihm im Sommer des Jahres 1855, ihm zuerst, den Plan dazu mittheilte, aber die Ausführung desselben von seiner Theilnahme abhängig machte, gieng er sogleich mit lebendigem Interesse auf die Gründung eines solchen Organs in Schwaben ein, und das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzusagen, nachdem er Jahre lang der Aufforderung zur Betheiligung an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift desselben Faches beharrlich widerstanden hatte, war unschwer zu überwinden. Ich hatte die Freude, gleich das erste Heft mit einem Aufsatze von ihm eröffnen zu können, und seitdem gehörte er zu den ausdauerndsten, treuesten Mitarbeitern, und kein Jahr vergieng, ohne daß er nicht wenigstens éine reife Frucht seines reichen Geistes darin niedergelegt hätte. Seine Beiträge zur schwäbischen Sagenkunde: 1. „Die Pfalzgrafen von Tübingen“, 2. „Dietrich von Bern“, 3. „Bodmann“, und zur

*) [Sie sind inzwischen von mir herausgegeben als dritter Band von L. Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart, J. G. Cotta 1866].

deutschen Heldensage: 1. „Sigemund und Sigeferd", 2. „Der Rosengarten von Worms", sind Abhandlungen, die ebensowohl durch die ungemeine Belesenheit und Gelehrsamkeit auf dem Gebiete der gesammten Litteratur des germanischen Alterthums, als auch durch die meisterhafte Beherrschung des Stoffes und die classische Darstellung Bewunderung erregen und eine Zierde unserer Litteratur bilden.

Bei dieser Gelegenheit mehr noch als während unseres früheren langjährigen Verkehrs habe ich Einblick gewonnen in Uhlands Art und Weise des Schaffens. So wenig wie in seinen poetischen Schöpfungen war er als Gelehrter, was man einen raschen Arbeiter nennt, darin sehr unähnlich Jacob Grimm, dem Abhandlungen und Bücher nur so aus der Hand stäuben. Alle Arbeiten Uhlands sind nur langsam und zögernd gereift. Unermüdlich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffes, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, so lange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntnis wußte, und Jahre lang konnte er auf die Öffnung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Erst wenn er überzeugt war, das gesammte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende. Sagenstoffe, deren Erforschung und Erklärung Orts- und Localkenntnis voraussetzt, nahm er nie in Behandlung, ohne zuvor an Ort und Stelle das Terrain zu studieren und die genauesten Erhebungen zu pflegen. Auf solchen gewissenhaften, sorgfältigen und wiederholten Studien der Ruine, ihrer Umgebungen und des ganzen Umkreises des sogen. Untersees beruht z. B. die Abhandlung über die Pfalz „Bodmann" und deren Sage vom Nebelmännlein, die nun aber auch ein unübertreffliches Muster klarer, lebendiger, anschaulicher Schilderung ist.

Derselbe Fall ist es mit der „Tellsage“ und der „Sage von Struthan Winkelried, dem Drachentödter“, die ihn beide in den letzten Jahren seines Lebens lebhaft beschäftigten. Er wurde nicht müde, Jahr um Jahr im Sommer oder Herbst nach der Schweiz zu reisen, die Ufer des Vierwaltstättersees und die Orte und Gegenden, an denen die Sagen haften, zu untersuchen und zu besichtigen und die Eingebornen, Gelehrte und Ungelehrte, zu fragen und zu berathen. Nicht immer erreichte er auch seinen Zweck, woran freilich öfter er selbst, sein Zartgefühl und seine Bescheidenheit, Schuld waren. Durch die Nachricht von der Auffindung der sogen. Klingenbergischen Chronik in Aufregung versetzt und eigens deshalb nach St. Gallen geeilt, mußte er sich mit der Versicherung begnügen, daß nichts auf die Tellsage Bezügliches darin stehe, und er kehrte heim, ohne die Handschrift gesehen zu haben. Auf meine Frage, ob er sie denn auch verlangt habe, bemerkte er, er habe, da man sie ihm nicht von selbst gezeigt, dazu nicht den Muth gehabt. Ob er über diese beiden Sagen, die er übrigens keineswegs als bloße Fabeln betrachtete, sondern in ihnen einen festen historischen Kern vermuthete, etwas niedergeschrieben hat, weiß ich nicht, glaube aber, daß er damit über die Vorarbeiten dazu nicht hinausgekommen ist *).

Ich habe vorhin die Gewissenhaftigkeit Uhlands hervorgehoben. Streng gewissenhaft wie in seinen litterarischen Arbeiten, war er auch in all seinem Thun. Wie sehr er es in Bezug auf sich selbst war, kann man am besten daraus erkennen, daß er zu dichten aufhörte, als er die dichterische Ader in sich versiegen spürte. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die Antwort, die er einst in meiner Gegenwart einem jungen Manne auf die gut-

*) [Nur über die Tellsage liegt ein Entwurf vor, der indes, so klein er auch ist, doch seine Ansicht darüber gut erkennen läßt. Er wird in einem spätern Bande seiner Schriften eine Stelle finden].

gemeinte Frage: warum er seine Muse gar so lange ruhen lasse? mit dem ihm eigenen hellen Lachen gab: daß nicht er die Muse, sondern daß die Muse ihn in Ruhe lasse. Nur einmal noch in seinen späteren Jahren hat sie ihn mit ihrem Finger leise berührt. Um die Mitte der vierziger Jahre war es, wenn ich nicht irre, daß er seine Frau zum Geburtstage mit zwei neuen Balladen: „Der letzte Pfalzgraf“ und „Der Lerchenkrieg“, überraschte, die dann in den folgenden Ausgaben an die Stelle eines ausgeschiedenen Gedichtes „Das traurige Turnei“ traten. Fortan war die Wissenschaft der Stern, dem er bis zu seinem Tode folgte.

Neben der Gewissenhaftigkeit war es die Treue, die den Grundzug seines Charakters bildet, die deutsche Treue, die ihn im „Nibelungen-Liede“, im „Wolfdieterich“ und anderen Volksepen der Vorzeit entzückt und begeistert und die er in seinen eigenen Liedern besungen und verherrlicht hat. Er, dessen ganzes Sein und Denken im Volke ruhte, dessen „Muse von Recht und Freiheit gesungen und immer fern von den Palästen gewandelt ist“, ist sich selbst und seiner Überzeugung niemals untreu geworden und hat allen Verlockungen und Auszeichnungen, die von dort an ihn kamen, stets mannhaft widerstanden: ein schönes Bild makelloser Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung.

Treu wie gegen sich war er auch gegen Andere. Wen er einmal erkannt und liebgewonnen, dem blieb er fest und unwandelbar für immer zugethan. Dieser Gewissenhaftigkeit und Treue ist er auch vor der Zeit zum Opfer gefallen; denn ohne die Erkältung am Grabe seines Jugendfreundes Justinus Kerner, zu welchem er in strenger Winterszeit von fern her geeilt war, hätte Uhland, der noch in seinem 73. Jahre ein rüstiger Fußgänger und kühner Schwimmer war, nach menschlichem Ermessen uns leicht noch ein Jahrzehend erhalten bleiben können.

Rührend war mir immer die Anhänglichkeit, die liebevolle Aufmerksamkeit, die er gegen Jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Häufchen, das sich mit dem Studium des deutschen Alterthums befaßt, an den Tag legte. Wie manchen, fern der Heerstraße in stiller Verborgenheit Lebenden hat er nicht, freundlich und milde wie ein Engel zu ihm eintretend, mit seinem Besuche überrascht, voll herzlicher Theilnahme für seine Arbeiten.

In seiner äußeren Erscheinung und seinem Auftreten in der Gesellschaft war Uhland einfach, schüchtern, fast blöde, wortkarg und zurückhaltend, darin ein echter Sohn seines Heimatlandes, dessen Besten man es häufig nicht ansieht, wie tüchtig der Kern, wie tief die Tiefe ist, die unter der unscheinbaren, oft mehr als bescheidenen Hülle verborgen liegt.

Nichts weniger als unempfindlich gegen die vielen Beweise von Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, waren ihm dieselben doch oft in hohem Grade peinlich und störend, namentlich wenn sie ihm in Gestalt geräuschvoller Huldigungen und Ständchen dargebracht wurden und er dadurch unvorbereitet zum öffentlichen Sprechen, zu Toasten und Danksagungen genöthigt ward. Da konnte sich der stille, schweigsame Dichter oft recht unglücklich fühlen. Auch in großen Gesellschaften, wo er den Gegenstand und Mittelpunkt der Aufmerksamkeit bildete, war ihm unbehaglich zu Muthe. Bei solchen Gelegenheiten fehlte es nicht an komischen Zwischenfällen, wo der ihm angeborne Humor bewußt oder unbewußt durchbrach.

So als einst während seines Aufenthaltes in einem Badeorte eine excentrische Dame ihm zu Ehren ein Fest improvisierte und dem Dichter an öffentlicher Tafel einen Lorbeerkranz auf den Teller legte, schob Uhland diesen, nach einer Speise langend, ruhig zur Seite und ließ ihn auch beim Aufstehen unbeachtet liegen. Ein ander Mal nahm er den ihm beim Abschied überreichten

Kranz zwar mit, hängte ihn aber unterwegs an einem am Wege stehenden Baum auf.

Von seinem Besuche in Wien im Jahre 1838 erzählt man sich folgende Anekdote. Nachdem er in einer Gesellschaft von Dichtern und Gelehrten, welche Karoline von Pichler ihm zu Ehren zu sich eingeladen, den ganzen Abend schweigsam und wie auf Nadeln da gesessen hatte, verabschiedete er sich von der Wirthin, im Gefühle, daß er ihr doch für ihre Freundlichkeit etwas Verbindliches sagen müße, mit den Worten: „Es werde seine Frau gewiss freuen, wenn sie höre, daß er ihre persönliche Bekanntschaft gemacht habe.“

Wie einsilbig und verschlossen Uhland unter Fremden auch war, so mittheilsam, heiter und liebenswürdig konnte er im Kreise von Freunden und Bekannten sein. Zwar ein Redner war er nie, weder im Ständesaale, wo er mehr durch den Inhalt als durch den Fluß seiner Rede wirkte, noch selbst unter vier Augen: stets hatte er, auch im einfachsten Gespräch, mit dem Ausdruck zu ringen; aber was er sprach, war sinnvoll, treffend und gewichtig, gediegenes Gold. Nur wenn die Rede auf seine engere Heimat kam, die er über alles liebte, auf schwäbische Sprache oder Sage oder das Volksleben, dann löste sich seine Zunge, dann konnte er beredt werden und erglänzte sein sonst nichts weniger als schönes, nicht einmal bedeutendes Gesicht, hinter dem Niemand den großen Dichter geahnt hätte, wie eine Landschaft im Abendsonnenschein.

XII.

Zwei Recensionen.

1858. 1862.

1.

Des Minnesangs Frühling *).

(S. Germania III, 491—508. Hier nur der zweite Theil, mit Ausschluß des bloß mit Texteskritik sich befassenden Eingangs).

Mit der Erforschung der ältern deutschen Mundarten, so unerläßlich diese für einen Kritiker auch scheint, hat sich Lachmann nie ernstlich beschäftigt, oder wenn es doch geschah, so ist er damit nie recht ins Reine gekommen. Dies läßt sich auf's Deutlichste aus mehrern bestimmten Äußerungen Lachmanns entnehmen, und alle seine Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter gewähren hiefür unzweideutige Beweise. Seine Verwunderung z. B. über den „wunderbaren Mangel an Spuren des Niederdeutschen" in Wolframs Parzival (s. S. XIX) konnte nur Jemand aussprechen, der für die Eigenheiten der thüringischen Mundart, deren Einflüsse in Wolframs Werken auf jeder Seite in zahlreichen Reimen

*) Des Minnesangs Frühling herausgegeben von Karl Lachmann und Moriz Haupt. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1857. VIII und 340 Seiten in 8°.

und Ausdrücken mit Händen zu greifen sind, entweder kein Auge oder kein Verständnis hat.

Im Lanzelet des Ulrich von Zatzighofen, eines Thurgäuers, finden sich bekanntlich mitten unter einer Fülle alamannischer Sprachformen zuweilen auch niederdeutsche Reime (z. B. beide: breide 4663 : wârheide 5086 u. s. w.), deren Erklärung nur in einem längern Aufenthalte des Dichters im nördlichen Deutschland gefunden werden kann. Wir lesen darin unter Anderem 5524:

si batin daz er ân widersprâche
füere mit ir ûf die burch,
diu was durch unde durch
gezieret wünnenclîche.

In einem Werke von gedachter Beschaffenheit dem in allen niederdeutschen Denkmälern so häufigen Reime burch : durch *) zu begegnen, sollte, meint man, Niemand auffallen. Dennoch schien er Lachmann (Iwein 484) „unglaublich" und er war der Ansicht, „die Stelle könnte von dem Fehler leicht, durch Einschaltung eines dar und gar, befreit werden," also:

füer mit in ûf die burc dar,
diu was durch und durch gar
gezieret wünneclîche.

Damit war er aber schließlich selbst nicht zufrieden, und er verleitete Hahn zu einer andern Einschaltung, daher man in dessen Ausgabe nun liest:

füere mit ir ûf die burc.
diu was durch und durch kurc ꝛc.

---

*) Vgl. Eneas treib si danne unz zû Laurente in die burch die strâze al durch unde durch Eneide 319, 33. daz (fûr) warf er in zuo der burch, dâ mite brante er si al durch unde durch Alexander (Diemer) 210, 19. 291, 8. 209, 21. 215, 28. Hagens Kölner Chronik 2564. 2584. 2613. 5752 u. s. f. Vgl. unten S. 430.

Man schlage das mittelhochdeutsche Wörterbuch 1, 830 nach, um zu sehen, wie trefflich kurc hier paßt. Wir wären begierig zu erfahren, wie Haupt solche Emendationen nennt. Uns scheinen sie stark in die Kategorie der Einfälle zu gehören, aber der schlechten. Hier wurde die Stelle angeführt, um Lachmanns Begriffe vom Niederdeutschen festzustellen.

Im Jahre 1820 legte er in seiner Auswahl S. IV das Bekenntnis ab, „es sei ihm unmöglich gewesen, mit Veldekes Mundart in's Reine zu kommen". Zu jener Zeit war das begreiflich; er war aber zwanzig und dreißig Jahre später um keinen Schritt weiter damit gekommen. Hätte er sonst S. 367 des Iwein sagen können, „Manches in den Lesarten übergangene Niederdeutsche in A (der Heidelberger Handschrift des Iwein) werde künftig noch ihm, oder einem rascher entschlossenen Arbeiter, bei der Eneide gute Dienste leisten"? Gewiss nicht, und zwar deshalb nicht, weil die in jener Handschrift herrschende niederdeutsche Mundart eine von der des Heinrich von Veldeken vielfach verschiedene ist, und heutzutage jeder Philologe wissen könnte, daß die niederdeutschen Mundarten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts fast noch weiter unter sich abweichen, als die oberdeutschen desselben Zeitraums. Aus dieser Äußerung Lachmanns geht aber doch hervor, daß er der Mundart Heinrichs wenigstens gerecht zu werden die Absicht hatte. Nun halte man damit die merkwürdige Stelle in Haupts Vorwort zu Des Minnesangs Frühling S. VII u. VIII zusammen, worin es heißt: „Treuer als unbedingtes Streben nach dem Echten es geduldet hätte, ist die Überlieferung in den Liedern Heinrichs von Veldeke befolgt worden. Aber die geringe Kunst sie in eine gleichförmige niederdeutsche Mundart umzuschreiben, habe er so wenig als Lachmann üben wollen." Wie reimt sich das zusammen? Lachmann muß eben nach der Hand doch ein Haar darin gefunden und die

Überzeugung gewonnen haben, daß mit den „guten Diensten der Handschrift A“ zu diesem Zwecke nichts anzufangen sei; darum hat er, wie mit der Ausgabe der Eneide, so auch mit der Bearbeitung der Lieder gezaudert, und jene Oskar Schade übergeben, diese schließlich Haupt hinterlassen. Statt aber offen zu sagen, wie es sich damit verhält, wird die Sache mit einem hochmüthigen und geringschätzigen Seitenblick gegen Ettmüller kurz abgemacht.

Was man aber auch gegen Ettmüllers sprachliche Behandlung Heinrichs einwenden mag (auch ich bin nicht überall, namentlich in der Eneide, damit einverstanden), so viel wird doch Jeder gestehen müßen, daß er sich redlich bestrebt hat, mit Heinrichs Mundart ins Reine zu kommen, und wenn ihm dies auch nicht völlig gelang, dem Echten steht seine Ausgabe in dieser Beziehung weit näher, als die buntscheckigte Schreibweise in Des Minnesangs Frühling. „Solcher Gleichförmigkeit fehle die sichere Gewähr“, wird zur Beschönigung hinzugefügt, „vielleicht seien aus dem vor Kurzem aufgefundenen Servatius festere Bestimmungen der Mundart des Dichters zu gewinnen: daß er aber der Sprache seiner Heimat in der Fremde durchgängig treu geblieben sei, werde sich schwerlich erweisen lassen“ (s. Vorrede S. VIII). Lauter nichtssagende Ausflüchte! Wo findet die deutsche Philologie sicherere Gewähr und festere Bestimmungen für die Mundart eines Dichters als in den Reimen? Die ganze mittelhochdeutsche Lautlehre ruht auf ihnen, sie sind ihre festeste, sicherste Grundlage. Jacob Grimm hat das oft genug wiederholt: „Selbst die genauste althochdeutsche Accentuation kommt dem Vortheil nicht bei, den wir aus den mittelhochdeutschen Reimen schöpfen, weil diese auf dem Gehör beruhen, das feiner gebildet ist, als der sorgfältigste Schreibgebrauch“ (Grammatik 1^3, 125). Und W. Wackernagel bemerkt (Litt.-Gesch. S. 125): „Die Handschriften freilich, welche nie mit buchstäblicher Treue und zum größern

Theil erst in spätern Jahrhunderten und in deren Sprache gefertigt sind, pflegen weder die allgemeine Regel der Hofsprache noch die landschaftlichen Schattierungen derselben rein und sicher darzustellen, um so weniger als manche Schreiber außer der Ungenauigkeit sogar geflissentliche Änderung und Fälschung sich erlaubten: dennoch führt die aufmerksame Beachtung namentlich der Reime, die solchen Entstellungen weniger ausgesetzt waren, zu einer bestimmteren Erkenntnis dessen, was überall im Gebrauche, als was die Eigenart der einzelnen Dichter gewesen." Das gilt nicht bloß für's Mittelhochdeutsche: unsere Kenntnis aller übrigen Mundarten der mittlern Zeit beruht wesentlich auf den Reimen, und auch in Heinrichs Gedichten predigen die Reime für Jeden, der hören will, laut und vernehmlich genug die Mundart, die er gesprochen. Damit aber neben diesen auch der Schreibgebrauch nicht fehle, haben wir eine beträchtliche, täglich sich mehrende Reihe niederrheinischer Sprachdenkmäler, deren Aufzeichnung zum Theil noch in's zwölfte Jahrhundert, in die Zeit Heinrichs, zurückreicht, und die uns im Vereine mit den Reimen ein festes, sicheres Bild jener Mundart gewähren. Schwankungen je nach Zeit und Ort finden natürlich auch hier statt, aber nicht in höherem Maße als in der höfischen Sprache der mittelhochdeutschen Zeit. Auch Heinrichs Sprache stimmt nicht vollkommen und in allen Theilen mit der in jenen Dichtungen überein, die wir niederrheinische nennen, die aber eben so gut kölnische könnte genannt werden. Die Abweichungen betreffen indes nur Einzelheiten und Nebenpunkte, die gegen die Übereinstimmung im großen Ganzen und gegen das ihnen Gemeinsame nicht in Betracht kommen. Ich will diese Verschiedenheiten und Übereinstimmungen hier kurz aufzählen.

In allen uns zugänglichen Denkmälern der kölnischen Mundart, auch in denen, die von höherem Alter als Heinrichs Werke

sind, erscheint bereits der Umlaut des langen â : ê = æ. Beim Wilden Mann wêre : sêre 8, 1. gesê (= sæje) : irgê 34, 34. sên (= sæjen) : vlên 37, 16. hêre (= hêrre) : sceppêre 9, 29. Bei Wernher êre : sundêre 59, 24. 65, 25. êvinhêre : sceppêre 66, 19. inkêrit : irvêrit 53, 21. lêre : inbêre 52, 10. hêre : scepêre 69, 19. hêren : irvêren 55, 28. 61, 6. Lachmanns Bruchstücke niederrh. Gedichte êre : sceppêre III, 101 : beswêre ebd. 181. junchêre : mêre I, 164, 2. lêre : sundêre ebd. II, 13. Karlmeinet Maßmann êren : irvêren 156[b] : wêren 157[b]. hêre : unmêre 157[b]. Karlmeinet Benecke sêre : Affrikêre 164 : Tolletêre 176. wêre : mêre 65. kêren : mêren 141. Lachmann: bekêren : irvêren I, 165, 24. êren : mêren 164, 10. beswêren : hêren III, 330. êren : swêren 71. beswêrit : intêrit 361 u. s. w. Heinrich dagegen gebraucht das lange â, mit der einzigen Ausnahme des Conjunctivs gedehte : rehte 40, 5. gedehten : rehten 138, 25., durchaus ohne Umlaut: râte : spâte : bâte Lieder 57, 26. jâre : klâre : offenbâre : mâre ebd. 59, 3. vgl. 57, 34. 58, 23. 62, 14. ungemache : sprâche, und die aus der Eneide von Ettmüller gesammelten Reime, Vorrede VII: wâre, wâren, hâle (= hæle), wâne, wânen, tâte. Dieser Mangel des Umlauts findet in der den Niederlanden angränzenden Heimat Heinrichs seine Erklärung, wo noch bis in's vierzehnte Jahrhundert das alte unumgelautete â herrschte.

Ein weiterer Unterschied zwischen der Sprache Heinrichs und der kölnischen besteht darin, daß bei jenem die 3. Pers. Sg. Präs. von stân, gân : stât, gât, in dieser aber steit, geit lautet. Beweisende Reime für die â-Form auch des Infinitivs bei Heinrich wân : umbevân : getân : stân Lieder 57, 9. ergân : missetân : entstân : umbevân 57, 27. getân : vergân : umbevân : wân 59, 36. getân : stân : wân : ergân Lieder 64, 26. pfân :

stân : vergân : undertân 65, 29. Für die 3. Pers. Sg. Präs. hât : stât 60, 15. gestât : rât 67, 9. stât : ergât : umbevât : slât 68, 6. Vgl. Eneide vât : gât 104, 33. bestât : erslât 287, 35, 2c. Ettmüller hat häufig dagegen gefehlt. Daraus folgt, daß stêt : slêt : gevêt 65, 22 falsch und in stât : slât : gevât zu ändern ist; denn gevêt ist nicht, wozu diese Schreibweise verleiten könnte, das Präsens von gevêhen, sondern von gevâhen, einen site gevâhen = sich etwas angewöhnen, vgl. mittelhochdeutsches Wörterbuch 3, 206. Beweisende Reime für die Formen geit, steit gewähren die kölnischen Dichtungen in großer Fülle. W. Grimms Wernher: geit (= gêt) : ôtmûdicheit 48, 23. avegeit : stêdicheit 27, 30. begeit : drîvaldicheit 48, 15. irgeit : sicherheit 25, 5. zuogeit : stêdicheit 30, 13 : wîsheit 49, 20. steit (= stêt) : girheit 8, 31 : godiheit 64, 7 : îdelcheit 36, 9 : reinicheit 45, 11 : rîcheit 9, 25 : wîsheit 2, 13. 9, 11. 49, 12. anesteit : bireit 24, 3 : sicherkeit 24, 23. — vursteit : wîsheit 47, 22. widersteit : mildicheit 10, 29. — Das Alexanderlied bei Diemer*) geit : geleit 190, 27 : kundicheit 188, 9 : gereit 192, 19 : wîsheit 188, 3. umbegeit : îtelcheit 183, 17. — steit : breit 187, 2 : streit 198, 18. 202, 23. besteit arbeit : 199, 21 : muozicheit 184, 1. Lachmann steit : breit II, 59 : wârheit 37, 101. — Hagens Kölner Chronik geit : kleit 2386 : gereit 5188 : lât 3370. steit : underscheit 1664 u. s. w. — Noch auf zwei andere Wörter dehnt sich diese Brechung des ê in ei aus: leit, sleit, veit (= læt, slæt, væt). Wernher sleit : barmherzicheit 41, 12. irsleit : girheit 31, 27.

*) Ich berücksichtige hier mit Absicht ausschließlich den zwar vielfach lückenhaften, aber unüberarbeiteten Text der Vorauerhandschrift, die auch außer dem Reim viele niederrheinische Sprachformen aufweist, recht zum Beweise, daß diese Abschrift ebenfalls aus einer niederrheinischen Vorlage geflossen ist. Vgl. sal 192, 27. 196, 28.

nidirsleit : rîcheit 38, 34 : vornusticheit 37, 21. — veit : manicvaldicheit 2, 17. umbeveit : breit 58, 12. geveit : arbeit 38, 30. Alexander leit (= læt) : frumicheit 210, 26. — sleit : reit 219, 14. — Hagen sleit : er geit 3536.

Eine specielle Eigenthümlichkeit der kölnischen Mundart ist die 3. Person Sg. Präs. von tuon : deit für tuot (vgl. oben 2, 38. 39.). Auch hiefür gibt es zahlreiche Reime. Wernher deit : girheit 39, 34 : jâmerkeit 21, 15 : bigeit 30, 21 : ingeit 57, 12 : sleit 11, 15 : steit 39, 28. 42, 16. widerdeit : bisteit 34, 5. 36, 20 : widersteit 32, 29. Alexander deit : reit 198, 2. 218, 8 : smâcheit 194, 22 : steit 191, 7. 186, 14 : versteit 214, 10. Lachmann deit : stêdicheit III, 279. vgl. 432. Hagen: deit : leit 2447. 6254 : leit 1620. 4733 : bereit 938 ꝛc.

Diese Form kennt Heinrichs Sprache nicht, er reimt dût (d. i. tuot) auf mût : frût : gût Lieder 60, 21. missedût : frût : gût : mût 61, 29. tût : geblût : mût : gebût : mût (= gebuozt : muoz) 64, 22. Eneide tût : gût 265, 13 ꝛc.

Im Kölnischen lautet das Part. Prät. von geschehen : geschiet. Wernher geschiet : niet 1, 3. 2, 15. 33, 9. 42, 4. 49, 3. 51, 7 : liet (= lieht) 31, 11. Alexander geschiet : niet 190, 25. 211, 2 : zît 226, 6. Lachmann geschiet : niet I,

---

manch 205, 13. tede 202, 12. 205, 3. thadin 204, 8. 12. stude 189, 19. ze stede 198, 12. druog, dwanc 204, 16. wos = wuos = wuohs 199, 2. smæ = smâhe 213, 16. hoiste 216, 17. forten 211, 2. geinch 194, 4. 198, 27. reif, heiz (= rief, hiez) 191, 16. 17. reit (= riet) 197, 22. naff (= napf) 194, 24. rihte (= rehte) 198, 16. haben ich 192, 24. u. s. w. Diemer, der den Alexander früher für Österreich zu retten gesucht, bezweifelt nun den niederrheinischen Ursprung nicht mehr, und auch W. Wackernagel wird seine Meinung, der Alexander der Straßburger Handschrift sei „nur die Übertragung eines ursprünglich süddeutschen Werkes in die Sprache und Kunst des Niederrheins“ (Litt.-Gesch. 123. vgl. S. 171), nicht länger festhalten.

165, 12. III, 369. Karlmeinet Maßmann 157^b. Hagen 335. 1792 ꝛc. Bei Heinrich findet sich kein Beispiel dieser Form, er scheint das Part. Prät. von geschehen überhaupt zu meiden.

Daß Heinrich den Diphthongen uo nicht kennt, erhellt aus zahlreichen Reimen, in denen uo mit langem û gebunden wird, z. B. fuor : sûr 29, 13. 90, 31. mûren : fuoren 23, 37. 35, 2. nâchgebûren : si gefuoren 89, 19. bûch : truoch (= truoc) 133, 9. ꝛc. tuon : Turnum 329, 3 : Tarcûn 241, 1. (vgl. Ettmüller S. VIII). Der kölnischen Mundart dagegen scheint uo nicht abgesprochen werden zu können: die mir bekannten Denkmäler wenigstens gewähren keine Beispiele vom Gegentheil, vielmehr wird in den Handschriften uo vielfach ausgedrückt. Die Form des Adv. duo für dô in Reime auf zuo wäre dafür kein Beweis, denn es ist ein Versehen Ettmüllers, wenn er S. VIII sagt, Heinrich binde dô mit frô, hô, sô; wie in allen niederrheinischen Gedichten, so erscheint es auch bei Heinrich nur im Reime mit zû = zuo: Eneide 96, 9. 109, 21. 111, 7. 21. 142, 31. 159, 21. 189, 5. 194, 19. 196, 35. u. s. w. Wernher 56, 10. 62, 21. Lachmann II, 105. Karlmeinet Maßm. 155^a, 157^b, (: vruo 156^b). Benecke 139, 157.

Heinrichs Mundart fremd scheint der Übergang von ge in die Spirans h in den Wörtern sagete, legete, gesaget, geleget. Wilder Mann gesaht : maht 23, 1. 28, 27. 42, 20 : scaht (= scaft) 11, 23. gilaht : maht 18, 26 : gidaht 15, 7. sahten : vollebrâhten 3, 1. lahten : ahten 14, 1 : brâhten 13, 19. lehte : indehte 15, 29. Alex. prâht : gesaht 215, 3. gedehten : ane lehten 193, 12. Lachmann III : 218 naht : gesaht 218. sehten : brêhten 59. II, craht : gesaht 11. Karlmeinet Benecke vaht : gesaht 17.

Auf diese wenigen Fälle beschränken sich die Abweichungen zwischen Heinrichs Mundart und der kölnisch-niederrheinischen

In allen übrigen Punkten, die hier in Betracht kommen können, ist die Übereinstimmung eine vollkommene.

1. a für o in den beiden Wörtern sal und wal. wal : al Lieder 61, 8. Eneide 81, 11. 97, 37. 108, 29. 109, 11. 261, 29. : geval : al 66, 14. wal : val 65, 13. du salt : balt Eneide 96, 31. Vgl. Wilder Mann sal : val 9, 27. wale : zale 2, 19. 4, 31. Wernher wale : zale 56, 28. Diese Beiden auch wanen : manen 19, 12 : gispanen 70, 30. wane : dar ane 50, 5. Lachmann wale : sale III, 55. 139. Karlmeinet Maßm. 157^{b}. Alexander sal : uber al 224, 1. wal : zal 188, 2. 204, 8. 224, 21. vanen : wanen 220, 18. Hagen wale : zale 890. 1632 : dale 3086.

2. ë (und e) im Reime mit i: bei Heinrich aberellen : willen Lieder 62, 25. linden : ende : vinde : underwinde 64, 30. ietweder : nider. Eneide 193, 37. rede : fride 56, 1. 134, 15 und öfter. veder : wider 287, 10. genesen : risen 104, 40. neben : gescriben 254, 10. velt : scilt 236, 10. Cleve : scrive 352, 37. liste : swester 72, 30. verwirken : merken 309, 39. irre : verre 24, 15. 20, 21. ferner senden : vinden 164, 1 : winden 43, 20. ende : winde 18, 3. brengen : lengen 36, 25. dinge : enge 178, 1. u. s. w. (s. Ettmüllers Vorrede S. VII u. VIII). Dazu halte man Wilder Mann brengit : verhengit 31, 13. 33, 17. 42, 22. welle : gestille 18, 30. Wernher lenge : brenge 50, 19. 62, 24. snelle : wellen (= willen) 51, 26. nest : list 68, 13. neste : Kriste 69, 7. Lachmann houbetstede : vreden II, 81. vollebrengen : lengen ebd. 121. Alexander willen : gesellen 225, 10. gevellet : gehillet 214, 5. lengen : bringen 215, 14. wirken : merken 183, 1. 210, 16. risen : wesen 195, 1. 225, 7. veste : listen 209, 12. Karlmeinet Benecke wellen : stillen 73.

3. o für u (ü). Heinrich holt: scholt (= schult, schulde): gedolt: solt Lieder 57, 37. golt: holt: ungedolt 62, 24. Eneide holde: wolde 63, 25. 107, 13. 113, 27. scholde: wolde 74, 33: solde 86, 7. vgl. 69, 23. 70, 5. 72, 27. 76, 17. u. s. w. flogen (= flugen): bogen Eneide 322, 20. mote: flohte (= fuga) 322, 40. getorsten: vorsten (= fürsten) 246, 25. 265, 33. enboten (= enbuten): goten 344, 38. verworren: torren (= turren, türren) 85, 4. son: Flegeton 92, 12. korten (= kürzen): porten 26, 21. u. s. w. (vgl. Ettmüller S. VIII). — Wilder Mann scolt: holt 16, 10. gedornit: gezurnit 37, 14. Lachmann holt: unscolt III, 569. 577. Alex. scolt: golt 214, 5: holt 203, 14. frome: chomen; torne: zorne 207, 16. 209, 28. Hagen zorne: torne 1590.

4. ô = œ, dem mittelhochdeutschen Umlaut des langen o. Heinrich rôsen: vroudelôsen: ôsen: lôsen (= œsen, lœsen) 60, 29. schône: krône: lône 63, 28. Eneide ôren: gehôren 85, 13. 97, 27. crône : scône 113, 31. lône: scône 115, 19. krônen (= krœnen) : lônen 171, 21. Wilder Mann gikrônit : gilônit 41, 16. 49, 10. Wernher hôre (= hœher): kôre 66, 17. 70, 4.

5. ô für üe. Heinrich scône : kône (küene). Eneide 131, 17. sône : kône (= suone : küene) 256, 23. Wilder Mann nône : sône (= süene) 33, 7. Alexander nôte : einmôte (= einmüete) 199, 11. 325, 25.

6. Der Diphthong ei ist weder in der Mundart Heinrichs noch in der kölnischen zu läugnen; ein Beweis für dessen Bestehen in Letzterer liegt in dem schon berührten deit = tuot und im Schreibgebrauch der ältern wie der jüngern Denkmäler. Auch bei Heinrich spricht kein einziger Reim für das niederdeutsche ê = ei, denn der schon öfter besprochene, auch von Wolfram (Wilh. 464, 11) nachgeahmte priester : meister En. 243, 20. ist nicht

prêster : mêster, sondern preister : meister zu schreiben. Einmal steht preister dem presbyter noch näher als priester und dann zeigt die niederrheinische Mundart schon von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an entschiedene Neigung, alle ie in ei zu verwandeln. Der nur einmal, Eneide 91, 40, vorkommende Reim arbeit : zît steht, wenn überhaupt nicht ein alter Fehler vorliegt, zu vereinzelt, als daß sich ein Schluß gegen die diphthongische Aussprache und Schreibung des ie daraus ziehen ließe. Ich bemerke übrigens, daß in den niederdeutschen Psalmen 68, 5. arvîdon, laborare, im Heljand 106, 8 arbîdlico, 105, 8 arbîdlôn, 105, 16. arbîthwerc erscheint.

7. Auch ie ist dem Niederrheinischen nicht fremd. Bei Heinrich beschränkt sich der Gebrauch von i = ie auf ein einziges Wort, das Prät. des reduplicierenden Verbums halten : behilt : schilt En. 325, 10. 326, 20. Ich wüßte dem aus der kölnischen Mundart nichts zur Seite zu stellen und bezweifle auch, daß Heinrich diesen Gebrauch weiter, auf andere Wörter, ausgedehnt habe: gewiss würden sonst die den mitteldeutschen Mundarten so geläufigen Reime, wie vinc, ginc : dinc, jungelinc u. s. w. nicht fehlen. — ie entsteht im Niederrheinischen in gewissen Wörtern durch Ausfall der inlautenden Spirans h, und zwar bei Heinrich in der 3. Pers. Sg. Präs. von sehen, geschehen : siet : niet : verriet : beschiet Lieder 56, 3 ff. niet : riet : geschiet : ersiet 58, 4. geschiet : niet : siet : liet (= liez) 60, 5; im Kölnischen kann ich nur den Inf. belegen: gesien : knien Wilder Mann 18, 10: vlien 28, 3. 31, 21. Übereinstimmung zwischen beiden herrscht in dem Worte niet = niht, welche Form sich indessen auch bei oberdeutschen, namentlich alamannischen Dichtern älterer und späterer Zeit findet.

8. Der Diphthong iu, der ursprüngliche sowohl als der durch Umlaut entstandene, muß Heinrichs Mundart, wie der nieder-

deutschen überhaupt, abgesprochen werden; er setzt dafür entweder û, oder wo es vor w dem goth. au entspricht auch ô. Beweisende Reime für û sind û (= iu, vobis) : nû En. 241, 25. hût : lût (= liut), stûret : fûret (= stiuret : füeret) 93, 11. fûre: tûre (= füere : tiure) 94, 37. Im Kölnischen fehlt der strenge Beweis, doch ist auch hier, in der ältern Zeit, û = iu nicht zu bezweifeln; später, im dreizehnten Jahrhundert, bricht dann ui für iu durch. In beiden Mundarten lautet der Nom. Fem. und Nom. und Accus. Plur. Neutr. des demonstr. Pron. (der bestimmte Artikel) nie diu, sondern durchaus di oder die, ebenso lauten die genannten Casus des starken Adj. stets auf i oder e aus, fallen also mit der schwachen Declination zusammen. — ô = althochdeutsch-mittelhochdeutsch iu vor w begegnet sehr häufig im Reim: Heinrich frôwe : Sôwe : rôwen : untrôwen: schôwen Lieder 56, 10. frôwen : trôwen 28, 35. 58, 11. frôwe : trôwe En. 68, 38. 69, 22. u. s. w. (Ettm. S. IX). Lachmann vrôwe : trôwe III, 277. 489. 565: ungetrôwe ebd. 81. Patôwen : getrôwen 231. Karlmeinet Maßm. intrôwen : beschôwen 157[a].

9. Der Diphthong ou (gothisch au) ist dem Niederrheinischen so wenig zukömmlich als den übrigen niederdeutschen Mundarten, sondern er wird regelmäßig, auch in den Handschriften, durch ô ausgedrückt. Heinrich gelôvet : hôvet (= houbet) : tôvet Lieder 63, 29. urlôve : hôve En. 31, 35. So auch Wernher lôb (= loup) 42, 21. urlôb, bôngart ꝛc. Alex. gelôvet : brûtlôve 194, 2.

Vom uo, für welches Heinrich û setzt, war schon oben die Rede.

So viel über die Vocale. In den Consonantverhältnissen herrscht noch größere Übereinstimmung.

Über die Liquidae ist wenig zu bemerken. Die in allen kölnischen Denkmälern häufig begegnenden Reime, in denen m : n

gebunden wird (z. B. Wilder Mann man : quam 28, 1. ginam : giwan 37, 17. gên : Jêrusalem 16, 6. 23, 7. Alex. man : nam 211, 31 : Frigiam 225, 9 : vernam 225, 24. getuon : ruom 194. 19. ꝛc.), meidet der nach reinem Reim strebende Heinrich. Aber allen gemeinsam ist die Unterdrückung des auslautenden n. Heinrich linden : ervinde : underwinde : ende Lieder 64, 27. winde : linden 66, 6. gûden : mûde 66, 28. stille : willen En. 65, 11 ꝛc. (vgl. Ettmüller S. X). Wilder Mann allen : gevalle 7, 15. gallen : bitalle 11, 25. lande : anden 23, 37. givarin : schare 23, 11 ꝛc. Wernher einen : meine 70, 8. Alex. mâze : lâzen 197, 10. Thelemône : lônen 197, 24. gebieten : miete 200, 9. blî : sîn 203, 3. ꝛc. Einfaches r an die Stelle des geminierten tritt in dem Worte herre, das durchaus bei allen hêre lautet und auf êre, mêre ꝛc. gereimt wird. Da es so sehr oft begegnet, unterlasse ich, Belege anzuführen.

Von den Labialen bleibt das auslautende p haften, wenn es in Verbindung mit m und n steht, z. B. kamp : lamp En. 299, 4.; in allen andern Fällen geht es in f über: darf : starf 315. 18: drîzechwarf 264, 15. 324, 7. brief : lief (= liep) 126, 7. 285, 25. 324, 4. Vgl. Wilder Mann gaf (= gap): saf (succus) 11, 29. bidarf : warf (= warp) 2, 27. Wernher rouf (= roup) : kouf 62, 18. Alex. warf : erstarf 220, 16. brief : lief 225, 18. 216, 6. scuof : ûzhuof 200, 14. Die inlautende Media b wird regelmäßig zu v: neve : geve (= gebe) 115, 1 : leve 288, 7. lieve : brieve 191, 21. grâven : gâven 346, 27. kolven : wolven 195, 25. erlôvede : verkôvede En. 25, 23. (vgl. Ettmüller S. IX). Wernher bidrûvit : giprûvit 51, 11. 60, 34. Alex. lieve : brieve 200, 2. gelôvet : brûtlôve 194, 2. grâven : gâven 223, 20. ꝛc. pf geht auslautend über in p: kamp : lamp En. 299, 4. stap (=stapf) : Aminadap Wernher 51, 13.

f tritt über in h vor t: berihten : stihten (-stiften) En. 350, 40. getihte : scrihte 254, 14. bedâht : zalhaht 178, 24. brûtloht : unzoht 65, 3. (vgl. brutlagt, nuptiæ. Diut. 2, 225[a]). kraht : maht 248, 23 : ernesthaht 86, 17. ꝛc. vgl. Wilder Mann craht : maht 1, 5. 22, 15. 56, 14 : naht 65, 31. luht : vruht 38, 14. 44, 31. Alex. naht : scaht 198, 18. maht : scaht 222, 11 : dienesthaht 191, 24. craht : braht 204, 9.

Von den Labialen steht anlautend, zwischen Vocalen auch inlautend, nur die Media: dach, duoch, dohter ꝛc. blîde : strîde Lieder 66, 2. schaden : unstâden En. 289, 37. brûder : mûder 290, 25. râde : genâde 151, 7. fride : side 169, 27. u. s. w. (vgl. Ettmüller S. IX); auch nach Liquiden worde: geborde 121, 31. velde : gezelde 179, 37. balde : alde 19, 3. 164, 27. u. s. w. Wernher gnâdin : dâdin 61, 20. geburde: wurde 53, 31. Alex. mûder : brûder 185, 21. geburde: wurde 185, 4. Hagen 5142 u. s. w.

Ausgenommen ist hier das Prät. von haben : hate, hete (= dem niederdeutschen und mittelniederländischen hadde), wo die Tenuis haften bleibt.

Auslautend ist im niederrheinischen nur die Tenuis, nie die Media, gebräuchlich, sowohl für organisches, dem hochdeutschen entsprechendes t, als auch, und zwar hier aus- und inlautend, für ʒ und z (tz). Beweisend sind hiefür die Reime, wo t mit hochdeutschen ʒ (z, tz), welch Letzteres der niederrheinischen Mundart fremd ist, gebunden wird, besonders aber Reime mit lateinischen Wörtern. Heinrich blat : stat : gehat (= gehaz) : dat Lieder 60, 30. beschiet : niet : schiet : liet (= liez) 60, 5. geblût : gût : dût : gebût (= gebuozt) : mût (= mûz) 64, 18. Eneide 124, 15. verwâten : verlâten : mâten : kartâten : strâten 57, 1. vgl. Ettmüller S. IX. Wernher dat : revocat 59, 15:

Wilder Mann gisat 10, 23. buot (= buoz) : guot 24, 7. griet (= griez) : gischiet (= geschehen) 57, 18. gibuot (gebuozt) : guot 34, 11 : ôtmuot 22, 11. 41, 34. gisat : bat 2, 7. 4, 3. 8, 21. 30, 7. 44, 23 : dat 10, 23 : stat 6, 11. 14, 21. 45, 15. 27. 57, 8. laten (= ladeten) : saten 16, 30. Alex. stat : dat 204, 6. grôt 218, 4. stat : antsat 193, 24 : gesat 215, 17. hate : ûfsate 194, 6. besaten 193, 28. haten : saten 207, 3. 213, 2. hete : besete 193, 14. Der Belegstellen, wo inlautendes t = z zwischen Vocalen gereimt wird, sind im Ganzen nur wenige; natürlich, denn da inlautend die Tenuis zur Media wird, so eignen sich für den Reim nur fremde Wörter, wie kartâten, oder solche deutsche, wo die Tenuis, ursprünglich mit andern Consonanten verbunden, durch deren Wegfallen haften bleibt, z. B. gruoten (= gruozten) : suoten (= suochten) Wilder Mann 14, 31. 23, 27. 47, 16. Karlmeinet Lachmann suoten : gruoten 46.

Den Wegfall des auslautenden t in der 2. Sing. Präs. hat das Niederrheinische auch mit andern Mundarten, niederdeutschen und mitteldeutschen, gemein. Bei Heinrich sehr häufig is : gewis Lieder 64, 15. Eneide 26, 39. 82, 3. 87, 27. 108, 19. (vgl. Ettm. S. IX). Wilder Mann is : gûdis (= ist : guotes) 16, 14 : heileris 4, 5 : brôdis 8, 13. has (hâst) : Sathanas 9, 31. is : gewis Wernher 59, 26. u. s. w.

Von den Gutturalen kommen in Betracht:

1. das auslautende c, wofür in den meisten niederrheinischen Denkmälern die Aspirata ch, in einigen g geschrieben wird; aber auslautendes c kennt die Mundart nicht. Eneide ich mach : erscrach 19, 37. slach : gesach 42, 25. bech : wech (: wec) 148, 39. bûch (venter) : trûch 133, 9. bûch : genûch (= genuoc) 352, 20. gelîch : zwîch 169, 25. einwîch : sich 259, 27. burch : durch 319, 33. flouch (= flouc) : rouch 97, 25.

192, 15. louch (= louc) : ouch 108, 3. 131, 29. Wilder Mann und Wernher dach (= tac) : sach 44, 9. 2, 31. 21, 1 : sprach 17, 8. 19, 14. 20, 11 : stach 17, 34. wâch (= wâc) : dar nâch 63, 29. druoch : duoch 4, 1. 6, 17. 27. 26, 27. lach : sach 26, 13. mach : sprach 53, 29. 56, 18. 58, 8. 66, 11. sêlich : mich 70, 22. gnuoch : bruoch 39, 4 : buoch 2, 31. 16, 18. 28, 31. 65, 6 : duoch 15, 5. sluoch : vluoch 12, 1. Alex. brach : lach 210, 27. 226, 10. zebrach : lach 195, 6. 208, 2. lach : ungemach 212, 20. mach : brach 189, 17. gesach : lach 196, 20. 204, 25: slach 218, 10. geschach : lach 219, 22. slach : geschach 219, 20 : stach 222, 9. tach : ungemach 196, 25. sculdich : sich 193, 1. hêrlîch : geweldich 185, 12. wunderlich : strîtich 189, 20. sich : genâdich 214, 3. volcwîch : rîch 215, 24 : Albrîch 226, 18 : gelîch 119, 26. zwîch : gelîch 204, 12. puoch : genuoch 187, 22. 184, 7 : intsluoch 183, 15. burch : durch 201, 8. 209, 21. 210, 19. 116, 28. Lachmann II. lach : sach 43, 137. vûrich : grûelîch 139. gnûg : bûch 19. inwendich : sich 149. III. sprag : dag 559 : mag 235. sig : estrig 169. dach : ungemach 163. burg : durg 191. Karlmeinet Benecke slag : irsag 45. sprach : mag 105. Maßm. lach : sprach 156ª u. s. w. Hagen sich : wîch 5642. 3378. burch : durch 2613. 2582. 2564. 5752.

2. g tritt an die Stelle von h in dem Worte sâgen = sâhen (viderunt). Lieder gesâgen : pflâgen 62, 37. Eneide sâgen : vrâgen 35, 21 : lâgen 47, 17. u. s. w. Wilder Mann sâgen : gibâgen 15, 19. 18, 20.

3. Die Abneigung gegen die Spirans h theilt das niederrheinische mit allen niederdeutschen Mundarten. Die Kürzungen nâ, gâ, hô übergehe ich, weil sie sich auch in hochdeutschen Denkmälern finden. Bei Heinrich gesellt sich dazu noch die (= diech,

femur): knie 212, 5. Inlautend zwischen Vocalen: Eneide zîen (= zîhen) : frîen 117, 9: blîen 264, 35. gedîen : frîen 129, 27. ziet : niet 140, 9. stâl : mâl 160, 31. stâle : hâle 158, 7. Vgl. Wilder Mann twân (= twahen) : gidân 5, 25. vie (= vihe) : hie 39, 20. 47, 26. gedîen : verkrîen 38, 2. trêne (= trehene) : selzêne 57, 20. hôre (= hôhere) : kôre 66, 17. 70, 4. — Vor s: Eneide was : vas (= vahs) 146, 9: sas (= sahs) 160, 21. ebd.: was (= wahs) 282, 13. der hôste : ze trôste 81, 9. hôsten : getrôsten 343, 17. Wilder Mann außer Reim wessel 34, 17. Alex. enwessen: sessen (= sehsen) 224, 3. Hagen hoisten : troisten 1592. — Vor t vgl. oben siet, niet, geschiet, ferner: Eneide vorte: bedorte 176, 7. worten : bedorten 119, 13. 158, 40. 253, 2. Wernher vorten (= vorhten) : porten 65, 29 : bedorten (= bedorften) 26, 3. suote : gruote 23, 27, 14, 31. 47, 16. Alex. fuorten : porte 210, 25 : bedorten 203, 24. virsuot (= virsuocht) : muot 183, 19. horte : geworhte 202, 18. versmâte : hâte 200, 11. tâtin : versmâtin 204, 8. Hagen porten : vorten 2465. 7505.

Minder Wesentliches glaube ich hier übergehen zu dürfen, denn ich will keine Lautlehre des Niederrheinischen jetzt geben, nur meine Behauptung wollte ich beweisen durch kurze Aufzählung dessen, worin Heinrichs Mundart von der kölnischen abweicht und worin sie mit ihr übereinstimmt. Wer hierin keine Gewähr und den Weg nicht erblicken kann, den er bei einer Bearbeitung der Lieder Heinrichs einzuschlagen hat, der will nicht sehen und dem wird auch der hl. Servatius die Augen nicht öffnen. Ob Heinrich „der Sprache seiner Heimat in der Fremde durchgängig treu geblieben" ist vollends eine müßige Frage, da wir 1. gar nicht wissen, wie lang er in Thüringen sich aufgehalten und was er außer dem Schlusse der Eneide dort gedichtet hat, und weil 2. die

Lieder sowohl als auch die Eneide, und in dieser auch das in Neuenburg an der Unstrut hinzugedichtete Ende, überall eben so deutliche Kennzeichen der niederrheinischen, als vollständigen Mangel aller Spuren der specifisch thüringischen Mundart an sich tragen. Der trügerischen Meinung freilich, auf diese Weise die Sprache eines Dichters so genau und treu darstellen zu können, als vernähme man sie aus seinem eigenen Munde, wird sich Niemand hingeben, der zu der Einsicht gelangt ist, daß das etwas Unmögliches anstreben hieße. Aber nach dem Echten oder wenigstens nach möglichster Annäherung an dasselbe, auch in Beziehung auf die Schreibweise, mit allem Ernst zu trachten, diese Mühe sollte sich kein Kritiker erlassen zu dürfen glauben. In dem vorliegenden Falle lag noch eine besondere Aufforderung dazu in dem gewiss merkwürdigen Umstande, daß mitten in der von einem alamannischen Schreiber herrührenden und überall die Sprachformen dieser Mundart verrathenden Heidelberger Handschrift ein Lied Heinrichs, 57, 10—58, 10, in niederdeutscher Mundart erscheint; ich sage niederdeutscher, denn mî für mir ist nicht niederrheinisch, und wahrscheinlich noch Anderes, auch seggen nicht, das in niederrheinischen Denkmälern stets in der hochdeutschen Form sagen geschrieben wird. Heinrich selbst meidet das Wort fast durchaus im Reime (nur einmal finde ich sie sagen : sie tragen En. 144, 35). Der Schreiber dieser Handschrift nun hat seine niederdeutsche Vorlage so gut abgeschrieben, als er es vermochte oder verstand, d. h. nicht ohne vielfach in seine gewohnte alamannische Schreibweise zurück zu verfallen. Dieser lächerliche Mischmasch ober- und niederdeutscher Sprachformen wird hier in der Ausgabe wiedergegeben, und daz erscheint neben dat, mir neben mî, ze neben tô ꝛc. in friedlicher Eintracht. Ganz treu ist aber der Überlieferung doch nicht gefolgt, und gerade dieses Abweichen davon bestätigt meine Behauptung von dem Mangel

an Einsicht in das Wesen der niederrheinischen Mundart. Statt dem handschriftlichen niederdeutschen gluke 57, 13. ist nämlich glücke gesetzt, statt vur 30 für, statt sinnen 58, 5. sinne und statt dahte, wie die Handschrift = dat liest, dazt. Welcher deutschen Mundart die Form dazt angehört, ist mir zur Zeit noch dunkel; man könnte sie für einen Druckfehler halten, wenn nicht Lachmann zu 61, 35. statt des überlieferten tuot die Verbesserung muozt vorschlüge. dazt und muozt müßen demnach wirkliche Formen sein, die wahrscheinlich der Lautlehre einer neuentdeckten deutschen Mundart angehören.

Ich verweile noch einen Augenblick bei dem in Rede stehenden Liede, indem ich die erste Strophe mittheile, um daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

'Ich bin frô, sît uns die tagè
liehtent unde werdent lanc.'
sô sprach ein frowe al sunder klagè,
frîlich und ân al getwanc.
'des segg ich mînen glücke danc,
dat ich ein sulich herze tragè,
daz ich dur heinen bœsen kranc
an mîner blîschaft niene verzagè.'

Schon J. Grimm hat (Germ. 2, 480. und ebenda 3, 482.) gegen die Anwendung der Accente, von denen hier, ohne daß für den Leser ein Wort der Erklärung beigefügt wäre, zum ersten Mal ein ausgedehnter Gebrauch gemacht ist, Bedenken erhoben *). Wenn indes die Accente bei daktylischen Versen, um die Hebungen, oder in alterthümlichen Versmaßen, wie z. B. dem des Spervogels, um die scheinbar klingenden Reime damit als stumpfe zu bezeichnen, verwendet werden, so kann

*) Zuerst finden sie sich, wenn ich nicht irre, in Haupts Ausgabe der Lieder Gottfrieds von Neifen. Leipzig 1851, S. 37.

bei einigem Nachdenken Jeder der Sache von selbst auf den Grund kommen, obschon es eine Rücksichtslosigkeit ist und bleibt, solche Neuerungen stillschweigend einzuführen. Anders verhält es sich mit den Accenten, womit in vorstehender Strophe die Wörter tagè, klagè ꝛc. geschmückt wurden. Sie müßen für Jeden, dem man nicht Aufschluß gibt, ein unlösbares Räthsel sein. Sonst pflegte Lachmann mit dem Gravis den Tiefton zu bezeichnen, hier in Des Minnesangs Frühling wird er öfters zur Hervorhebung des Auftacts gebraucht. Auftacte gibt es aber bloß zu Anfang eines Verses, es soll also durch den Gravis hier wohl der Tiefton angedeutet sein. Dem Tiefton muß aber nothwendig der Hochton vorausgehen. Wie ist es möglich, daß Wörtern wie tage, klage, trage, die nach mittelhochdeutscher Lautlehre und Metrik nur die Geltung éiner Silbe haben, der Hoch- und nebenbei der Tiefton zugleich zukommen kann? Am besten kommt man aus diesem Dilemma, wenn man, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, einfach annimmt, Diejenigen, die hier auf das auslautende e nach kurzer Penultima den Gravis gesetzt, haben nicht recht gewußt, was sie aus diesen Reimen machen sollen, und in der Verlegenheit dem Leser ein x für ein u gemacht.

In den übrigen Strophen dieses Liedes stehen in den entsprechenden Versen lauter klingende Reime: stunde : gunde : gunde : kunde; râte : spâte : bâte; wâre : offenbâre; unmâre : enbâre; minne : sinnen : inne : gewinne. Daraus geht nun nach unserer Ansicht mit Bestimmtheit hervor, daß der Dichter auch die Reime tâge : klâge : trâge : verzâge als klingende betrachtet wissen wollte. Solche Verwendung zweisilbiger Wörter mit kurzer Penultima und einfachen Consonanten, die nach hochdeutscher Lautlehre nur die Geltung éiner Silbe haben, also nur stumpf reimen, zu klingenden Reimen, ist bekanntlich bei den meisten niederdeutschen Dichtern gar nichts Seltenes. So braucht

z. B. Wizlav von Rügen komen : vernomen : vromen Minnes. Hagen 3, 78ª, wesen : gelesen 80ª, leben : geben 80ᵇ, 83ª, tragest : verjagest 83ª, waren : scharen 84ᵇ als klingende Reime. Bei Heinrich selbst fehlt es nicht an einem zweiten Beispiele 63, 29: gelôvet : hôvet (= houbet) : tôbet; diesen Reimen entsprechen in der zweiten Strophe: gûte : mûte : hûte. Ebenso wird in einem Liede des Meißners (Wack. Lesebuch 689) loben : toben, ferner ebendaselbst habe : rabe (: gâbe) zu klingendem Reim verwendet, und W. Wackernagel, der von solchen Dingen auch etwas versteht, nimmt keinen Anstand, an beiden Stellen diese Wörter mit dem Circumflex zu schreiben. Besteht schon an und für sich kein Zweifel, daß auch an den beiden Stellen tâge : trâge, gelôbet, tôbet 2c. zu schreiben ist, so gewähren dafür Heinrichs Lieder noch einen weitern, schlagenden Beweis: in sämmtlichen in des Minnesangs Frühling abgedruckten Liedern des von Veldeken wird kein einziges Mal ein zweisilbiges Wort mit kurzer Wurzelsilbe und einfacher Consonanz zu stumpfem Reime verwendet, vielmehr sind in Heinrichs Liedern die stumpfen Reime stets nur einsilbige Wörter: sin, sanc, klâr, tôt 2c. Wer dies etwa für einen bloßen Zufall zu halten geneigt wäre, der möge sich überzeugen, daß (mit Ausnahme von zweien nur je mit einem Liede vertretenen) bei keinem andern Dichter in Des Minnesangs Frühling, wie gering auch sein Umfang sei, Reime wie klagen : sagen; leben : gegeben 2c. fehlen. Heinrichs Lieder aber umfassen dreizehn Druckseiten mit über vierhundert Versen. Dieser Gebrauch zweisilbiger kurzer Wörter zu klingendem Reim gilt zunächst allerdings nur für Heinrichs lyrische Gedichte, für welche ja überhaupt vielfach andere Gesetze gelten, als in der Epik; doch begegnen uns auch in der Eneide Spuren derselben, z. B. getriben unde getragen und leiten manegen wagen 137, 33. diez von den bûchen sagen, die mûder die si tra-

gen 144, 35. enboten unde geklaget, ze jungist quam ein maget 161, 1 *).

Noch eines will ich hier bemerken. Bekanntlich bilden alle niederdeutschen Mundarten, wie das Mittelniederländische, die 3. Plur. Präs. Ind. nicht mit -ent, sondern auf -en, d. h. sie fällt mit der des Conjunctivs zusammen. Hiefür bei Veldeken zahlreiche Beweise: si ôsen(t) : lôsen Lieder 60, 34. si nîden(t) : snîden (Inf.): mit den blîden : lîden(t) : durch ir nîden : versnîden (Inf.) 60, 10. schelden(t) : vergelden(t) : melden (Subst.): selden (Adv.) 61, 25. linden : vinden(t) 62, 26. die buochen : si suochen(t) 62, 32. vgl. ferner 65, 11. 29. 67, 28. Dicht neben diesen Reimen erscheint hier im Texte singent 56, 3. 58, 28. liehtent 57, 11. nement 58, 13. 62, 22. springent 58, 27. bringent 59, 28. vernement 59, 26. erzeigent 60, 30. welnt 61, 24. gedîhent 61, 32. jehent 62, 23. Nur 62, 25 ff. ist louben, gruonen gesetzt, weil es hier dem alamannischen Schreiber gerade gefallen hat, die Wörter ohne t zu schreiben.

So viel über die Sprache des Heinrich von Veldeken. Daß ich demnach die Bearbeitung seiner Lieder in Des Minnesangs

*) [In dem niederrheinischen Gedichte von Jolante (s. mein Altdeutsches Uebungsbuch. Wien 1866. S. 103 ff.) sind alle diese Wörter ausschließlich nur zu klingenden Versen verwendet, z. B.

15 vermîdet wâ si mogen,
dî sint als ungezogen
47 sô wil ich sunder doben
hir guode hir milde loben
161 zuo reinen dingen geven
hir herze und oig hir leven
215 in hiren kindeldagen
wat mach ich dâ van sagen? u. s. w.

Bekanntlich ist diese Dehnung durch niederdeutschen Einfluß in die neuhochdeutsche Aussprache gekommen].

Frühling für eine ganz falsche, verwerfliche halte, versteht sich von selbst. Was dagegen den hier aufgestellten Text anbelangt, so übertrifft er an Echtheit und Correctheit den von Ettmüller bei Weitem, obgleich ich die Herstellung nicht überall für gleich gelungen halten kann und Manches zu bemerken hätte.

Auf ähnliche Weise wie mit dem von Veldeken verhält es sich mit den Liedern des Heinrich von Morungen. Auch hier haben wir einen Dichter, in dessen Reimen beträchtliche Abweichungen von der mittelhochdeutschen Lautlehre hervortreten. Lassen jene die niederrheinische Mundart erkennen, so tragen diese die unverkennbaren Merkmale wenn nicht geradezu der niederdeutschen, doch der stark niederdeutsch gefärbten mitteldeutschen. Wozu hilft's? was dem Einen recht war, ist dem Andern billig: darum erscheinen des Morungers Lieder, mit Ausnahme der Reime, wo man ihm wohl oder übel gerecht werden mußte, in demselben Gewande, das drei alamannische Schreiber aus dem Ende des dreizehnten und aus dem vierzehnten Jahrhundert ihnen umzuhängen für gut gefunden haben. Aber nicht einmal eine Entschuldigung hat man bei diesem für nöthig erachtet, im Gegentheil: Lachmann versichert, er wisse wohl, wie der Dichter gesprochen habe, er *wolle* aber nicht so schreiben. Die betreffende Stelle ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht aus den Anmerkungen, wo sie doch den meisten Lesern entgehen wird, hierher setzen sollte. Zu V. 132, 2

swenn ich si sihe, mirn sî von herzen wol &c.

bemerkt Lachmann S. 281 u. 282 wörtlich Folgendes: „der Dichter sprach swan ich si sê: aber ich habe seine Mundart nicht genau herstellen *wollen*." Ich enthalte mich hiezu jeder weiteren Bemerkung, und will nur so viel sagen, daß diese Äußerung aus dem Munde eines Kritikers mit Lapidarschrift der philologischen Nachwelt aufbewahrt zu werden verdiente.

Ich verzeichne die vom Mittelhochdeutschen abweichenden Reime des Morungers: gêt : unbevêt (= væt) : jêt (= giht) 122, 3. sêle : quêle : bevêle : stêle 142, 3. die schône (= diu schœne) : krône 122, 7. 129, 29. krônist (= krône ist) : schônist (= diu schœnest) : lônist 133, 29. frunde (= friunde) : kunde : sunde 130, 7. gefrunden : kunden 131, 10. frôwe : getrôwe (= frouwe : getriuwe) 124, 30. versmân : hân 122, 10. bevât : gât 129, 28. versmât : engât : enpfât 134, 61. gânt : slânt 131, 22. klâr : wâr : nâr (= nâher) 123, 8. sê (= sehe, sihe) : gê 125, 18. 136, 34. owê 128, 4 : snê : wê : klê 140, 38. sêe : flêe (= flêhe) 132, 3. entsên : vên (= entsehen : vêhen) : stên : zergên 126, 9 : zergên : gên : geschên 126, 33; jên : flên 133, 30. sêt (= siht) : gêt 136, 29. hô : frô 122, 12 : dô : alsô 13, 30. 143, 12. ich bestê (= bestên) : wê : gê 123, 17. summer : kummer (= sumer : kumber) 140, 32. (so auch der vom Weißensee [bei Erfurt] nummer : kummer : summer Minnes. Hagen 2, 14[b]. Der Düring ebd. 2, 25. Wolframs Titurel 88, 3. 4.) bevorn : verlorn 133, 18. 134, 30. morgensterne : verne : gerne 134, 36. (vgl. Eilhart: Fundgruben 1, 234. 41 : ungerne : verne. Weißensee Minnes. Hagen 2, 24. Grammatik 1 ^{2}, 462).

Also ê für æ, ô statt des Umlauts œ, i für e, u = iu, ô = ou = iuw; ferner Synkope und Apokope der Spirans und Aspirata (h und ch), Gemination des einfachen m und von mb; Formen wie verne für verre, bevorn, was bedarf es mehr, um die mitteldeutsche Mundart festzustellen und den Weg zu zeigen, den man bei der Bearbeitung eines Dichters, dessen Lieder solche Reime aufweisen, zu betreten hat? Ich unterlasse es, Belege aus andern Dichtern beizubringen, da ich von jedem Philologen voraussetzen darf, daß er Grimms Athis und Prophilias, From-

manns Herbort, meine Mystiker, die Marienlegenden und den Nicolaus von Jeroschin, wo sich eine Fülle von Beispielen findet, kennt. Lachmann hat freilich einmal irgendwo die Bemerkung gemacht, die Reime krônist : schônist : lônist seien unhöfisch, als ob höfisch gleichbedeutend wäre mit mittelhochdeutsch. Dann waren auch der von Veldeken, ja selbst Wolfram keine höfische Dichter. Hätten die Herausgeber diesen Dingen einige Aufmerksamkeit geschenkt, wie sie es so augenscheinlich nicht haben, so würden sie sich besonnen haben, die Lieder 130, 31—131, 24, in welchem zweimal der Reim niht : siht erscheint; ferner 137, 10—26, wo (abgesehen vom unreinen Reim an : hân : getân 137, 11. deren sich in den echten Liedern Heinrichs keine finden) der Imperativ sich (: mich) und nein : enzwein begegnet, nicht minder 145, 33—147, 3. dem Morunger beizulegen. Solche Kriterien sind bei Fragen über Echtheit und Unechtheit unendlich wichtiger als alle Versschlüsse (s. oben S. 128 und ähnliche) zusammen genommen.

Diese Mißachtung und Geringschätzung aller mundartlichen Forschungen kann man aber, ich wiederhole es, in allen Ausgaben Lachmanns beobachten. Wie anders ließe es sich sonst erklären, daß Sprachformen, die entschieden nur dem alamannischen Dialect und zwar zum Theil erst seiner Gestaltung um die Grenzscheide des 13/14. Jahrhunderts zukommen, in Ausgaben von Dichtern Eingang gestattet wurde, deren Mundart dieselben zu allen Zeiten fremd waren? So wan f. man bei Dietmar von Eist 39, 19. und häufig im Walther von der Vogelweide 36, 4. 73, 35. 83, 38. 103, 6. 106, 84. 120, 27. nehtint beim Kürnberger 8, 1. nienen ebd. Morungen 128, 4. dien, heinlich 130, 20. 137, 37. 140, 9. 144, 37. 132, 37. dur (= durch) ebd. öfter 143, 23. 144, 25. men (= man) ebd. 147, 19. fröide, selcher u. a. m. Daß wan, men, dien, dur, nienen, nehtint, fröide ꝛc. specifisch

alamannische, allen übrigen Mundarten unbekannte Wortformen sind, das steht so fest als etwas. Wer sie in Ausgaben österreichischer, fränkischer und mitteldeutscher Dichter aufnehmen zu dürfen glaubt, der hätte auch nicht nöthig kilche in kirche, beschehen in geschehen u. s. w. (vgl. Lachmann zu Walther 11, 3. 92, 36) zu ändern. —

„Weiter als 1170 gehen die Namen der Liederdichter nicht zurück.“ Dies ist ein Fundamentalsatz der Lachmannischen Litteraturgeschichte und er wird mit einer seltenen Hartnäckigkeit verfochten. Ihn auch zu beweisen hat man sich nie die Mühe genommen; denn den Worten, die jene Behauptung begründen sollen, „weil Meinloh von Seflingen und Spervogel schon überschlagende Reime haben, und Dietmar von Eist sich sogar zu den künstlich verschlungenen Versen der folgenden Dichter bequemt,“ wird wohl Niemand irgend eine Beweiskraft zugestehen, so lange nicht der Beweis geführt ist, daß und warum vor 1170 klingende Reime und verschlungene Verse ins Reich der Unmöglichkeit gehören. Daß die Lyrik früher als am Rhein und unberührt von provenzalischem Einfluß in Oesterreich zuerst ihre Schwingen entfaltet habe, ist eine allgemein zugestandene Thatsache. Waren aber die östlichen Dichter im Stande, auf Grundlage des epischen Volksliedes eine neue Dichtart, das lyrische Lied, zu erfinden, so wird man ihnen auch eine von jeder neuen Kunst unzertrennliche Fortbildung und Weiterentwicklung, die sich ja zunächst in manigfaltigeren Weisen und Formen zu äußern pflegt, zutrauen dürfen. Einer muß der Erste gewesen sein, der den überschlagenden Reim und die verschlungenen Verse erfand und in die Lyrik einführte. Finden sich diese schon bei Dichtern, die von fremdem Einflusse erweislich frei geblieben sind, so wird man annehmen dürfen, daß sie wie die Gattung so auch die Weise und Form selbständig von sich aus weitergebildet haben. Diese künstliche Ausbildung

der Strophenform knüpft sich vorzüglich an den Namen eines Dichters, über dessen Person und Lebenszeit wir glücklicher Weise bestimmte historische Zeugnisse haben: an Dietmar von Eist 1143 bis 1170. Eine Kritik nun, welche diese frühe Ausbildung leugnet, hat den Weg zu betreten, der schon von Wilh. Wackernagel (altfranz. Lieder S. 202) angedeutet wurde: sie hat zu untersuchen, ob hier nicht eine Vermengung zweier Dietmare oder aber eine Vermischung von Liedern verschiedener Dichter stattfinde. Den Versuch zu einer derartigen Untersuchung hat nun Haupt S. 245 und 246 anzustellen Miene gemacht. Da er aber von dem Jahr 1170 als unverrückbarer Schranke ausgieng, so darf man sich nicht wundern, wenn er, statt das nahe li=gende sichere Ziel zu erreichen, sich in ein Labyrinth von haltlosen Vermuthungen verlor, in dessen Dunkel nur éin Stern ihm leuchtete: die tröstliche Gewißheit, daß Lachmann sich nicht geirrt haben könne. Man muß die ganze Untersuchung selbst lesen, um sich zu überzeugen, daß es sich hier nicht mehr um aufrichtige, unbefangene Lösung wissenschaftlicher Fragen, sondern um bloße Rechthaberei handelt. An Allem wird gezweifelt, nur an dem Einen nicht: an Lachmanns Unfehlbarkeit. Wem fällt hier nicht die schöne Strophe aus Hamlet II, 2. ein, die, mit der Änderung eines einzigen Wortes, für unsern Fall wie gemacht ist?

Das litt. Centralblatt 1858, S. 156 macht uns die Zumuthung, den Beweis der Identität zwischen dem von 1143 bis 1170 in Urkunden erscheinenden Dietmar von Eist und dem Dichter dieses Namens zu führen. Dies ist aber, da es überhaupt nur éinen Mann dieses Namens und Geschlechtes gab (kein Historiker hegt darüber den leisesten Zweifel), wohl nur ein Scherz. Jener Dietmar, der zuerst im Jahre 1143 urkundlich erscheint, starb im Jahr 1170 oder 1171 als betagter Mann, kinderlos, als der Letzte seines Geschlechtes, und die wie es

scheint nicht unbeträchtlichen Besitzungen giengen an seine mit Engelbert von Schonheringen vermählte Schwester Sophia über. Nach diesem Jahre gab es keinen Dietmar von Eist mehr und überhaupt keinen Eister. Wenn man also nicht annehmen will, er habe noch aus dem Grabe gesungen, so bleibt nichts Anderes übrig, als entweder zuzugeben, daß die deutsche Lyrik über 1170 zurückreicht, oder zu beweisen, daß alle unter Dietmars Namen überlieferten Lieder diesem fälschlich unterschoben sind. Einen dritten Weg gibt es nicht. Denn wenn auch nur einige der alterthümlichern ihm zugesprochen würden, so ist jene Schranke schon durchbrochen. Ein solcher Beweis hätte aber seine Schwierigkeiten. Die Erkenntnis, daß die Strophen 20, 1—25, 12 nicht jenem Spervogel angehören können, der die Strophen 25, 13 bis 31, 6 dichtete, ist zwar leicht; aber einen gewissen Fortschritt in der äußern Form wird man bei jedem Dichter von Begabung und bei längerer Kunstausübung doch wohl voraussetzen dürfen. Wie anders will man sonst bei Heinrich von Rucke z. B. die unreinen Reime in seinen Liedern (wîp : lît 103, 10. hân : kan 103, 31. enkan : stân 103, 36. sinne : minne : gedinge 106, 35. haben : verzagen : tragen : klagen : sagen 107, 21. genuoge : truobe 108, 27. naht : gedâht 109, 19. wîbe : lîbe : vertrîben 111, 2) und den vollständigen Mangel solcher Reime in seinem Leiche 96—99 erklären?

Bisher waren wir des Glaubens, das unumgelautete lange â, wo es bei hochdeutschen Dichtern im Reime erscheint, sei das Kennzeichen eines hohen, noch über die Mitte des zwölften Jahrhunderts hinaufreichenden Alters („wer den Ursprung des æ in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts setzt, dürfte wenig fehlschlagen" Grammatik 1³, 173). Solche Reime finden sich wirklich bei Spervogel (Bechelâre : mâre = mære 26, 3. grâwe : alwâre = alwære 27, 13.) und Dietmar (sâhe = sæhe :

zewâre 37, 26.). Statt nun diese Reime als das zu nehmen, was sie unzweifelhaft sind, als Beweise für das hohe Alter jener Lieder und ihrer Dichter, wird, consequent zwar und entsprechend jenem Jahre 1170, aber rein willkürlich, nicht nur sæhe (dies möchte noch angehen), es wird auch Bechelære und græwe geschrieben, Formen also, wie sie nie in Deutschland, in keiner Mundart und zu keiner Zeit je erhört sind. *) Bechelere haben allerdings, dem ihnen widerstrebenden Reim zu lieb, die beiden Handschriften AC, aber wir wissen aus den Nibelungen und andern Gedichten genau, welches die richtige übliche Schreibweise war (noch heute lautet es unumgelautet Pöchlarn), und warum wurde bei Heinrich von Veldeken 59, 23. nicht auch jêre : clêre nach C geschrieben statt jâre, clâre? græwe dagegen ist Erfindung Lachmanns (A liest grâwe : alwere), sie steht jenen monströsen Formen wie kuont, fuohs ꝛc. im Wolfram ebenbürtig zur Seite. Also nur um recht zu behalten wird die mittelhochdeutsche Lautlehre auf den Kopf gestellt und werden unmögliche Sprachformen eingeschwärzt. Dieses Verfahren könnte man ergötzlich finden, wenn es nicht betrübend wäre, betrübend durch die Betrachtung, bis zu welchen Verirrungen der Eigensinn führen kann, betrübend auch deshalb, weil dadurch eine Menge von Schülern, die jenen beiden Männern blindlings zu folgen gewöhnt sind, irre geleitet wird.

Die Ausstattung des Buches, um noch von dieser zu sprechen, Druck und Papier, ist eben so ansprechend und verlockend für's Auge, als die innere Einrichtung unbequem, nüchtern und

*) [Die unlängst aus jüngern Gedichten und Handschriften nachgewiesenen Reime Bechelæren : wæren : mæren (s. Zeitschrift 13, 326) können obige Behauptung höchstens etwas beschränken, aber aufgehoben wird sie dadurch nicht und noch weniger dienen sie der Schreibung Bechelære und græwe in den Sprüchen Spervogels zu irgend einer Rechtfertigung.]

kalt. Gleich der Mangel an Columnenüberschriften — die Dichter sind bloß mit römischen Zahlen bezeichnet — ist so hinderlich und unpraktisch als möglich. Um beim Aufschlagen zu wissen, welchen Dichter man vor sich hat, ist es nun nöthig, jedesmal entweder das Register zu befragen, oder nach vorwärts zu blättern, oder die Zahlen auswendig zu lernen, oder endlich, was am meisten zu empfehlen ist, jeder Seite die betreffenden Namen überzuschreiben. Diese Unterlassung ist nicht etwa die Folge von Vergeßlichkeit oder eines bei Gelehrten nur zu häufig vorkommenden Ungeschicks, nein, es ist vielmehr Grundsatz, nichts zur Bequemlichkeit der Leser zu thun. Darum auch hier, wie in den meisten aus diesen Händen hervorgegangenen Ausgaben, die fast vollständige Abwesenheit aller Erklärungen, die dem Leser über sachliche und sprachliche Schwierigkeiten hinweghelfen und das Verständnis erleichtern und befördern könnten. Alle solche Erläuterungen, die über gelegentlich beigebrachte Parallelstellen oder über metrische Feinheiten etwa hinausgehen, werden geflissentlich gemieden, aus Besorgnis, dadurch die angehenden Jünger, wenn man ihnen die Sache gar zu leicht macht, zur Trägheit zu verleiten und dem Dilettantismus Vorschub zu leisten; als wenn es in der altdeutschen Philologie sonst keine Schwierigkeiten zu überwinden gäbe, und als wenn die Denkmäler altdeutscher Poesie bloß für Studenten und einige Philologen von Profession da wären! In der That wird die nicht unbeträchtliche Anzahl unter den Gebildeten, die ein Herz für die Vergangenheit unsers Volkes haben, und voll Eifers und guten Willens sind, diese aus den Quellen kennen zu lernen, als nicht vorhanden betrachtet. Wie könnte sonst, statt sie liebevoll zu sich heranzuziehen und ihnen bei ihrem löblichen Bestreben hilfreiche Hand zu bieten, Alles so absichtlich drauf angelegt werden, sie abzukühlen und abzustoßen, dadurch, daß man ihnen ungenießbare, unverständliche Bücher in

die Hände gibt? Diese kahlen, aller Erläuterungen baaren Ausgaben sind dann auch die Quelle jener traurigen Zwittergeschöpfe, die nicht altdeutsch und nicht neudeutsch sind, ich meine jene sprachverderbenden, handwerksmäßigen Übersetzungen, die mit erschreckender Schnelligkeit sich mehren, und, indem sie das Nichtverstandene wohl oder übel dennoch übersetzen, statt eine richtige Kenntnis der mittelhochdeutschen Poesie zu befördern, davon nur ein Zerrbild liefern und jedes ernstliche Studium der alten Sprache und Litteratur mehr und mehr hintanhalten.

In der einen, durch Beneckes Sorgfalt ausgezeichneten Ausgabe des Iwein hatte sich der exegetische Eifer der Schule schon im ersten Anlauf erschöpft, und ein zweiter Versuch, der diesem ersten nur entfernt gleichkäme, ist nicht gemacht worden. Lachmanns Ausgabe des Nibelungenliedes (1826) entbehrte 28 Jahre lang des so nothwendigen Wörterbuches, und als es (1854) erschien, war es fast schon zu spät. Wolfram, der schwierigste aller mittelhochdeutschen Dichter, ist noch heute ohne einen von berufenen Händen verfaßten Commentar: weil man nicht gleich Alles hat erklären können (so lautet wenigstens die Ausrede), wurde gar nichts erklärt, und an diejenigen Leser, welche erklärende Anmerkungen wünschten, wurde die, wir wollen sagen — naive, Forderung gestellt: „sie müssen erst sagen, was sie nicht wissen, was ihnen selbst dunkel scheine, wo sie Hülfe brauchen“ (Wolfram S. IX). Mit solchem Hohn verstand Lachmann die „vorschnellen Tadler“ abzuweisen. Darf man sich unter diesen Umständen wundern, wenn Jeder, der nicht dabei sein muß, der altdeutschen Litteratur den Rücken kehrt, und wenn der Leserkreis, statt sich, wie man bei einer so jungen Wissenschaft erwarten sollte, mehr und mehr zu erweitern, von Tag zu Tag enger wird?

Um schließlich auf Des Minnesangs Frühling zurückzukommen, so wären hier eingehende, erläuternde Anmerkungen

so nothwendig und nothwendiger gewesen, als bei jeden andern, namentlich epischen Dichtungen, schon weil die Lyrik, diese subjectivste aller Dichtarten, mit ihren wechselnden Stimmungen und Formen dem Verständnisse weit größere Schwierigkeiten darbietet, als die epische Poesie. Von alle dem findet der Leser hier so zu sagen nichts: durch's ganze, sonst so schöne Buch, schön durch den Inhalt und schön durch die Ausstattung, weht éin erkältender Hauch. Wer ist zu einem Commentar mehr berufen, ja nicht bloß dies, sondern verpflichtet, wenn nicht der kritische Bearbeiter, der eben bei der Bearbeitung weit tiefer in den Sinn und Geist der alten Texte einzudringen hat, als der Leser, dem es nur zu häufig theils am Gerüste (mit unsern großen Wörterbüchern kommt er dabei nicht weit), theils an Zeit und Kraft dazu gebricht? Selbst Diejenigen, die vom Mittelhochdeutschen etwas zu verstehen glauben, werden hier Manches finden, was ihnen ganz unverständlich, Vieles was ihnen mindestens dunkel ist, und worüber man der Herausgeber Meinung zu erfahren wohl verlangen dürfte. Wie wird es erst den Laien ergehen, die durch den ungewöhnlichen Titel und die reizende Außenseite bestochen das Buch zur Hand nehmen? Der Inhalt wird ihnen so „spanisch“ wie der Titel*), er wird für die Mehrzahl derselben ein verschlossenes Buch sein, Dank der Vornehmheit, die sich etwas zu vergeben und die Wissenschaft zu profanieren wähnte, wenn sie für diese Leser den Schlüssel zum Verständnisse gleich beifügte.

Es fehlt nicht an warnenden und klagenden Stimmen aus dem Laienstande über den verkehrten Betrieb, der in der deutschen Philologie herrscht. Sie haben ein Recht gehört zu werden, wer

*) [Spanisch klingt er nur scheinbar; direct wenigstens hat Lachmann ihn nicht von dort entlehnt, sondern, seiner eigenen Äußerung zufolge, Andreas Tschernings „Deutscher Gedichte Frühling“, Breslau 1642, nachgeahmt.]

aber hört sie? J. V. Scheffel, der uns in seinem Ekkehard (Frankfurt 1856) von dem Leben der obern Lande im zehnten Jahrhundert ein so lebenswarmes, anmuthiges Bild entworfen hat, macht über das Treiben und die Methode in unserer Wissenschaft die treffende Bemerkung, sie sei im Ganzen „eine Litteratur von Gelehrten für Gelehrte, an der die Mehrzahl der Nation theilnahmslos vorüber gehe und mit einem Blick zum blauen Himmel ihrem Schöpfer danke, daß sie nichts davon zu lesen brauche" (S. II.). Noch bezeichnender sind die Äußerungen Gustav Freitags bei Gelegenheit einer Anzeige von Haupts Ausgabe des Neidhart (Grenzboten 1858, Nr. 12, S. 477): „Die Methode des Herausgebers, seine entschlossene, feste, rücksichtslose Kritik, das mächtige Wissen und die stolze Sicherheit sind in unserer Gelehrtenwelt bekannt genug. Möge jetzt auch das Publikum Freude daran gewinnen. Aufrichtig sei gestanden, wir würden dankbar sein, wenn uns der Herausgeber zuweilen etwas mehr von dem langen und mühsamen Wege gezeigt, auf dem er zu Resultaten gekommen ist, die jetzt kurz und glatt vor uns liegen, wie etwas, das sich von selbst versteht. Sein Selbstgefühl mag der Bewunderung Solcher entbehren, welche aus dem großen kritischen Apparat auf die Größe der Arbeit schließen, aber auch wer achtungsvoll in seinen Wegen geht, würde ihm Dank wissen, wenn er öfter sein Zeichen an dem Gestrüppe der Wildnis erblickte, um da irrige Abwege zu vermeiden, wo den Germanenhäuptling ein Wissen leitet, welches ihm fest wie ein Instinkt geworden ist."

Gewiß muß an dem von uns ausgesprochenen Tadel etwas Wahres sein, wenn selbst ein so treu ergebener Freund sich nicht enthalten konnte, solche Klagen und Ermahnungen in sein Lob einzustreuen.

2.

Hugdietrichs Brautfahrt.*)

(S. Österreichische Wochenschrift ꝛc. Wien, 1863. 1, 1—9.)

Die deutsche Litteratur des Mittelalters besitzt eine große Fülle volksmäßiger epischer Dichtungen, die in hohem Grade würdig wären, unter den Händen echter Dichter zu frischem Leben zu erwachen und der deutschen Lesewelt in neuen Gestaltungen wiederum vorgeführt zu werden. Diesen uralten Sagenstoffen, in denen einst unser Volk seine historischen Erinnerungen einer großen Vorzeit, seine sittlichen und religiösen Anschauungen, sein ganzes Sein und Denken niederlegte und zum poetischen Ausdruck brachte, wohnt so viel Frische und Ursprünglichkeit, so viel Tüchtigkeit und unverwüstliche Kraft inne, daß sie, von den Entstellungen späterer Zeit gereinigt und in einer dem Geschmacke der Gegenwart entsprechenden Form erneuert, auf diese gewiß ebensoviel Reiz und Zauber ausüben würden, als sie es durch Jahrhunderte auf unsere Vorfahren gethan haben. Denn was in diesen Sagen lebt und pulsiert, ist Fleisch von unserem Fleisch

---

*) Hugdietrichs Brautfahrt. Ein episches Gedicht von Wilhelm Hertz. Stuttgart, Verlag von A. Kröner. 1863.

und Blut von unserem Blut: es ist der germanische Volksgeist, dessen kräftiger Hauch darin weht und waltet.

Unter den Erneuerungen unserer alten Volksepen, die ich für wünschenswerth und erfolgreich halte, sind aber keine bloßen Übersetzungen gemeint, zumal nicht nach der Art jener, wie sie in jüngster Zeit dutzendweise auf den Markt gebracht wurden, deren Verfasser sich weiß der Himmel welches Verdienst erworben zu haben glauben, wenn sie ganze Reihen altdeutscher Gedichte schwunglos, handwerksmäßig, in oft sehr zweifelhaftes Neuhochdeutsch umschreiben und das Ganze, wie sie es eben finden, meist auf Grund schlechter Handschriften und unkritischer Drucke, unverändert, mit Haut und Haar ihren Lesern vorsetzen. Nicht in solcher Weise darf man der Gegenwart jene Sagenbildungen darbieten, wenn sie Geschmack und Gefallen daran finden soll, sondern es müßen wirkliche Neugestaltungen, freie dichterische Reproductionen sein.

Wenn ich, nicht zum ersten Male, gegen diese trostlosen Erzeugnisse verwerflicher Buch- und Geldmacherei eifere, so kann es mir nicht beifallen, damit auch den Übersetzungen des „Nibelungenliedes“ und der „Kudrun“ ihre Berechtigung absprechen zu wollen. Diese gehören einer Zeit an, wo die altdeutsche Poesie und Kunst auf der höchsten Stufe der Ausbildung stand, es sind nach Form und Inhalt Meisterwerke, die auch in der neuen Sprache, wie sehr diese an Kraft und Wohlklang der alten nachsteht, auf ernste empfängliche Leser ihres gewaltigen Eindruckes nicht verfehlen werden. Ganz anders verhält es sich jedoch mit jenen zahlreichen epischen Dichtungen, die zur Zeit ihrer Entstehung jenen beiden Edelsteinen in der Krone der altdeutschen Poesie zum Theil vielleicht ebenbürtig oder doch nahestehend, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unter den Händen eines vielfach zwar tüchtigen, aber von künstlerischer Bildung mehr

oder weniger verlassenen Geschlechtes Vieles von ihrem ursprünglichen Glanze eingebüßt haben und in getrübter verwitterter Gestalt, versetzt mit fremden Elementen und von allerlei Unkraut umrankt und überwuchert, auf uns gelangt sind. Diese Dichtungen können mit Genuß nur in der alten Sprache gelesen und nur von Denjenigen verstanden und in ihrem Werthe erkannt werden, die das Wesentliche von dem Zufälligen, den echten tüchtigen Kern von fremden Auswüchsen und ungehörigen Zuthaten unterscheiden und trennen gelernt haben; nimmermehr aber können sie einem größeren Leserkreis, dem eben jene gelehrte Kenntnis und Übung fehlt, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg in Übersetzungen vorgeführt werden. Wer es dennoch unternimmt, legt dadurch kein glänzendes Zeugnis seiner Einsicht ab und wird die Liebe zur alten Litteratur, statt sie zu wecken und zu fördern, leicht im Keime ersticken.

Zu den Gedichten dieser Art, die, untauglich zu Übersetzungen, freie Umdichtungen verdienen, gehören alle die zahlreichen, den Amelungen-Sagenkreis bildenden, volksmäßigen Epen, deren leuchtender Mittelpunkt Dietrich von Bern (Verona) ist, jener gewaltige Ostgothenkönig Theoderich, dessen Andenken bis in die Neuzeit unter den Völkern des südwestlichen Deutschlands lebendig blieb und noch jetzt nicht völlig verklungen ist; sodann diejenigen, welche, wie Biterolf und Dietleib und der große Rosengarten von Worms, die rheinischen und hunnischen Helden zusammenführen oder die burgundische und ostgothische Sage vermischen und verknüpfen; endlich jene merkwürdige Trilogie aus dem gothisch-langobardischen Sagenkreise: König Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, die uns nach Osten hin auf das glänzende Byzanz den Blick eröffnen und uns in weiter dämmernder Ferne das Hochland Asiens, die Wiege der germanischen Völker, erkennen lassen.

Wie im Märchen vom Dornröschen der König und die Königin jeden Tag sprachen: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und immer keins kriegten, so hören wir häufig auch unsere Dichter klagen: „Wenn wir nur epische Stoffe hätten!“ und sie finden sie nicht und sehen sie nicht, obschon in den genannten alten Dichtungen und in zahlreichen anderen Sagen, die in alter Zeit keinen dichterischen Bearbeiter gefunden haben (wir erinnern hier nur beispielsweise an die Sage von Otto dem Schütz, die Kinkel mit so viel Glück und Geschick bearbeitet hat), die dankbarsten Stoffe in Fülle vorliegen und es nur eines muthigen geschickten Griffes bedarf, um zu haben, was man verlangt. Allerdings gehört, um diese versunkenen Schätze zu heben und sie in neuem Glanze strahlen zu lassen, daß man nicht nur mit wirklichem poetischem Talente begabt ist, sondern auch in den alten Schriften, aus denen der Geist der Vorzeit zu uns spricht, lesen gelernt hat; denn nicht ohne Mühe und Anstrengung darf man zu jenen Kleinodien vorzudringen und sie zu erfassen wähnen, deren Zugang Unkraut und Dornen wehren. Wenn aber über kurz oder lang einmal der Rechte kommt, der durch die strenge Schule ernster Forschung gegangen ist und auf dessen Stirne die Gottheit ihren Stempel gedrückt, dem wird sich die Dornhecke wie von selbst öffnen, der wird das verzauberte Königskind durch seine Umarmung zu neuem Leben erwecken, und wir werden dann nicht mehr zu beklagen haben, daß unserer Zeit die nationale Epopöe versagt ist.

Wenn ich mich nicht ganz täusche, so ist der, von dem wir in der angedeuteten Weise die Wiedergeburt unserer alten volksmäßigen Heldendichtung erwarten dürfen, schon gekommen, oder sollte er es nicht selbst sein, so ist er doch gewiss dessen Vorläufer, der jenem die Wege bereiten wird, die zum Ziele führen. Ich meine den Verfasser des in der Überschrift genannten kleinen epischen

Gedichtes von Hugdietrichs Brautfahrt, Wilhelm Hertz. Wir begegnen diesem jungen schwäbischen Dichter, der gegenwärtig als Privatdocent der deutschen Litteratur in München lebt, hier nicht zum ersten Male. Schon vor zwei Jahren ist er mit einem epischen Gedichte, „Lanzelot und Ginevra“ (Hamburg, 1860), hervorgetreten, das nicht ohne Beifall und Anerkennung aufgenommen wurde. Aber wie sehr auch dieser Versuch, die alte bretonische Sage in einer dem Geschmacke unserer Zeit zusagenden Weise zu erneuern, vom Erzählertalent und der dichterischen Begabung des Verfassers zeugte, so war doch die Wahl des Stoffes insofern keine glückliche, als auf dem Gebiete des Artus-Sagenkreises für unsere Dichter keine Lorbeern zu holen sind und selbst das eminenteste Talent sich vergebens abmühen wird, diesen nebelhaften, schemenartigen Gestalten einer frostigen und matten Einbildungskraft Leben einzuhauchen. Dieser ersten selbständigen Dichtung folgten Übersetzungen des ältesten französischen Epos, des „Rolands-Liedes“ (Stuttgart, Cotta, 1861), und der poetischen Erzählungen der Marie de France (Stuttgart, A. Kröner, 1862), Übersetzungen, die des Verfassers Befähigung zu solchen Arbeiten im hellsten Lichte erscheinen lassen und sich dem Besten zur Seite stellen, was Deutschland jemals in dieser Kunst geleistet hat.

Weit überwogen aber werden diese Arbeiten und Versuche, die wir als Vorschule, als Vorübungen zu Besserem und Größerem betrachten dürfen, durch das Eingangs genannte Gedicht, das uns zu den vorstehenden Betrachtungen veranlaßt hat. Hier finden wir den Dichter in seinem wahren Element und sehen ihn frei und schön die Schwingen seines Geistes entfalten. Es ist nur ein kleines, nicht viel über fünfzig Seiten in Miniaturformat umfassendes Ding, das uns hier dargeboten wird; aber es ist eine der anmuthigsten, reizendsten Dichtungen, die wir in unserer ganzen Litteratur kennen. Das ist der rechte Weg, das die richtige

Art, unsere alten Epen und Sagen zu verjüngen und dem Volke wiederum an's Herz zu legen, und mit lauter Freude begrüßen wir diesen ersten, frischen, trefflich gelungenen Wurf.

Das mittelhochdeutsche Gedicht, das dem Verfasser als Quelle gedient, bildet in der oben angeführten Trilogie des gothisch-langobardischen Sagenkreises das Mittelstück. Es ist unter den vorhandenen volksmäßigen Epen an Umfang eines der kleinsten und zählt kaum über tausend Langzeilen in der entstellten Nibelungenstrophe, dem sogenannten Hildebrandston. Obwohl auf uralten Sagenelementen beruhend, hat es doch die gegenwärtige Gestalt nicht vor höchstens dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts empfangen und trägt daher die unvermeidlichen Spuren dieser Entstehungszeit nur zu deutlich an sich. Zwar fehlt es dem Vortrag nicht an einer gewissen Naivetät und Innigkeit, doch darf man diese mehr auf Rechnung des Stoffes als des Verfassers setzen: im Ganzen ist die Darstellung bänkelsängerisch unbeholfen, ohne Schwung und Leben, und von der Kunst, die wir im Nibelungenliede bewundern, hatte der Dichter kaum mehr eine Ahnung.

Dieser Erzählung nun ist Wilhelm Hertz in allen wesentlichen Punkten treu gefolgt. Aber was hat er daraus zu machen verstanden! Zuerst muß lobend hervorgehoben werden, daß er die Strophenform des Originals, die, in die Länge gehört, eintönig wird (wen hätte die durch die sechs Bände des Simrock'schen Heldenbuches laufende Wiederholung eines und desselben Tones nicht schon zum Sterben gelangweilt?), mit Einsicht und feinem Takt aufgegeben und zum altgermanischen epischen Verse, der durch den Reim in zwei gleiche Hälften geschiedenen Langzeile, gegriffen hat. Der gesunde Sinn und Geschmack und das dichterische Verständnis, von dem schon diese Wahl des Versmaßes Zeugnis giebt, bewährt sich auch in allem Übrigen. Es ist die-

selbe einfache Geschichte hier wie dort, und doch welch ein gewaltiger Unterschied! Während dort das Ganze wie unter einem trüben Schleier liegt, lacht hier alles in Morgenfrische und Sonnenschein; statt der dort langsam, träg und einförmig dahinschreitenden Erzählung, herrscht hier überall frisches Leben und Bewegung. Die Gestalten, die im alten Gedichte, kalt, gleichgiltig, schattenhaft, wie sie sind, uns kaum ein Interesse abzugewinnen vermögen, hat die Hand unseres Dichters (man vergleiche nur den Berchtung von Meran, den König Walmund und dessen Gattin Liebgart), indem er sie individualisierte, uns menschlich nahegerückt, wir fühlen ihren raschen, warmen Pulsschlag, und in die Rührung läßt der Humor, der dem Verfasser des Originals fast fremd ist, seine neckenden Lichter spielen. Dazu tritt an die Stelle der trockenen schwunglosen Darstellung hier ein Flug der Gedanken, ein süßer Wohllaut der Rede, dem man es wohl anfühlt, daß der Verfasser den unübertroffenen Altmeister Gottfried von Straßburg kennt und liebt: wie Perlen quellen ihm Verse und Reime von seltener Reinheit des Baues und Klanges vom Munde. Der müßte ein lederner Geselle sein, dem bei der Lectüre dieses Gedichtes nicht das Herz aufgienge, der sich nicht angemuthet fühlte von der jugendlichen Frische und Innigkeit, die das Ganze durchzieht.

Eine kurze Inhaltsangabe und einige eingestreute Proben werden dem etwaigen Vorwurfe der Überschwänglichkeit meines Lobes wehren.

König Walmund (im Original: Walgunt), alt und müde geworden von manchem Streit und Kampf, hält seine schön heranblühende Tochter Hildegart in eifersüchtiger Liebeshut zu Salneck in einem Thurme vor aller Welt verschlossen, schwörend:

Sein Kind, so lang er noch am Leben,
An keinen Freier zu vergeben.

Sie blieb dem Hofgelag der Herrn,
Blieb jedem Tanz und Festspiel fern;
Sie saß auf ihrem Thurm allein
Und fütterte Waldvögelein;
Sie lauschte, wie die Flut sich brach
Und sah den weißen Wolken nach.
So schwanden ohne Klage
Wunschlose Jugendtage.
Doch kam ein Frühling blütenschwer,
Da ward sie stiller mehr und mehr;
Sie fühlte mit verschämtem Beben
In zarter Brust ein knospend Leben
Und sah sein ahnungsreiches Walten
In holden Räthseln sich entfalten:
Dann barg sie vor des Tages Schein
Sich in ihr dämmernd Kämmerlein.
Oft, wenn sie sang zum Harfenklang,
Ward ihr das Herz so sterbensbang:
Sie wünscht — und weiß nicht, was ihr fehlt;
Sie seufzt — und weiß nicht, was sie quält,
Ausweinend in bekämpften Thränen
Ein weiches, unverstand'nes Sehnen.

Die Kunde von ihrer wunderbaren Schönheit dringt weithin in alle Lande und weckt in dem Herzen des jungen, kaum zur Mannheit erblühten Königs von Byzanz, Hugdietrich, glühende Liebe zu dem nie geschauten Königskind. Nach manchen Plänen die Hut zu brechen und durch Güte oder Gewalt das Mädchen zu gewinnen, räth ihm sein alter Erzieher und Waffenmeister Berchtung, nachdem er ihm vergeblich das Thörichte und Erfolglose seiner eigenen Pläne dargethan, sich als Jungfrau zu verkleiden und in dieser Gestalt durch List den Zutritt zum Thurme zu verschaffen. Zu diesem Behufe läßt sich Hugdietrich durch eine Meerminne Waghilde — die Schilderung, wie er sie am Strande ruft und sie ihn in die Grotte trägt, wo der Nixen Schaar am

Webstuhl sitzt, ist reizend — im Spinnen und Weben unterrichten und fährt, von Berchtung begleitet, in Mädchenkleidung nach Salneck, dort vorgebend, daß er Hildegund, die Schwester Hugdietrichs, sei, und, um der Verbindung mit einem ungeliebten Mann zu entgehen, auf heimlicher Flucht hier Schutz und Obdach suche. Von König Walmund freundlich aufgenommen, weiß sich nach Berchtungs Abfahrt, der in zwölf Monden wieder zu kommen verspricht, der mädchenhafte Jüngling durch sein liebenswürdiges Benehmen und durch die unerhörte Kunst, womit er der Königin ein Festgewand, dem König eine Perlenhaube webt und stickt, bei diesem derart in Gunst zu setzen, daß er ihn, trotz der Abmahnungen der misstrauischen, scharfblickenden Mutter, selbst auf den Thurm zu seiner Tochter führt, damit er auch sie in der kunstvollen Fertigkeit unterrichte.

Oft lehnt beim Hinaufsteigen der Greis sich an die Mauer:

Hugdietrich geht daneben
In ungeduld'gem Beben;
Dumpf hört er alle Pulse schlagen,
Er schwankt in Hoffen und Verzagen.
Da klirrt das Schloß, die Thüre knarrt,
Und vor ihm saß Jung=Hildegart,
Sie saß im Morgenlichte
Mit freud'gem Angesichte.
Ein schlichtes weißes Hausgewand
Hielt weich den schlanken Leib umspannt;
Sie trug kein Gold als ihre Locken
Und schwang die Spindel um den Rocken.

Indem König Walmund seiner Tochter das fremde Königsfräulein als künftige Genossin vorstellt und viel zu sagen weiß von ihres Bruders Glanz und Macht und wie sie Berchtung hergebracht und von der prächtigen Perlenhaube, schließt er seine Rede:

— „Drum halte sie in Ehren!
Sie wird dich fromme Künste lehren.“
Hugdietrich stand indessen
In seligem Vergessen.
Er hängt an ihrem Angesicht
Und all sein Herz wird still und licht:
Ihn rührt mit friedlicher Gewalt
Die süße züchtige Gestalt.
Sie naht, es streift ihn ihr Gewand,
Sie reicht zutraulich ihm die Hand
Und lacht ihn an mit holdem Mund:
„Bleibst Du bei mir, Schön-Hildegund?“
Er sprach: „Dies ist mein einz'ges Streben!
Gern dien' ich Euch mein ganzes Leben.“

Das nun beginnende ungestörte Zusammenleben des holden Paares, das Erwachen der Liebe in ihrer, das Aufflammen der Leidenschaft in seiner Brust, und was darauf erfolgt, ist mit vollendeter Meisterschaft und mit einer keuschen Züchtigkeit geschildert, wie es nach Gottfried von Straßburg bis dahin keinem Zweiten mehr gelungen ist. Zum Belege nur ein paar Stellen:

Zu Salneck auf der hohen Wart
Saß Hildegund mit Hildegart.
In gleich gemeß'nem Bogen
Die flinken Schifflein flogen,
Und fleißig hallte manchen Tag
Eintönig fort des Webstuhls Schlag.
Doch bei der Sonne Scheiden
Da rasteten die Beiden
Und sahen durch die dunkle Flut
Manch Segel zieh'n in Abendglut.
Sie lehnten Wang' an Wange
Mit lieblichem Gesange,
Und in der Dämm'rung hub sodann
Hugdietrich zu erzählen an

Von ferner Länder Wunderpracht,
Von Meerfahrt und von Reckenschlacht,
Von treuer Liebe Sagen
Aus liederreichen Tagen.
Das Mägdlein war des Staunens voll,
Wenn ihm das Wort vom Munde quoll,
Und hat entzückt durch manche Nacht
Den schönen Mähren nachgedacht.

Und als dann der Dichter die Vereinigung der beiden Liebenden geschildert und hinzugefügt:

Sie schweigen still, — so schweig ich auch,

bricht er mit hinreißendem Schwung in die Worte aus:

Und würd' auch meine Rede blüh'n
Gleich Rosen in des Maien Grün,
Und wären die Gedanken mein
Wie Morgenluft und Sonnenschein, —
Ich könnt' Euch doch nicht Kunde sagen
Von jenen goldnen Liebestagen.
Und wär' mein Athem Harfenklang
Und meine Stimme Lerchensang, —
Ich könnte stammelnd nur erzählen
Vom Jubelhall der jungen Seelen. —
O Wunderzeit, du fliehst dem Sinn
Unfaßbar, unaussprechlich hin,
Und nur, wenn lange du entschwunden,
Mag dich ein klagend Lied bekunden.

Das Jahr gieng zur Neige:

Der Winterschnee bedeckte tief
Das Saatkorn, das im Dunkeln schlief;
Doch als auf Wald und Auen
Das Eis begann zu thauen, —
Da hub sich's mälig an zu regen
Und wuchs und drängt' dem Licht entgegen.

Gar oft traf Hugdietrich sein Lieb in stummen Thränen an. Er hob ihr bleiches Angesicht und suchte sie mit den Worten zu trösten, daß sie bald vor aller Welt sein Weib werden solle, wie sie es vor Gott allein bisher gewesen.

Sie lauschte gern des Freundes Wort,
Doch sprach sie nicht und weinte fort.

Da kommt der Verabredung gemäß Berchtung, um das Fräulein zu ihrem angeblichen Bruder, dessen Zorn längst gestillt, heimzuführen. Hugdietrich läßt die Geliebte unter der Obhut des in's Vertrauen gezogenen Thurmwartes zurück und tröstet die erbleichend in seinem Arm Hängende mit dem Versprechen, bald mit tausend Masten wiederzukehren und offen, als König, die Braut zu holen, die ihm der Himmel angetraut.

Mit in Thränen brechendem Auge blickt die Verlassene dem Segel nach und bricht unter der Macht ihres Leides und Jammers zusammen. Sie gebiert einen schönen Knaben, den sie, um ihn vor den Augen ihres Vaters zu bergen, unter Beihilfe der Thürmersfrau an einem Seile in den Zwinger hinabläßt. Dort findet ihn eine Wölfin, die ihn zu ihren Jungen trägt und mit diesen säugt und nährt. Als König Walmund nach Wochen auf die Jagd auszieht, erblickt er im Walde den Knaben, jagt ihn der Wölfin ab, nimmt das ihn anlachende Kind liebkosend heim und schickt es durch die Königin seiner kranken trauernden Tochter zum Trost und zur Erheiterung. Da ward

Des Fräuleins müdes Angesicht
Plötzlich Leben, Lust und Licht;
In Angst und Hoffen bebt ihr Sinn,
Sie reißt das Knäblein zu sich hin;
Sie sieht die frischen Glieder,
Die frohen Augen wieder,
Sie sieht den Stern auf seinem Rücken —
Und lacht und weinet vor Entzücken.

In ihrer Herzensfreude vertraut sie ihrer Mutter das Geheimnis und diese theilt es frühmorgens unter beschwichtigenden Worten dem Gemahl mit.

Der Alte fuhr im Bett empor,
Ihm braust es wie ein Schlag im Ohr:
„Herr Gott, behüt' uns allerwegen,
Das ist ein schöner Morgensegen!"

Ergrimmt nnd brummend stieg er zu des Fräuleins Thurm hinauf,

Mit schlimmen Worten sie zu grüßen.
Doch sie fällt weinend ihm zu Füßen,
Bestürmt mit süßem Laut sein Ohr
Und hält ihr lichtes Kind empor.
Er ballt die Faust, beginnt zu schelten:
„Mag Dir's Dein eigen Kind vergelten —"
Ihm stockt der Fluch: das Knäblein zart
Greift ihm mit Lächeln in den Bart,
Sein Herz erweicht, er muß sich wenden
Und deckt die Augen mit den Händen.

Da hallt Getös vom Strande und heran reitet Herzog Berchtung von Meran, um im Namen Hugdietrichs in allen Ehren um Hildegarts Hand zu werben. Während Walmund den Brautwerber schnöde abweist,

Zieht dort ein Mastenwald daher,
Und kommt, bereit zum Streite,
Ein trotzig Brautgeleite. —
Da zieh'n heran im Wellenbraus
Bewehrte Schiffe sonder Zahl,
Das Erz erglänzt im Morgenstrahl,
Die weißen Segel bauschen,
Die starken Ruder rauschen,
Und rings erwacht der Wiederhall
Von Flöten- und Posaunenschall.

Den ersten Schiffbord überdacht
Ein Baldachin in güldner Pracht,
Und vorne steht im Waffenglanz
Der junge König von Byzanz
Im Kreise froher Gäste
Geschmückt zum Hochzeitsfeste.
Er hebt das Haupt emporzuspähen:
Die Krone blitzt, die Locken wehen.

Da ruft König Walmund, einsehend, daß er mit seinen alten Schwertmagen*) der Übermacht nicht zu widerstehen vermöge, ergrimmt aus:

„Ich schwor, mein Kind nicht zu vergeben,
Und thu's auch nicht in meinem Leben;
Doch nimmt ein Dieb sie raubweis mit,
So bin ich meines Eides quitt."

Lachend rief Berchtung dem querfeldein Reitenden nach:

„Herr Walmund, reitet sachte!
Man wird Euch wieder holen,
Sobald die Braut gestohlen,
Daß Ihr, wie sich's gebühret,
Den Hochzeitreigen führet."

Die Schlußzeilen lauten:

Es lebte drauf das junge Paar
Vereint manch liebes langes Jahr
In Freuden bis zum Grabe.
Wolfdietrich hieß ihr Knabe,
Welch' mächt'ger Streiter er gewesen,
Mögt ihr im Heldenbuche lesen.

Diese gedrängte Inhaltsangabe sammt den ausgehobenen Stellen werden hinreichen, um einerseits unser Urtheil zu recht-

*) Das heißt Waffengenossen.

fertigen, andererseits den Leser zu reizen, daß er das Büchlein selbst zur Hand nimmt, welches uns das zuerst im Münchner Dichterbuch erschienene Gedicht in einem zierlichen Sonderabdruck vorführt.

Möge der allgemeine Beifall, der ihm nicht entgehen wird, den trefflichen Dichter ermuntern, seine Liebe und Sorgfalt in derselben ausgezeichneten Weise noch andern Sagen und Mähren der Vorzeit zuzuwenden. Dieselben in neuer Gestalt, in voller Frische und Schönheit wieder erstehen zu lassen, ist er durch sein ungemeines dichterisches Talent sowohl, als durch seine Studien im Gebiete des deutschen Alterthums vor Anderen befähigt und berufen.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Schönhorn.